This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

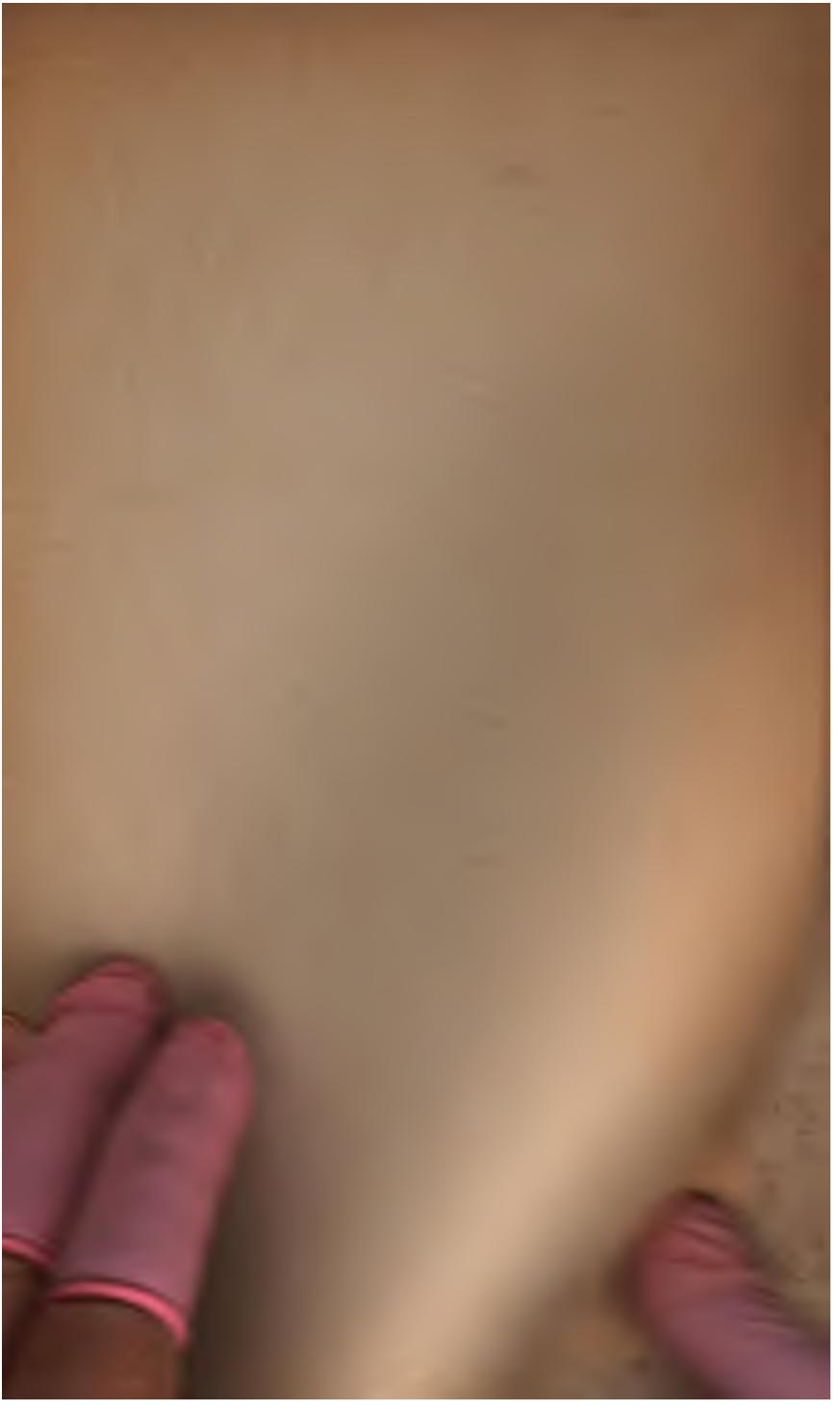
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten

Gesammelt von einem Freunde.

Vierter Band.

Stuttgart

1842

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Biographisches.

Inhalt.

Seite

Biographisches.

Fürst Carl von Schwarzenberg 1
Fürst Joseph von Schwarzenberg 57
Herzog von Reichstadt 61
Wilhelm von Mayern 89
Graf Johann Paar 241
Graf Carl Clam-Martinitz 247

Inhalt.

Seite

Biographisches.

Fürst Carl von Schwarzenberg 1
Fürst Joseph von Schwarzenberg 57
Herzog von Reichstadt 61
Wilhelm von Bayern 89
Graf Johann Paar 241
Graf Carl Clam-Martinitz 247

Fürst Carl von Schwarzenberg.

Tod des Fürſten Carl von Schwarzenberg.

Leipzig, den 20. Oktober 1820.

Des Fürſten Karl von Schwarzenberg lange ſchon als unvermeidlich vorhergeſehener Tod hat mitten in den auch nach der eigentlichen Meſſe noch immer fortdauernden Meßgeſchäften, und die dadurch angeregte Lebendigkeit im mannigfaltigſten Betrieb, faſt acht Tage lang das ganze hieſige Publikum beſchäftigt. Die Theilnahme an ſeinem Tode war herzlich und allgemein. Denn der Fürſt war ja, während ſeines ſiebenmonatlichen Aufenthalts in unſerer Stadt, auch hier ſeinem Charakter ganz treu geblieben, und hatte gegen jeden Stand, und wohin ihm nur ſeine Geſundheit den Ausgang erlaubte, alle Herzen durch Anmuth und Freundlichkeit gewonnen. Seine ehrwürdige Gemahlin (eine geborne Gräfin Hohenberg, früher verwittwete Fürſtin Eſterhazy) bezauberte durch Huld und ächte Höflichkeit. Sein Adjutant und ſeine militäriſche Umgebungen waren Männer von hoher wiſſenſchaftlicher und geſelliger Bildung. Seine zwei Söhne, die Prinzen Karl und Edmund von Schwarzenberg, thaten es an Eifer in Studien und Beſuchung der Vorleſungen bei den trefflichſten Lehrern unſerer Hochſchule vielen in ganz andern Verhältniſſen hier ſtudirenden Jünglingen zuvor, und erwarben ſich die allgemeinſte Achtung. Die in Gegenwart des Hofraths Dr. Carus, des Protektors der Univerſität,

Dr. Bock, des Leibarztes des Fürsten, Hrn. v. Sax, und des selbst durch diese Kur noch berühmter gewordenen Dr. Hahnemann vorgenommene Sektion zeigte augenscheinlich, daß hier keine ärztliche Hülfe mehr möglich, und Hahnemanns wohlberechnete Behandlungsweise wenigstens fristend war. Es haben sich Verknöcherungen in der Herzkammer gefunden, wiewohl die einsichtsvollsten Aerzte der Meinung sind, die nächste Ursache seines Todes habe mehr in Wasseranhäufung im Kopfe und Verknöcherung der Adern daselbst gelegen. Wahrscheinlich belehrt uns Hahnemann darüber in einer eigenen Schrift. Es war lange die Rede davon gewesen, man werde dem Feldmarschall auf dem Schlachtfelde von Leipzig selbst ein Begräbniß mit einem angemessenen Monumente zukommen lassen. Allein er verordnete in dem gleich nach seinem Tode eröffneten Testamente selbst die Beisetzung seiner Leiche in der Familiengruft auf seiner Herrschaft Worlick in Böhmen, und dahin wurde auch über das Erzgebirge unter einer Eskorte sächsischer Husaren seine Leiche abgeführt. Sein älterer Bruder, der Majoratsherr, und eine seiner Schwestern, waren aus Böhmen herbeigeeilt, und befanden sich bei dem an Feierlichkeit alles, was seit vielen Jahren in Leipzig gesehen worden, weit übertreffenden Begräbniß. Es wurde allgemein als ein auffallendes Zusammentreffen in der Zeit angesehen, daß Schwarzenbergs Leiche an demselben Tage, in derselben Stunde, zu demselben Thore in Prozession hinauszog, in welcher er vor sieben Jahren (den 19. Okt. 1813, Nachmittags 2 Uhr) als siegender Feldherr nach der Völkerschlacht in Leipzig eingezogen war. Die sehr verständig und prachtvoll geordnete Prozession ist in vielen öffentlichen Blättern beschrieben worden. Der interessanteste Punkt derselben waren die zwei edeln Söhne

des Fürsten, die an der Hand des von Erfurt hieher geeilten Waffengefährten des Fürsten, des Generals Grafen Kleist von Nollendorf, geführt von dem dazu aus Dresden abgesandten königl. Flügeladjutanten von Schreibershofen, und dem k. k. Gesandten in Dresden, Grafen Bombelles, dem von sächsischem Militär getragenen, mit 100 kerzentragenden Leichendienern umgebenen Sarge folgten. Deputirte der Stadt, der Universität und aller militärischen und bürgerlichen Behörden, nebst einem unbeschreiblichen Zug von theilnehmenden Bewohnern Leipzigs, die Zöglinge der katholischen, sehr zahlreichen Schule, die Leipziger Schützen-Gesellschaft, und ansehnliche Detaschements des sächsischen Militärs, begleiteten die Leiche bis auf eine, fast eine halbe Stunde von der Stadt gelegene Anhöhe, die an die Schlacht von Leipzig erinnerte. Hier erfolgte die priesterliche Einsegnung und das Todtenamt nach dem römisch-katholischen Ritus. Seit der auch sehr feierlichen, aber durch ganz andere Verhältnisse gebotenen Begräbnißfeier des 1806 nach der Schlacht bei Jena hier gestorbenen Generals Macon hatte hier eine solche katholisch-militärische Ceremonie nicht statt gefunden. Es ging alles zu Fuß. Aber vom Einsegnungsplatze an nahmen 43 Kutschen, die auch mitgefahren waren, die Rückkehrenden auf. Nicht nur ganz Leipzig, auch die ganze Umgegend war zu diesem Schauspiel herbeigeeilt, so daß gewiß an 40,000 Menschen in Bewegung waren. Würde eine Gedächtnißmünze auf den Unvergeßlichen, welcher Held im Kriege, doch größer noch im Kriegsrathe und in der Kunst, alles Mißlautende in Einklang zu bringen, war, ausgeprägt, so müßte auf ihr sein Bild mit dem Eintracht gebietenden Geste (gestus pacificator) zu sehen seyn, und die Umschrift aus Horaz: **Vim temperatam Dii quoque provehunt.**

Nekrolog.

Wenn wir, während alle Blätter Deutschlands über den Tod des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg sprachen, bis jetzt nur mit wenig Worten desselben erwähnten, so liegt die Ursache wohl eben darin, weil uns, den Oesterreichern, dieser Mann näher stand, denn all den übrigen Deutschen. Die Klage über sein Hinscheiden ist zur Klage der Nation geworden; es bedarf der Versicherung, wie tief auch wir diesen Verlust empfinden, zur Beglaubigung seines Werthes und seiner Verdienste nicht. Statt dessen wollen wir in wenigen Zeilen eine Uebersicht der Bahn geben, auf welcher der Verewigte zu der Stufe emporstieg, die seiner milden und kräftigen Hand den Antheil an der Entwirrung der Angelegenheiten Europa's in der letzten verhängnißvollen Zeit erlaubte.

Geboren zu Wien am 15. April 1771, und früh für den Dienst der Waffen bestimmt, trat der Fürst in seinem siebzehnten Jahre, ausgerüstet mit all den Kenntnissen, die eine sorgfältige Erziehung zu ihrem Augenmerke macht, als Cadet in das Infanterie-Regiment Wolfenbüttel. Der Feldmarschall Lascy, der sich mit besonderer Liebe zu dem Jüngling neigte, den er in seine Umgebung zog, und über dessen Werden und Wirken er oft in weissagendem Geiste sprach, beförderte ihn mit Anfang des Jahres 1788 zum

Lieutenant in demſelben Regimente. Der Krieg gegen die Türken gab dem jungen Krieger Gelegenheit, ſeinen Muth zu bewähren, und noch in demſelben Jahre ernannte ihn Kaiſer Joſeph zum Beweiſe der Anerkennung ſeines Eifers zum Hauptmann mit Compagnie; Laudon aber, des Soldaten ſtrenges Muſterbild, zog, ſobald er den Oberbefehl in Ungarn übernahm, den Schüler Lascy's in ſeine Schule. Schnell ſtieg der Fürſt die nächſten Stufen hinan; 1790 zum Major ernannt, und erwählt, bei den Krönungsfeierlichkeiten Kaiſer Leopolds in der Arcieren-Leibgarde die Stelle eines Premier-Wachtmeiſters zu verſehen, folgte 1792 ſeine Ueberſetzung zu dem leichten Reiter-Regimente Latour; im nächſten Jahre wurden ihm als Oberſtlieutenant die drei Diviſionen des Uhlanen-Freicorps übergeben, und ſchon 1794 trat er als Oberſt an die Spitze der Cüraſſiere von Zeſchwitz, mit denen er in der Gegend von Cateau bei Troisville jenen kühnen Angriff ausführte, der, von dem glücklichſten Erfolge gekrönt, das zweifelhafte Ringen des Tages für die Oeſterreicher entſchied. Auf dem Schlachtfelde überreichte ihm Se. Maj. der Kaiſer das Thereſienkreuz, und die Entſchloſſenheit, der Muth und die Klugheit des jugendlichen Oberſten wurden die Bewunderung des Heeres. Seine Beförderung zum Oberſt-Feldwachtmeiſter erfolgte im Jahr 1796; von den verſammelten Ständen des ſchwäbiſchen Kreiſes im Jahr 1799 zum General-Major dieſes Kreiſes erwählt, wurde ihm zugleich das Reichs-Infanterie-Regiment Königsegg-Aulendorf übergeben. Im Jahr 1800 ſtieg er zum Feldmarſchall-Lieutenant, und erhielt zum beſondern Beweiſe der Würdigung ſeiner erprobten Treue und ausgezeichneten Tapferkeit das Uhlanen-Regiment Nro. 2. Im folgenden Jahre erſcheint er als außerordentlicher Botſchafter zu Petersburg zum erſten

Male auf diplomatischer Bahn, die er wieder verließ, um 1804 das Präsidium über eine besondere Untersuchungs-Commission, im Jahr 1805 die Vicepräsidenten-Stelle des Hofkriegsraths, bei Ausbruch des Krieges aber eine Division des Heeres in Deutschland zu übernehmen. Nach den Unglücksfällen bei Ulm stand er an der Spitze der Reiterei, die mit Sr. königl. Hoh. dem Erzherzog Ferdinand sich durchschlug und versah in der letzten Epoche dieses Feldzugs, und namentlich in der Schlacht bei Austerlitz, Generaladjutanten-Dienst bei Sr. Maj. dem Kaiser. Im Jahr 1806 wurde ihm das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens auf eine besonders ehrende Weise zuerkannt; 1807 ernannten ihn Se. Maj. zu Ihrem geheimen Rath und sandten ihn, dem Wunsche des Kaisers Alexander zufolge, im Winter des Jahrs 1808 abermals als Botschafter nach Petersburg; bald nach seiner Abreise dahin erhielt er das goldene Vließ. Nach dem Ausbruche des Krieges, kurz vor der Schlacht von Wagram bei dem Heere eingetroffen, nahm er thätigen Antheil an derselben, und erhielt nach den Vorgängen bei Znaim den Oberbefehl über die gesammte Reserve-Cavallerie, ward General der Cavallerie, ging nach dem Friedensschlusse als Botschafter nach Paris, ward Großkreuz des Stephans-Ordens und Großadler der Ehrenlegion bei Gelegenheit der Vermählung Ihrer kaiserl. Hoh. der Erzherzogin Marie Louise, schloß im März 1812 das Bündniß mit Frankreich gegen Rußland, dem Oesterreich nach der damaligen Lage der Dinge nicht ausweichen konnte, übernahm nach Napoleons Wunsche den Befehl über das österreichische Hülfscorps, sah bald nach Beginn des Feldzuges auch das 7. französische Armeecorps sich untergeordnet, wurde zum Feldmarschall erhoben, ging im März 1813 wieder nach Paris,

um in seinem früheren Verhältniß als Botschafter den Hof von St. Cloud zum Frieden zu vermögen, für dessen Vermittlung sich Oesterreich bemühte, und wurde, als jeder freundliche Versuch zur Wiederherstellung der Ruhe bei diesem Hofe fruchtlos geblieben war, und Oesterreich endlich das Gewicht seiner Waffen in die Schale gegen Frankreich warf, mit der obersten Befehlshaberstelle über die gesammten Streitkräfte der Verbündeten bekleidet. Die Tage der Völkerschlacht bei Leipzig rechtfertigten das Vertrauen, das die verbündeten Monarchen in dem ernsten Entscheidungskampfe dem Fürsten bewiesen, und die Siege von Brienne, Bar, Fere-Champenoise und Paris vollendeten, was auf deutschem Boden so entscheidend begonnen war.

Was nun erfolgte, wie der Fürst die Stelle eines Hofkriegsraths-Präsidenten erhielt und im Jahr 1815 die österreichischen Heere abermals nach Paris führte, auf welche Weise die hohen Monarchen sich weiter beeiferten, dem Feldmarschall ihren Dank zu bezeigen, weiß die Welt; weniger mag es ihr bekannt seyn, mit welcher Bescheidenheit er diese Ehren trug. Es wird die schöne Aufgabe Desjenigen seyn, der sich an eine ausführlichere Schilderung des Lebens dieses Mannes wagt, zu zeigen, wie in der Brust des Fürsten neben der eifersüchtigsten Liebe für sein Vaterland, für alles Rechte, Schöne und Gute, neben dem herrlichen Erfolge, womit die Vorsehung sein Streben belohnte, eine Kraft der Selbstverläugnung herrschte, die Alle, die ihn näher kannten, zur Bewunderung hinriß.

Im Jahre 1817 am 13. Jänner wurde ihm durch Schlagfluß die rechte Seite gelähmt, und, als sollte der Arm, der über das Schicksal des Welttheils entschieden hatte, von nun an jedes weiteren Gebrauches enthoben seyn, erfolgte die ersehnte Herstellung seiner Gesundheit nicht

mehr. Jede Bemühung der Kunst, jede Anstrengung der Liebe wurde aufgeboten. Ort und Aerzte wechselten, beides vergeblich; bis endlich der Sieger von Leipzig wieder nach Leipzig zog, und dort nach einem ruhig und schmerzlos verlebten Halbjahre, auf dem geweihten Boden, wo Tausende der Männer schlummern, die unter ihm gefochten, und sich als Siegesopfer gebracht hatten, wie auf seinem Schilde, fiel. Was unser erhabener Monarch zur Verewigung des Ruhms seines treuen, edeln und großen Dieners auch jetzt wieder that, wie ganz Deutschland über den Verlust des Mannes sich aussprach, den es mit Recht den Seinen nannte, ist bekannt. Kein Wort darüber, wo jeder Zusatz überflüssig ist. Mit Stolz wird der Sohn ferner Zeiten noch an dem Denkmale des verewigten Fürsten stehen, und sich gestärkt und gehoben fühlen durch die Erinnerung an ihn. Die Blätter an dem Siegeskranze verwelken, und selbst die Sprache des Marmors verlischt und wird Staub, aber in dem Herzen jedes Guten erneut sich ewig Altar und Opfer für wahres Verdienst.

Biographie.

Der Fürst Carl Philipp von Schwarzenberg wurde am 15. April 1771 in Wien geboren.

Von Jugend auf zum Soldaten bestimmt, erhielt er im December 1787 die Anstellung als Lieutenant im Infanterie-Regimente Wolfenbüttel, und folgte dem Feldmarschall Lascy, der ihn zu sich nahm, zum Heere nach Slavonien. In jeder Gelegenheit, vorzüglich aber im Sturm auf Sabacz, gab Schwarzenberg einen so glänzenden Muth kund, daß Kaiser Joseph II. ihn zur besondern Auszeichnung am 14. November 1788 zum Hauptmann mit Compagnie ernannte. Lascy räumte eben damals seine Stelle dem Grafen Haddik, und Laudon trat an die Spitze des kroatisch-slavonischen Heeres. Der Ruf dieses Letzteren zog den jungen Hauptmann an. Er erbat und erlangte die Anstellung in dessen Hauptquartiere. Er zeichnete sich nunmehr ganz vorzüglich bei der Belagerung von Berbir aus. Jener von Belgrad aber konnte er wegen eines heftigen Fiebers, das ihn befiel, nur zum Theil beiwohnen. Zur Herstellung seiner Gesundheit verließ er das Heer, und kehrte, als Rittmeister von Kaiser Chevaurlegers, erst 1790 zu demselben wieder, als es sich, in Erwartung eines Feldzuges gegen die Preußen, in Mähren sammelte. Schon im Sommer dieses Jahres erfolgte seine Ernennung

zum Major. Als erster Wachtmeister der Arcieren-Leibgarde wohnte er den Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Leopold in Frankfurt bei. Mit Anfang des Jahres 1792 aber wurde er zu dem Chevaurlegers-Regiment Latour übersetzt. Der Fürst hatte sich, sobald die Nachricht eines ausbrechenden Krieges erscholl, sogleich zur Armee gemeldet. Mit Freude erfüllte ihn daher diese Uebersetzung. Aber sie wurde durch die Wahl des Regiments noch erhöht; denn den leichten Reitern von Latour that es an ächt kriegerischem Gemeinsinn und Tapferkeit kein anderes Regiment der Armee zuvor. Durch Unerschrockenheit, Kühnheit und Ordnung gewann der Fürst in kurzer Zeit die Liebe dieser wackern Schaar.

Während der Belagerung von Lille, 1792, stand Schwarzenberg mit einer Schwadron und einigem Fußvolk zu Charleroi, dem Verbindungsposten zwischen Mons und Namur. Er hieb sich mit den Besatzungen von Philippeville, Givet, Marienburg und Rocroy herum, und entwarf selbst auf die erste dieser Festungen einen Ueberfall, der später dem General Sztaray aufgetragen wurde, aber wegen nicht vorherzusehenden Umständen mißglückte. Als gegen Ende Oktobers Clerfait mit den aus der Champagne zurückgebrachten Truppen an der Sambre eintraf, und der Herzog Albert von Sachsen-Teschen sämmtliche Streitkräfte bei Mons zu versammeln für gut fand, kam auch Schwarzenberg dahin, wohnte der Schlacht von Jemappes bei, und theilte das Schicksal der Armee, den Rückzug an den Rhein und an die Mosel.

Kurz vor Ausbruch des Feldzuges von 1793 gegen Frankreich wurde der Fürst zum Obristlieutenant befördert, und erhielt den Befehl über die drei Divisionen des Uhlanen-Freicorps. Mit dieser Truppe nahm er an

der siegreichen Schlacht von Nerwinden Theil; — erhielt nach der darauf erfolgten Vorrückung die Aufsicht über die Vorpostenlinie von der Hesne zur Scarpe auf beiden Ufern der Schelde; — trug entscheidend dazu bei, daß am 1. Mai 1793 der Angriff Dampières auf die Stellung des Prinzen Koburg bei Onnaing mißglückte, indem er mit verhältnißmäßig geringer Zahl einer Colonne des Feindes, welche die linke Seite und den Rücken des verbündeten Heeres bedrohte, und dieses dadurch an der Unterstützung seiner Vortruppen hindern wollte, sich entgegenwarf und sie zurückschlug; — hielt nun, während des Angriffes auf das Lager von Famars und der Belagerung von Valenciennes, den Posten von Villerspol zur Sicherung gegen le Quesnoy; — theilte unter dem General Grafen Heinrich Bellegarde den Sturm auf den Mormaler Wald, welcher der Belagerung jener Festung zum Vorspiel diente, und rückte, während diese vor sich ging, nach Solemnes, um die Verbindung mit Cambray zu durchschneiden. Mehrere Streifzüge, die er damals that, erwarben ihm großes Lob. Auf einem derselben überfiel er mit drei Zügen Uhlanen ein feindliches Bataillon zu Estreux, und nahm es zum Theil gefangen. Eben so vielen Muth bewies er in der Umgegend von Landrecy.

Den Winter von 1793 auf 1794 brachte der Fürst in Cateau zu, wo er die Vorposten hielt. Er wurde im Februar 1794 zum Obersten des Küraſſier-Regiments Zeschwitz ernannt, zeichnete sich an der Spitze desselben bei dem Angriffe aus, welchen Koburg auf des Feindes verschanzte Stellung am linken Ufer der Sambre bei Premont und Serrain unternehmen ließ, und errang endlich am 26. April durch eine der herrlichsten Waffenthaten, die je durch Reiterei vollführt worden sind, bei Cateau

das Thereſienkreuz. — Unfälle in Flandern riefen den größeren Theil der Verbündeten dahin. Der Fürſt rückte in der Abtheilung, die der Erzherzog Carl führte, über Orchies und über die Marque, endlich nach Tournay, wo ſich der Vortheil wieder auf die Seite der Verbündeten neigte. Nun ſehen wir ihn abermals an die Sambre ziehen, wo er am Schlachttage von Fleurus ebenfalls unter den Truppen ficht, mit welchen der Erzherzog Carl dieſen Ort, obwohl fruchtlos für das Ganze, erſtürmte. Die Folgen dieſer Schlacht führen das Heer über die Maas, und bald darauf über den Rhein zurück.

Beim Anfange des Feldzuges von 1795 finden wir den Fürſten im zweiten Treffen des an beiden Ufern des Mains geſammelten öſterreichiſchen Heeres. Im September nimmt er an dem Gefechte bei Heidelberg Theil, und wohnt, nach der Eroberung der Mainzer Linien, dem Angriff auf die feindliche Stellung an der Pfriem, ſo wie dem Treffen bei Frankenthal bei.

Der abgeſchloſſene Waffenſtillſtand erlaubte ihm die Rückkehr in das Vaterland. Doch ſchon im Frühling 1796 ſehen wir ihn wieder an der Lahn, und dann unter Wartensleben in den blutigen Gefechten an der Nidda, und während des Rückzugs bis hinter die Naab. Die Schlachttage von Amberg und Würzburg erhöhten auch den Ruf des Fürſten, der vorzüglich während des letzteren Gelegenheit zu rühmlichen Thaten fand. — Nach den Gefechten bei Limburg traf ihn die Ernennung zum General-Major. Er ſtreifte nunmehr mit leichten Truppen bis an den Ausfluß der Sieg, folgte ſpäter dem Erzherzog nach dem Oberrhein, und befand ſich während der Belagerung von Kehl unter dem Corps des Feldmarſchall-Lieutenants Hotze, das indeſſen über den Rhein brach,

Germersheim nahm, und bis über Kaiserslautern und den Sonnwald streifte. — Von dem Erzherzog, der das bei Rivoli besiegte Heer übernommen hatte, nach Italien gerufen, eilte der Fürst über Tirol dahin, und leistete auf dem Rückzuge durch Inner-Oestreich noch wichtige Dienste, folgte dem Erzherzog dann abermals nach dem Rheine, und hielt bis zum November 1797 die Vorposten um Mannheim.

Als nach kurzer Unterbrechung der Krieg im Jahr 1799 wieder begann, führte Schwarzenberg die Mitte der Vorhut des Heeres von Deutschland. Er focht bei Kloster-Sießen, bei Ostrach, bei Singen, bei Stockach, nahm Donaueschingen, drang in die Engpässe des Schwarzwaldes, und beobachtete, während der Erzherzog in die Schweiz zu rücken sich bereitete, den Rhein. Er wurde bald darauf wirklich in die Schweiz gezogen, und focht an der Aar und Limmat. — Der Fürst bildete die Vorhut, als der Erzherzog wieder nach dem Mittelrhein zog, warf den französischen General Baraguay d'Hilliers aus Heilbronn, griff den feindlichen Nachtrab vor Sinzheim an, und verfolgte ihn unausgesetzt bis an den Rhein. Bei der Erstürmung Mannheims bewies er sich eben so klug als kühn. Von dem Erzherzog, als dieser abermals nach der Schweiz zog, zur Vertheidigung des Mittelrheins zurückgelassen, führte er die blutigen Gefechte bei Heidelberg gegen die Uebermacht Ney's, welche ihn endlich zum Rückzug in die Gebirge nöthigte. — Krankheit überfiel ihn jetzt, und zwang ihn, für einige Zeit das Heer zu verlassen. — Die Stände des schwäbischen Kreises ernannten ihn damals zum Kreis-General-Major und Obristen des Kreis-Infanterie-Regiments Königsegg-Aulendorf.

Im September 1800 wurde Schwarzenberg zum Feldmarſchall-Lieutenant ernannt, und führte anfänglich einen Theil der Vorhut, dann eine Diviſion im rechten Flügel des in Deutſchland ſtehenden Heeres. Am Vorabende der Schlacht von Hohenlinden warf er den Feind aus allen Orten dieſſeits der Iſer, und drang am Schlachttage ſelbſt bis nahe an Hohenlinden vor. Da einſtweilen die Mitte des öſterreichiſchen Heeres durchbrochen worden, ſah er ſich plötzlich von allen Seiten angegriffen und zur Gefangengebung aufgefordert. Ein zweckmäßiger Angriff, wozu er ſich unverweilt entſchied, rettete jedoch ihn und ſeine Truppe. — Nun wurde ihm die Reſerve untergeordnet. Er führte ſie bis an die Traun zurück. Hier aber erhielt er durch den Erzherzog Carl, der den Oberbefehl übernommen hatte, den Auftrag, die Nachhut zu führen, die, als er dieſem Auftrage nachzukommen eilte, eben der Uebermacht des Feindes völlig erlag. Nur durch Aufbietung der höchſten Klugheit und Anſtrengung gelang es dem Fürſten, dem Heere doch einige Stunden Ruhe zu verſchaffen, und die gehäuften Wagenzüge und Kanonen über die Enns zu fördern. Dort machte ein Waffenſtillſtand dieſem unglücklichen Kriege ein Ende. —

Nun erhielt der Fürſt eine, ſeinen bisherigen Dienſtes-Verhältniſſen völlig fremde, obwohl nur kurzdauernde Verwendung. Ihn nämlich beſtimmte der Kaiſer zum außerordentlichen Botſchafter am Hofe zu Petersburg, um dem Kaiſer Alexander zu ſeiner Thronbeſteigung Glückwünſche zu bringen. Damals näherte ſich Schwarzenberg zum Erſtenmale dieſem Monarchen, der ſpäterhin ſo edeln Antheil an ſeinem Schickſale nahm, und ihn ſo treffend zu beurtheilen verſtand. Nur zwei Monate blieb der Fürſt in Petersburg. Dann kehrte er nach Wien zurück, wo er

eine Division befehligte. — Im November des Jahres 1804 sah er sich nach Linz beordert, um den Befehl über mehrere im Innviertel zusammengezogene Truppen zu übernehmen. — Im März 1805 wurde er zum Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes ernannt.

Bei dem in diesem Jahre wieder ausgebrochenen Kriege wurde dem Fürsten eines der zur Armee von Deutschland gehörigen Corps untergeordnet. Er rückte mit demselben nach Ulm, nahm an dem Gefechte bei Günzburg Theil, entschied auf glänzende Weise das von Jungingen, das einzige, welches die Reihe von Unglücksfällen unterbrach, die in diesem Feldzuge das Heer von Deutschland trafen. Es wurde ihm späterhin dafür das Commandeur-Kreuz des Theresien-Ordens zuerkannt. — Schwarzenberg war einer der Generale, welche den General-Quartiermeister Feldmarschall-Lieutenant Baron Mack zu vermögen suchten, Ulm zu verlassen und sich nach Nördlingen zu ziehen. Ihm ordnete der Erzherzog Ferdinand die Reiterei unter, mit welcher er Ulm verließ. Dieser Rückzug, unter fortwährenden Gefechten gegen eine weit überlegene Zahl Feinde vollbracht, gab häufige Gelegenheit, des Fürsten Klugheit, Geistesgegenwart und Muth in den schwierigsten Lagen zu erproben. — In Eger angekommen, überfiel ihn eine Krankheit, als Folge seiner Anstrengungen. — Kaum geheilt, geht er nach Wien, und begleitet die beiden Monarchen, Franz und Alexander, nach Mähren. Er widerräth jede voreilige Schlacht, und äußert sich gegen die von Austerlitz, deren Ausgang er, nach dem Ueberblick der ersten Anlage, vorauszusagen den Muth hat. —

Ruhig verlebt er den Sommer von 1806 auf seinem Gute in Böhmen. Er lehnt die Präsidentenstelle des Hof-

kriegsrathes ab, und nimmt erst im Jahre 1808 wieder mehreren Antheil an Geschäften, indem er sich der Bildung der Landwehre eifrig widmet. — Nach der Erfurter Zusammenkunft abermals zum Botschafter in Petersburg bestimmt, wirkt er da auf das Thätigste, um die Oesterreich drohende Gefahr, die aus jener Zusammenkunft sich zu entwickeln schien, zu mindern und hintanzuhalten. Er kommt zwei Tage vor der Schlacht von Wagram (1809) nach Oestreich zurück, wohnt dieser Schlacht bei, und leistet bei Znaym mit der Reserve dem Feinde den kräftigsten Widerstand. Der Kaiser beförderte ihn bald darauf zum General der Cavallerie.

Der Wiener Friede brachte ihn abermals auf diplomatische Bahn. Schwarzenberg wurde zum Botschafter am Hofe des Kaisers Napoleon ernannt. Sein großes unberechenbares Verdienst in jener Zeit bestand vor Allem in der nie verläugneten Würde, mit welcher er den Staat, dessen Botschafter er war, vertrat. Er gewann durch seine Persönlichkeit viele der einflußreichsten Männer, und selbst die Neigung Napoleons in einem seltenen Grade. Diese sprach sich vorzüglich seit jenem unglücklichen Vorfalle offen aus, da während eines Festes, das der Fürst im Sommer des Jahres 1810 zu Ehren der Kaiserin Maria Louise gab, die Gemahlin seines Bruders, des regierenden Fürsten Joseph zu Schwarzenberg, als Opfer ihrer Mutterliebe bei einem zufällig entstandenen Brande den Tod fand. Damals hatte ein Zug der Seelenstärke des Fürsten den Kaiser mit der höchsten Achtung erfüllt und dessen schwer zugängliches Gemüth gewonnen. —

Schwarzenberg führte die Unterhandlungen über den unausweichlichen Antheil Oesterreichs im Kriege gegen Rußland, und sah sich selbst, unerwartet genug, zum Befehlshaber

des hiezu bestimmten österreichischen Hülfscorps ernannt. Er setzte sich im Juni 1812 mit demselben von Lemberg nach Lublin in Marsch, um sich an den rechten Flügel der großen Armee anzuschließen, und ging, so wie dieser staffelweise vorrückte, als letztes Echellon desselben, über den Bug und nach Pruszani. Von hier nach Nieswiesz und Minsk gerufen, machte er zunächst den Major-General, den Fürsten von Neufchatel, auf die in Volhynien stehenden russischen Streitkräfte aufmerksam, und suchte die Meinung von ihrer Unbedeutendheit, welche damals im französischen Hauptquartiere herrschend war, zu widerlegen. In Folge eines abermaligen Befehles brach er endlich nach Nieswiesz auf. Aber kaum dort eingetroffen, erreichte ihn die Nachricht von den Unfällen der Sachsen, welche die österreichischen Truppen an dem Muchawiec und an der Pina abgelöst hatten. Bekannt mit dem Gewichte, welches Napoleon auf die Deckung Warschau's legte, und mit der Gefahr, welche jetzt der rechten Flanke des französischen Heeres drohte, gab er eigenmächtig den Marsch nach Minsk auf, wandte, ohne vorerst Befehl abzuwarten, um, nahm die Sachsen auf, und rückte den Russen an die Jasiolda entgegen. Der Kaiser, mit diesem Entschlusse höchst zufrieden, setzte auch die Sachsen (das 7. Armeecorps) unter des Fürsten Oberleitung, und trug ihm auf, mit beiden Armeecorps nun die Russen zu schlagen und nach Volhynien zu verfolgen. Beides ist in Kurzem geschehen. Die Uebergänge der Jasiolda waren erzwungen, die russische Vorhut bei Sienewiecs und Pruszani zurückgewiesen, der Engpaß von Kozibrod erstürmt, endlich die vereinigte Macht der Russen unter Tormassow bei Podubnie, trotz der großen Vortheile, die ihr die Beschaffenheit des Bodens und das Uebergewicht an Geschütz sicherten, geschlagen,

durch die Sümpfe des Przipiec verfolgt, und endlich über die Turia und den Styr gedrängt.

Hier ändert sich, mit der über alles Verhältniß angewachsenen Entfernung der schon bis Moskau vorgedrungenen Mitte des französischen Heeres und durch den Anmarsch der russischen Donau-Armee, plötzlich die ganze Lage der Dinge. Zu schwach, um zu schlagen, hält der Fürst noch bis zum letzten Augenblicke, da Tormassow und Tschitschagow vereinigt über den Styr brechen; weicht dann fechtend hinter die Turia, und überzeugt sich in der Ebene von Luboml von der Anwesenheit der gesammten Truppen des Admirals, denen auszuweichen, und sie doch auf sich zu halten, sein Streben seyn muß. Er vermeidet bei Luboml im letzten Augenblicke die angebotene Schlacht; geht durch einen höchst kühnen Marsch im Angesichte des Feindes über den Bug; erscheint wieder hinter dem Muchawiec, bevor der Gegner auf dem geraden Wege daselbst anlangt; trotzt hier dem gesammten feindlichen Heere durch acht Tage; läßt es alle Vorbereitungen zu einer Schlacht wiederholen, und entweicht ihm wieder, zwei Stunden vor der Zeit, da die russischen Colonnen zum Angriffe aufbrechen.

Nun gewinnt er die Leszna; geht, auf seiner Verbindung mit Warschau bedroht, über den Bug; schlägt bei Biala ein russisches Corps, das sich von Brzesc zu weit vorgewagt, reinigt das Gebiet des Großherzogthums, und zieht aus Galizien und aus Frankreich kommende, höchst nöthige Verstärkungen an sich.

Einstweilen hat der Admiral sein Heer getheilt, bricht mit dem einen Theile nach dem Innern des Landes auf, und läßt den andern unter dem General-Lieutenant Sacken am Muchawiec zurück. Der Fürst geht schnell über den

Bug, wendet ſich nach Wolkowyſk; dort von der Marſchrichtung des Admirals genaue Kenntniß erlangend, eilt er nach Slonim, und ſein Vortrab ſtößt eben auf die Nachhut des Admirals, als Regnier, zur Deckung der Seite und des Rückens zu Wolkowyſk zurückgelaſſen, von Sacken angegriffen wird, und in Gefahr iſt, unter der Macht des Feindes zu erliegen. Da wendet ſich Schwarzenberg mit dem größern Theile ſeiner Streitkräfte, bricht nach den angeſtrengteſten Märſchen bei Iſabelyn im Rücken der eben im heftigen Gefechte ſtehenden Ruſſen heraus. Sie werden über die Narew und den Muchawiec geworfen. Mit dem Verluſte von beinahe der Hälfte ihrer ganzen Stärke, alles Gepäckes und der Mehrzahl ihrer Geſchütze flüchten ſie nach Kowel. — Nun geht der Fürſt wieder nach Slonim. Da kommen ihm die Nachrichten von den Vorfällen an der Bereczina zu. In allen ſeinen Bewegungen von dem Major-General rein auf ſeine eigene Meinung gewieſen, zieht er ſich nach Bialyſtock, rettet zu Grodno und an mehreren anderen Orten die Magazine durch Vertrag, und geht mit Ende December, während die Reſte der großen Armee nach der Weichſel fliehen, nach Pultusk. Durch ein mündlich mit den Ruſſen geſchloſſenes Uebereinkommen hält er ſich in dieſer Stellung unangegriffen bis zum Anfange Februars, deckt Warſchau, und macht dadurch die Organiſirung der polniſchen Truppen möglich, die Poniatowski aus jenem Mittelpunkte betrieb. Der weitere Rückzug der Franzoſen an die Oder macht auch den ſeinigen nöthig, der ihm jedoch bereits gefährdet iſt. Er übergibt Warſchau, ſobald den Polen und Sachſen ein hinlänglicher Vorſprung nach Schleſien geſichert iſt, und geht in die Umgegend von Krakau. Hier läßt er den Befehl über das öſterreichiſche Armeecorps dem Feldmarſchall-

Lieutenant Baron Frimont, eilt nach Wien, und von da unverzüglich auf seinen Gesandtschaftsposten nach Paris zurück.

Sein strenges und kluges Benehmen gegen den Feind sowohl als gegen den Verbündeten, — die Sicherheit, mit welcher er die Würde als Soldat und als Oesterreicher aufrecht zu erhalten verstand, zogen ihm die Achtung beider kämpfenden Theile im hohen Grade zu. Mit unveränderter Freundlichkeit empfing ihn Napoleon, den er jedoch bald wieder verließ, unbekannt noch mit der Bestimmung, die jetzt seiner wartete, nämlich: die Heere Europa's gegen diesen Mann zu führen.

Oesterreich rüstete, anfänglich zur Vermittlnng des Friedens; dann, um seine Kräfte gegen denjenigen Theil auftreten zu lassen, der die gehegte Friedenshoffnung täuschte. Schwarzenberg, auf Verwendung Napoleons schon während des Feldzuges in Rußland zum Feldmarschall ernannt, wurde, sobald Oestreich sich gegen Frankreich erklärte, oberster Feldherr aller verbündeten Heere.

Die Epoche des Krieges vom Jahre 1813 nach Aufkündigung des Waffenstillstandes, jene nämlich, in welcher der Fürst handelnd auftritt, benöthigt einer wiederholten und tiefen Betrachtung, um einigermaßen richtig beurtheilt zu werden. Wenn wir die Elemente neben einander stellen, so finden wir auf Seite der Verbündeten erstens ein Uebergewicht, der Zahl nach von 126,000 Mann, die ungeregelten Truppen eingerechnet, welche in offener Schlacht den französischen nicht gleichgestellt werden konnten. Zweitens gab ihnen die Aufstellung der Hauptmasse derselben an der Eger insoferne Vortheile, als dadurch die Grundlage der durch die Schlachten von Lützen und Bautzen vorbereiteten Unternehmungen Napoleons völlig erschüttert wurde, und

das Gebiet von der Elbe zur Oder strategisch in ihre Hände kam. Drittens war ihnen Ersatz an Mann, Pferd und Kriegsmateriale näher und verbürgter, während Frankreich durch seine in kurzen Zeiträumen wiederholten ungeheuren Leistungen, für den Augenblick wenigstens, sehr geschwächt war.

Diesen Punkten entgegen lassen sich folgende aufstellen: Erstens waren sie Verbündete; der unberechenbare Vortheil, alleiniger Leiter und Herr seiner Truppen zu seyn, war ganz auf Napoleons Seite, und die dadurch erhöhte Verwendbarkeit derselben näherte die Größe seiner Streitkraft, der Wesenheit nach, jener der Verbündeten. Zweitens: dem französischen Heere bot aus seiner Stellung sich der Vortheil dar, daß es, wo es gesammelt angriff, die Uebertzahl für sich hatte. Die Festungen der Elbe, Oder und Weichsel waren ihm theils sichere Anlehnungs- und Uebergangspunkte, theils bereiteten sie Unternehmungen vor, und bedrohten und schwächten den Gegner. Drittens war das französische Heer im damaligen Zeitpunkte so völlig ausgerüstet, einer vortrefflichen Leitung gewiß, und den Hülfen aus deutschen, so wie aus feindlichen Landen doch so nahe, daß es für die wahrscheinlichen Abgänge immer gedeckt schien.

Rechnet man noch auf Seite der Franzosen die hohen Gaben des Feldherrn, der zugleich Kaiser war; bedenkt man das Gewicht des Kampfes, der jetzt begonnen werden sollte, und der die Existenz wenigstens einer der kämpfenden Parteien auf das Spiel setzte, so ist es begreiflich, warum Schwarzenberg jede Aufforderung übergroßer Zuversicht zurückwies und sich gegen jedes Wagniß erklärte, so lange es vermieden, oder das Gewünschte auf mehr sicherem Wege erreicht werden konnte. Die Vorschläge,

welche er vor Ausbruch des Krieges den hohen Monarchen that, und welche dem Kriegsplane zu Grunde gelegt wurden, über den sie sich vereinigten, beruhen auf ganz einfachen Sätzen: „Napoleon muß nach der Lage der Dinge wünschen, eine Hauptschlacht zu liefern, und zwar sobald als thunlich; denn seine Kraft nimmt mit jedem Tage in dem Verhältniß ab, als unsere wächst. Wir, jetzt schwer zu vereinigen, dürfen zu dieser Schlacht nicht Gelegenheit geben, bis alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß wir sie gewinnen. Um uns diese Wahrscheinlichkeit zu verschaffen, muß die französische Heeresmacht durch Theilgefechte und Anstrengungen zuvor um Vieles geschwächt und gemindert werden. Hierzu dient die Aufstellung in drei Massen, in Böhmen, Schlesien und in der Mark, ganz vorzüglich, aber nur dann, wenn als unverbrüchliches Gesetz angenommen wird, daß jede derselben, gegen welche Napoleon immer sich wendet, zurückgeht, die beiden übrigen ihm schnell in Seite und Rücken marschiren, und dadurch von jener abziehen. Dieses fortwährende Vorrücken und Zurückgehen muß ihn, der allen Dreien zu genügen hat, mehr ermüden als sie, und muß ihnen die Gelegenheit geben, die einstweilen gegen sie gelassenen feindlichen Abtheilungen aufzureiben. Hat die Summe von diesen Verlusten den Feind hinlänglich herabgebracht, dann wird man ihn langsam von der Elbe ab und gegen die Saale drücken, und hier vielleicht in der Umgegend von Leipzig mit vereinten Kräften die Schlacht geben. Der Ausgang derselben wird das Weitere bestimmen.“ —

Diesem Plane zufolge brach die an der Eger versammelte Hauptmacht nach Sachsen vor (20. August), sobald man vernahm, daß Napoleon, Blücher zu begegnen, nach Schlesien marschirt sey. Man beschloß, Dresden,

um der vielen Vortheile willen, die es als Hauptſtadt und Uebergangspunkt an der Elbe verſprach, zu nehmen. Verzögerungen im Marſch, das ſchnelle Erſcheinen Napoleons, die eingetretene Regenzeit u. ſ. w. machten dieſen Nebenzweck ſcheitern. Aber der Hauptzweck blieb erreicht, und die Schlachten bei Großbeeren (am 23. Auguſt) und an der Katzbach (am 26. Auguſt) waren die nächſten Folgen davon. Dieſe veranlaßten wieder, daß Napoleon einen Augenblick unſchlüſſig zu Dresden verweilte, und hieraus folgte die Vernichtung Vandamme's bei Culm (am 30. Auguſt). Dieſe bewog ihn zum Verſuch des Einbruches in Böhmen. Aber dadurch ward Blücher freigegeben. Der ſteht am 4. September ſchon bei Hochkirch, und die Nord-Armee erficht über den Marſchall Ney den entſcheidenden Sieg von Dennewitz (am 6. September). So kettet ſich bei dem franzöſiſchen Heere Verluſt an Verluſt. Es wendet ſich bald hieher, bald dorthin; immer eine Hauptſchlacht wünſchend und nicht erlangend, bis es endlich ſo geſchwächt iſt, daß den Verbündeten die Zeit gekommen zu ſeyn ſcheint, die Früchte dieſer Manöver einzuſammeln.

In Kurzem ſtehen die ſchleſiſche und die Nordarmee jenſeits der Elbe. Der Fürſt mit der böhmiſchen aber umfängt den andern Flügel des Feindes durch ſeinen Marſch nach Altenburg. Noch einmal verſucht Napoleon von ſeiner Central-Stellung Nutzen zu ziehen, wirft ſich auf Blücher. Aber dieſer weicht ihm durch den Marſch hinter die Saale aus, und feſſelt ihn an die Ebene von Leipzig. Nun rückt Napoleon in dieſen verhängnißvollen Ort, und wendet ſich gegen das böhmiſche Heer, um dieſes zur Schlacht zu bringen. — In dieſem Augenblicke endet die eine, bisher befolgte Hälfte des Plans, und die andere tritt ein; denn nun nimmt der Fürſt, der Nähe Blüchers

und des Kronprinzen von Schweden gewiß und beide zur Mitwirkung einladend, die Schlacht am 16. October an. Wenn Napoleon seinen Angelegenheiten durch eine Hauptschlacht den gewünschten Umschwung geben sollte, so mußte er den Sieg an diesem Tage erfechten. Wie die Sachen einmal standen, war am 16. die größte Zahl der Vortheile für ihn, die er überhaupt noch haben konnte. Er hatte seine ganze Kraft, 170,000 Mann trefflicher Truppen, vereinigt, während drei Armeecorps der Verbündeten erst am 17. eintreffen konnten, und der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee, dem Drittheile ihrer gesammten Streitmacht, am 16. nicht in der Linie erschien, wie der Fürst erwartet und gewünscht hatte. — Aber Napoleon siegte am 16. nicht, und so erfolgte am 18. und 19., was unvermeidlich geworden war.

Um die unverletzte Stimmung und das gute Einvernehmen zwischen den verschiedenen Feldherren und Truppen zu erhalten, die eines glücklichen Enderfolges unerläßliche Bedingungen waren, mußte der Fürst Versäumnisse in Benutzung von Zeit, Raum und Umständen oftmals übersehen, die bei einem so vielfach und verschieden zusammengesetzten Getriebe häufiger, als bei dem einfachen seines Gegners sich ergaben. So blieb auch die Verfolgung bis an den Rhein hinter den Wünschen des Fürsten zurück. Aber eben so leicht, als er das minder Wichtige, und vor Allem sich selbst, dem unerläßlich Nothwendigen unterordnete, so wenig wich er von seiner Meinung, sobald er sie für eine Grundbedingung des Erfolges erkannte. So sehen wir ihn am Rhein fest auf der schnellen Fortsetzung des Krieges, und auf der Verweigerung der Neutralität der Schweiz, die er für eine Waffe in der Hand des Feindes erkennt, bestehen; was auch über die Schwierigkeit eines Feldzugs in Frankreich, über die Unklugheit, sich in das Herz dieses

Reiches einsenken zu wollen, ohne auch nur eine einzige Festung an der Grenze genommen zu haben, — über die Beschwerden eines Winterfeldzugs, und über die Nothwendigkeit, den Truppen Ruhe zu gönnen, — im Rathe sowohl, als außerhalb demselben, von Männern, an Zahl und Stellung gewichtig, gesagt werden mag.

Sein Vorschlag, die Operation nach Frankreich gleichzeitig durch die Franche-Comté und Lothringen zu führen, so zwar, daß man sich gegen Ende Jänner an der Marne wieder vereinige, wurde demjenigen, mit der gesammten Macht der zweiten Richtung allein zu folgen, vorgezogen. Er war in der bestimmten Zeit ausgeführt. Am 20. Jänner stand der Fürst am Ufer der Marne, Blücher im Thale der Maas. Sechs Tage darauf stehen beide Heere vereinigt an der Aube. Die Verbündeten zählten damals 162,000 Mann. Napoleon hatte nicht mehr als 70,000 Mann; aber er war durch seine Festungen überall basirt, und mitten in seinem Reiche wuchs seine Kraft mit jedem Tage, während den Verbündeten der Nachschub immer schwieriger werden mußte. Der Fürst war durch die bisherigen Siege noch so wenig verleitet, dasjenige, was noch zu geschehen hatte, als Spielwerk anzusehen, daß er ernster als jemals auf dem Grundsatze beharrte, der ihn von der Eger bis zur Marne geführt hatte, nämlich: „Nichts zu wagen, so lange man noch ohne Wagniß ausreichen konnte." Die Beispiele der Ereignisse in den Jahren 1757, 1792, 1812 schwebten ihm vor. Der Geist der Nation, die man nun auf ihrem Boden bekriegte, — der Winter, der Mangel, die Krankheiten, die als eben so viele zerstörende Kräfte gegen sein Heer auftreten konnten, obwohl sie nicht auf dem Schlachtfelde zu bekämpfen waren, — ließen ihn nicht von dem

Gesetze abweichen, das große Spiel so sicher als möglich zu spielen.

Beide Feldherren manövrirten in den letzten Tagen des Jänners, um sich gegenseitig im Rücken zu bedrohen, und den Gegner die eigentliche Absicht klarer aussprechen zu machen. Der am 29. gelungene Ueberfall der Franzosen auf das Schloß von Brienne führte zur Schlacht von Brienne am 8. Februar, die Napoleon lieferte, weil er nach jenem Ueberfalle die größte Wahrscheinlichkeit des Sieges über das schlesische Heer für sich hatte, und die der Fürst gewann, weil Napoleon nicht schnell genug seine Vortheile benützt, und ihm Zeit gelassen hatte, das Hauptheer mit dem schlesischen zu vereinigen.

Nicht allein die Schwierigkeiten der Verpflegung, sondern auch die Aufstellung des Feindes machten nach dem Siege von Brienne eine abermalige Theilung der Verbündeten nothwendig. Der Fürst ließ darum Blücher längs der Marne vorrücken, während er dasselbe längs der Seine thun wollte; Beider Zielpunkt war Paris. Mangel an Vorsicht, vereint mit Napoleons Schnelligkeit und Scharfblick, veranlaßten die Treffen von Champeaubert, von Montmirail und von Etoges (am 10., 11. und 14. Febr.), in Folge welcher das schlesische Heer, mit dem Verluste eines Viertheils seiner Stärke, nach Chalons zurückzugehen gezwungen war. Dieser von den Franzosen errungene Vortheil mußte auch auf das Hauptheer nachtheilig einwirken, das nach dem Gefechte von Montereau (am 18. Febr.) bis hinter die Seine zurückgeht, um Blüchern aufzunehmen, und die Gelegenheit zu einer Schlacht, sollte sie vortheilhaft erscheinen, gemeinschaftlich zu benützen. Die Gelegenheit erscheint wirklich, jedoch nur dem Feinde vortheilhaft. Der Fürst weicht daher der

angebotenen Schlacht durch den weitern Rückzug hinter die Aube aus. Ungünſtige Nachrichten aus dem Süden, wo Bubna ſo eben von Augereau zurückgedrängt und dadurch die Schweiz bedroht war, machten ſtarke Entſendungen dahin nothwendig, und bewogen die Monarchen zu dem Entſchluſſe, das Hauptheer bis auf ſeine bei Langres befindlichen Reſerven zurückgehen zu laſſen, um, verſtärkt durch dieſe, den Angriffskrieg wieder zu beginnen.

Blücher hatte, diesmal gegen des Fürſten Meinung, vom Hauptheere ſich bereits wieder getrennt, und verfolgte den Marſchall Marmont durch das Thal der Marne. Kaum vernahm dies Napoleon, ſo beſchloß er, dem ſchleſiſchen Heere nachzueilen, um das alte Spiel zu erneuern. Aber kaum vernahm auch der Fürſt den Marſch des Kaiſers, ſo beſtand er auf der Einſtellung des Rückmarſches. Durch die Gefechte bei Bar wurde der Marſch über die Aube erzwungen; in wenigen Tagen war Troyes wieder genommen und die Stellung an der Seine bezogen. Blücher ward indeſſen durch den Kaiſer gegen die Aisne gedrängt, wo der Fall von Soiſſons und das Erſcheinen mehrerer Abtheilungen der Nordarmee ſeiner Lage im rechten Augenblicke eine glückliche Wendung gaben. Nun folgte die Schlacht bei Laon (am 9. März), wo Napoleon ſeine Kräfte vergeblich verſchwendete, und eiligſt an die Marne zurückging, wohin ihm Blücher folgte. Der Fürſt ließ, auf die erſte Nachricht des Vorgefallenen, den Feind auf dem rechten Ufer der Seine angreifen, und war eben beſtrebt, mit ſeinem Heere über die Aube zu ſetzen, als er die Nachricht erhielt, daß Napoleon bereits wieder vor ihm, und einen Marſch von der Aube entfernt, ſtehe. Deſſen Abſicht, das Hauptheer in ſeiner rechten Seite zu überfallen, die Linie an der Aube zu durchbrechen, dadurch

die an der Seine ſtehenden Heerestheile abzuſchneiden und einzeln zu ſchlagen, lag am Tage. Aber das Treffen von Arcis (am 20. März) entſchied anders. Der Entſchluß des Fürſten, ſeine Truppen nicht rückwärts der Aube, wie es anfänglich eingeleitet war, ſondern vorwärts derſelben zu vereinigen, war die Urſache, daß Napoleon bei ſeinem plötzlichen Marſche über dieſen Fluß nicht vereinzelte Heerestheile vor ſich fand, ſondern, während er angreifen wollte, ſich ſelbſt von dem Fürſten angegriffen ſah.

Mit Verluſt an Kraft und Zeit mußte Napoleon über die Aube zurückgehen, und jetzt geſchah es, daß er ſich nach Vitry an die Marne wandte, des kühnen Planes voll, ſeine Verbindung mit der Hauptſtadt und dem Innern aufzugeben, ſich auf ſeine Feſtungen in Lothringen und Elſaß zu baſiren, und gleichſam die Verbündeten in Frankreich zu blokiren, indem er ihnen jede Verbindung mit dem Rhein und mit der Schweiz genommen haben würde. Er erwartete, daß ein ſolches Manöver die Monarchen alſogleich zum Rückzug bewegen werde. — Als der Fürſt von der abſeitigen Bewegung nach Vitry unterrichtet ward, errieth er alſogleich den Zweck derſelben, und erklärte, „daß man ſich vor Allem Vitry nähern müſſe, um Blüchern die Hand zu geben, und Beſtätigung über die Abſicht des Feindes einzuholen, die nun Gelegenheit geben werde, ſchnell und vereinigt nach Paris zu marſchiren.“ — Dieſe Meinung trug er dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen vor, und ſandte noch an dieſem Tage einen Adjutanten an den Kaiſer von Oeſtreich nach Bar ſur Aube ab, um ihm das Beſchloſſene zu melden.

Vor Vitry angekommen, beſtätigte ſich durch den Marſch Napoleons nach Saint Dizier die richtige Vermuthung des Fürſten. Der von Tettenborn aufgefangene Brief des

Kaiſers an ſeine Gemahlin nach Paris ließ vollends keinen Zweifel mehr zu. Auf den Höhen von Sompuis, am 24. März um zehn Uhr Morgens, entwarf der Fürſt, im Beiſeyn der Monarchen und der höchſten Offiziere, die Anordnungen zum gemeinſchaftlichen Marſch des Hauptheeres und des ſchleſiſchen nach der Hauptſtadt des Feindes. Am 28. endete die Schlacht vor Paris den Widerſtand Frankreichs.

Wir ſehen nun, da das Werk gethan iſt, den Fürſten, mit Auszeichnungen von allen Monarchen Europa's überhäuft, ſtille ſich zurückziehen, — nur berathend an den Pariſer- und ſpäter an den Wiener-Verhandlungen Theil nehmen, — als Präſident des Hofkriegsrathes aber die öſterreichiſche Armee in einem ſo gerüſteten Stande erhalten, daß ſie unverzüglich, ſobald die Nachricht von der Landung Bonaparte's an der mittäglichen Küſte von Frankreich zu Wien anlangt, ſich nach dem Rheine in Marſch ſetzen konnte. Gemeinſchaftlich mit dem Herzog von Wellington und den übrigen Feldherren der Verbündeten unterlegte Schwarzenberg am 28. April 1815 den zu Wien verſammelten Monarchen einen Entwurf zur Führung des Feldzugs, wornach die geſammte verbündete Streitmacht in vier Maſſen vertheilt, und zwar die engliſch-preußiſche Armee in den Niederlanden, — die öſterreichiſche mit den Verbündeten des ſüdlichen Deutſchlands am Mittel- und Oberrhein, — die ruſſiſche, als Verbindungsmaſſe zwiſchen beiden, am Unterrhein, — und endlich ein ſtarkes öſterreichiſches Heer (70,000 Mann) in Piemont aufgeſtellt werden ſollten. — Der 24. Juni war als Tag der Eröffnung des Feldzugs beſtimmt, den aber die Schlacht von Waterloo früher, als man erwartet hatte, endigte. Als die Nachricht hiervon in das Hauptquartier des Fürſten, nach Heidelberg, kam, war ſein Heer bereits im Marſch,

um über den Rhein zu gehen. Er beſchleunigte nun denſelben. Zwanzig Tage nach dem Aufbruche von der Saar erſchien Fürſt Wrede, der die Vorhut des Hauptheeres führte, vor Paris, und zwei Tage darauf (am 17. Juli) rückten die öſterreichiſchen Truppen zum zweitenmal in die Hauptſtadt Frankreichs ein, während das aus Italien über die Alpen herbeigerufene öſterreichiſche Heer ſich den Weg durch die feſten und gut vertheidigten Engpäſſe des Jura bereits geöffnet hatte, und um dieſelbe Zeit Lyon beſetzte.

Der Fürſt verließ Paris ſobald als thunlich wieder, und genoß am 5. und 6. October im Lager von Diſon zum letztenmale den herrlichen Anblick des verſammelten öſterreichiſchen Heeres, das er zu Ruhm und Siegen geführt. Er eilte nach ſeinem Schloſſe Worlyk in Böhmen, wo ihn Kaiſer Alexander beſuchte, dann nach Wien. —

Pflichten ſeines Amtes führten den Fürſten im Jänner des Jahres 1816 nach Italien. Seine Reiſe glich einem Triumphzuge. Mit Ende März verließ er dies Land wieder, und zwar körperlich höchſt angegriffen. Die wahrſcheinlich ſeit langer Zeit in ſeinem Organismus ſich bildende Krankheit kam am 13. Jänner 1817 mit einem Schlagfluſſe zum Ausbruch. — Die erſte Gefahr ſchwand wieder; — Aerzte, Mittel wechſelten: das Uebel blieb; — bis Schwarzenberg endlich durch eine jener räthſelhaften Fügungen, die zu erklären und zu verwerfen gleich anmaßend iſt, nach Leipzig ging, und dort an demſelben Tage, an welchem er ſieben Jahre früher an der Spitze des Völkerheeres im Angeſichte dieſer Stadt erſchienen war, den Tod fand (am 15. October 1820). —

Heer und Vaterland ehren das Andenken dieſes Helden, deſſen Seyn und Wirken ſich in die kurzen Worte faſſen läßt: im Rath weiſe; im Felde Sieger; im Leben Liebe.

Antwort

auf die in der Leipziger Literatur-Zeitung, 1822, Nro. 303, enthaltene Recenſion über mein Werk:

„Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Carl von Schwarzenberg."

Unter zehn bis jetzt in öffentlichen Blättern erſchienenen und mir zu Handen gekommenen Beurtheilungen meines vor drei Monaten herausgegebenen Werkes: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Carl von Schwarzenberg", iſt nur eine einzige, die ſowohl über die Richtung des Ganzen, als auch in Rückſicht einzelner Thatſachen, ein ungünſtiges Urtheil fällt.

Ich habe keinen Augenblick mich mit dem Gedanken getragen, in jenen Denkwürdigkeiten etwas ſo Vollkommenes zu leiſten, daß von keiner Seite, an keiner Stelle dem Tadler Blößen, dem ſcharfen Beurtheiler Halbheit, Lücken, Mängel ſich zeigen ſollten. Sobald ich dieſe Arbeit unternahm, mußte ich, wenn ich meine Lage und die Zeitverhältniſſe berückſichtigte, oder auch nur meine Fähigkeiten in Betrachtung zog, mich Vorwürfen bloßſtellen, die gewiß nur allzugegründet ſind, und wovon ich erwarten mußte, daß ein großer Theil von allen Vernünftigen gedacht, und von Manchen, welche glauben, daß der Schriftſteller

nur das denke oder wiſſe, was er ſagt, wohl auch ausgeſprochen werden würde. Ich glaubte jedoch, mich dieſem Uebel frei ausſetzen zu müſſen, weil mich die Erfahrung belehrte, daß eben der Furcht vor demſelben die Undankbarkeit zuzuſchreiben ſey, welche auch Deutſchland von jeher ſeinen ausgezeichneten oder großen Männern bewieſen, und wovon das erſte Zeichen der Mangel an Erkenntlichkeit iſt, die man ihrem Andenken erweiſen ſollte. Dieſe allgemeine Rückſicht, und noch die beſondere des Dankgefühls, mit welchem ich dem Feldmarſchall Fürſten von Schwarzenberg ergeben bin, bewogen mich jetzt ſchon, das heißt: vielleicht in zu früher Zeit, Einiges über ſein Leben zu ſchreiben. Da ich, wie aus dem eben Geſagten hervorgeht, Tadel erwartete, ſo kann ich mich auch nur gegen den zu verantworten bewogen fühlen, der mir ungerecht ſcheint.

Die Leipziger Literatur-Zeitung nennt dieſes Werk ganz richtig eine Lobſchrift. Meiner Ueberzeugung gemäß mußte, was ich über den Feldmarſchall ſchreiben konnte, eine Lobſchrift werden. Dies Wort, im eigentlichen Sinne gebraucht, bezeichnet nur; es tadelt nicht. Wenn aber die Leipziger Literatur-Zeitung aus demſelben folgert, daß das Werk nicht hiſtoriſchen oder biographiſchen Inhalts ſey, daß es auf keinen Platz in der Reihe der Geſchichtbücher Anſpruch machen dürfe, ſo ſcheint mir dieſe Folgerung gewagt, oder, klar ausgeſprochen, unrichtig. Ich will mich nicht auf die Zergliederung der Forderungen einer Biographie, eines geſchichtlichen Werkes einlaſſen. Ich habe auch mein Buch weder „Biographie“ noch „Lebensgeſchichte“ betitelt, ſondern „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls u. ſ. w.,“ und ich zweifle, ob Recenſent im Stande

ſeyn wird, mir zu beweiſen, daß, was ich in dem Buche erzähle, nicht denkwürdig in Bezug des Lebens des Feldmarſchalls ſey.

Leichter würde mir, ihm darzuthun, daß Denkwürdigkeiten nicht das ganze Leben eines Mannes umfaſſen müſſen, wie dies die Aufgabe der Biographie iſt, und daß Denkwürdigkeiten, inſoferne ſie Ereigniſſe berühren, die auf die Zeitgeſchichte Einfluß haben, gar wohl unter die Claſſe hiſtoriſcher Schriften zu ſetzen ſeyen. Ich glaube daher:

1) Recenſent irrt und hat den Titel nicht aufgefaßt, wenn er behauptet, das Werk ſey nicht, was der Titel ſagt; denn es enthält wirklich Denkwürdiges aus dem Leben des Feldmarſchalls.

2) Recenſent irrt und hat den Titel nicht aufgefaßt, wenn er meint, ich ſuchte damit eine Biographie zu bezeichnen; denn ich wollte nur Elemente für eine künftige Biographie niederlegen: Stückwerk, wie ich ſelbſt auf der vorletzten Seite ſagte, welches ich der Zukunft vererben will, damit ſie die Züge ausführe, „wo der Griffel der Gegenwart zitterte oder gehemmt war"; damit ſie Licht in das Dunkle trage, „das bis jetzt noch der Klarheit verſchloſſen blieb"; damit ſie die Flecken vertilge, „wo die Farben mißglückten oder wechſelten"; damit ſie die Andeutungen ausſpinne, die ich zur Bindung des Ganzen einzuweben für nöthig hielt! —

3) Recenſent irrt, wenn er dem Buche geſchichtlichen Werth abſpricht; denn da ſich das darin enthaltene Denkwürdige auf geſchichtlich wichtige Ereigniſſe bezieht, und einige der fälſchlich verbreiteten Meinungen, aus den beſten Quellen, berichtigt, ſo hat es geſchichtlichen Werth. Man muß ſich über jenen Ausſpruch der Leipziger Literatur-Zeitung wundern, wenn man das Literariſche

Conversationsblatt, das ebenfalls zu Leipzig ausgegeben wird (Nro. 286 und 288), dagegen hält, und sagen hört: „Wohl hat der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten „mit der zartesten Schonung Manches angedeutet, was „nothwendig angedeutet werden mußte, um den vielfach „verkannten, oft voreilig, schief und unkundig „beurtheilten Fürsten gegen nicht begründeten Tadel „zu rechtfertigen, und sein Verhalten in dem wahren, „wenn auch nicht im vollen Lichte zu zeigen“.... „Gleich„wohl ist das Buch reich an Aufklärungen über mehr „als eine Seite der neuern Kriegsgeschichte“.... „Was „insbesondere die letzten Feldzüge betrifft, so ersuchen wir „jeden Freund und Kenner der Kriegsgeschichte, mit Plo„tho's bekanntem Werke.... ferner mit Koch's trefflichen „Memoires.... so wie mit den einzeln erschienenen Bei„trägen zur Geschichte jener Feldzüge, unter welchen sich „die Schrift: Die Feldzüge der Sachsen in den „Jahren 1812 und 1813.... und der Beitrag zu der „Geschichte der Feldzüge in Frankreich in den Jahren „1814 und 1815, in besonderer Beziehung auf das Com„mando des Kronprinzen von Würtemberg.... „vorzüglich auszeichnen, die vorliegende Schrift zu ver„gleichen. Man wird Manches, was jene Werke enthal„ten, hier in einem andern Zusammenhange, zum „Theile richtiger, entwickelt finden. Unter Anderem „rechtfertigt der Verfasser, Seite 143—150, den Feldmar„schall auf eine, wie wir glauben, völlig befriedigende Art „über den Vorwurf, der ihm besonders von Seiten fran„zösischer Militärs gemacht worden ist, als sey Schwarzen„bergs Marsch im Juli 1812 nach Nieswiecz eine von „ihm freigewählte Bewegung gewesen, und er habe dadurch „den Verlust der Sachsen bei Kobryn verschuldet“....

„Viel Intereſſantes berichtet der Verfaſſer über Macks „Verhalten bei Ulm“.... „Mit muſterhafter Klarheit und „Kürze ſtellt der Verfaſſer den Gang der Feldzüge dar, „welche der Feldmarſchall geleitet hat. Die Hauptſache, „das Weſentliche iſt gut verbunden; kein taktiſches Gerüſt, „kein ſtrategiſches Syſtem wird vor dem Leſer aufgebaut. „Wir verweiſen den Freund der Kriegsgeſchichte in dieſer „Hinſicht auf die Beurtheilung des vielbeſprochenen Feld„zugs in Volhynien“.... „Ueber die viel getadelte Stellung „bei Töplitz höre man den Verfaſſer“.... „Aus welchen „Gründen der Fürſt die Neutralität der Schweiz anzuer„kennen widerrieth, ſowohl in ſtaatsrechtlicher, als in mi„litäriſcher Hinſicht, iſt (Seite 232) mit den eigenen Worten „deſſelben entwickelt, und möchte ſchwerlich durch das ſich „widerlegen laſſen, was der Baſel'ſche Oberſtlieutenant „Wieland, ein in Napoleons Feldzügen gebildeter und „kenntnißreicher Offizier, kürzlich in einer kleinen Schrift: „die Neutralität der Schweiz und die Mittel zu ihrer Be„hauptung u. ſ. w., dagegen bemerkt hat. Die Geſchichte „des Feldzuges (1814) ſelbſt iſt auf wenig Blättern nach „den Hauptmomenten lichtvoll dargeſtellt, und über die „ſtrategiſchen Gründe der Märſche und Schlachten ſind „manche neue Aufſchlüſſe gegeben“.... „Die Schlacht „bei Brienne wird mancher Leſer hier aus einem neuen „Geſichtspunkte kennen lernen“.... „Man hat die Ope„rationslinie von Baſel über Langres getadelt; nach dem, „was in dieſer Schrift darüber geſagt iſt, möchte wohl jener „Tadel ungegründet erſcheinen. Andere Fragen und Zweifel, „welche die Verfaſſer des Beitrags zur Geſchichte der Feld„züge in Frankreich unter dem Kronprinzen von Würtem„berg u. ſ. w. aufgeſtellt haben, laſſen ſich größtentheils „aus dieſen Denkwürdigkeiten beantworten“ u. ſ. w.

Wenn man ferner bemerkt, wie viele Thatſachen, als bis jetzt noch unbekannt, dieſe Recenſion heraushebt, und welches Schlußurtheil ſie fällt, ſo muß es allerdings auffallen, ein anderes Blatt behaupten zu hören, das Werk ſey nicht hiſtoriſchen Inhalts, und verdiene in der Reihe der Geſchichtbücher keinen Platz. Mir ſind beide Herren Recenſenten unbekannt. Auch ſteht mir nicht zu, zu entſcheiden, welcher von Beiden näher der Wahrheit ſey. — Aber wenn ich vor den Richterſtuhl eines unbefangenen Leſers beide Recenſionen brächte, ſowohl diejenige, welche in wenig Zeilen ein allgemeines Verdammungs-Urtheil auf einen unrichtigen Schluß erbaut, als jene, die dem Werke in das Einzelne folgt und eine Menge von Sätzen heraushebt, womit ſie beweist, daß die Zeitgeſchichte dadurch bereichert und berichtigt werde, ſo erlaube ich mir, ruhig und mit Zuverſicht dem Ausſpruche entgegenzuſehen. — Wie viel höherer geſchichtlicher Werth meinem Werke gegeben werden konnte, habe ich ſo gut empfunden als Einer. Aber ich weiß auch, daß, trotz des Mangelhaften, ihm der Anſpruch darauf, nach Maßgabe, als man es mit den bis jetzt erſchienenen Werken über jene große Kriegs-Epoche in Vergleichung bringt, zuerkannt werden wird. Ich habe niemals einen Herold vorausgeſchickt, um meine Angriffe zu verkündigen; der aufmerkſame Vergleicher aber wird deren finden.

4) Recenſent irrt, und iſt nicht höflich, wenn er ſagt, „daß ich unter dieſem Titel, als unter einem falſchen Ausbängſchilde, meinem Buch den Platz in der Reihe der Geſchichtbücher zu gewinnen ſuchte.“ Nach dem, was ich bereits anzuführen gezwungen war, fällt dieſer Vorwurf, und ich habe mich nur über ſeine Einkleidung aufzuhalten. Da Recenſent die von mir eben entwickelten Anſichten für

möglich halten mußte, ſo war jene nicht klug gewählt, und hier nicht am Platze. Das ganze Buch konnte ihm ein Beweis ſeyn, daß ich ſolcher Mittel nicht bedürfe, und auch nicht im Stande ſey, mich deren zu bedienen.

Wenn ich mich einerſeits vertheidige, ſo verſäume ich aber anderſeits nicht, dem Recenſenten für den Zuſpruch des „beſondern Talents" zu danken, „den Gegenſtand von Anfang bis zu Ende in gleichem Lichte zu halten, und das Intereſſe des Leſers bis zum Schluß zu nähren." — Ich danke ihm für das Lob, das er meiner Sprache gibt. Ich wünſche, daß dem ſo wäre, wie er ſagt.

Was die Momente betrifft, welche Recenſent zu dem Ziele aus meinem Werke heraushebt, um dadurch zu beweiſen, daß geſchichtliche Genauigkeit hie und da vermißt werde, ſo mag er mir erlauben, daß ich ſeine Punkte einzeln beantworte, indem einige derſelben mir eine erwünſchte Gelegenheit geben, Aufklärungen fortzuſetzen und deutlicher zu machen, die unſerer Zeitgeſchichte nothwendig ſind.

Recenſent ſagt: „dahin (nämlich unter die Stellen, in denen geſchichtliche Genauigkeit vermißt wird) gehört z. B. die Beſchreibung der Vorfälle von Arcis."

Ich konnte und wollte mich nirgends in das Einzelne der Gefechte einlaſſen, einmal, weil dies dem Buche eine größere Ausdehnung, und da ich an andern Orten nicht gleichfalls Einzelnes ſagen konnte, auch eine ungleiche Haltung gegeben hätte, und dann, weil das Einzelne des Gefechtes überhaupt ſelten dem oberſten Befehlshaber, und am wenigſten in dieſem Kriege, zugehört, wo den zunächſt untergeordneten Generalen aus leicht begreiflichen Urſachen ſehr ausgedehnte Wirkſamkeit gelaſſen werden mußte. Ich erzählte daher auch die Vorfälle von Arcis nur kurz,

und hätte freilich noch beisetzen können, daß bereits ein ganz verschiedenes Benehmen von Seite der Verbündeten bestimmt war, um dem französischen Kaiser zu begegnen, als der Fürst, eben an diesem Tage von einem Wundfieber im Bette gehalten, diesen Plan verwarf und dasjenige anbefahl, was auch wirklich ausgeführt wurde und den Rückzug des Kaisers entschied. Die Thatsachen, die ich anführe, weichen übrigens von den Erzählungen Plotho's und Koch's nicht ab, welche beide halbofficiellen Charakters sind.

Aber sehen wir, ob diese Angabe richtig ist. Ich eröffne die Erzählung der Vorgänge bei Arcis folgendermaßen: „Auf die erste Nachricht am 19. von dem Anmarsche des Feindes vermuthete der Fürst, daß dieser nicht erst den Uebergang der Aube zu erzwingen die Absicht habe, sondern durch das Vordringen auf dem rechten Ufer über Brienne ihn zum Rückzuge nöthigen wolle. Alle Theile des Hauptheeres erhielten daher die Bestimmung, auf dem schon einmal durch Blut und Sieg geweihten Felde von Brienne sich zu sammeln und dort zum Schlagen bereit zu seyn." — Für die Richtigkeit dieser Behauptung berufe ich mich auf die aus dem Hauptquartier Pougy am 19. März, Mittags, erlassene Disposition.

Die Denkwürdigkeiten sagen weiter: „Aber noch an diesem Tage brach Napoleon gegen den andern Flügel der Verbündeten los, erzwang den Uebergang, und in der Nacht rückte er mit seinen gesammten Streitkräften auf das linke Ufer." (Siehe hierüber: *Koch*, Memoires. II. 60—64, dann Plotho III. 321.) „Schwarzenberg faßte in diesem am wenigsten erwarteten Falle augenblicklich den Entschluß, seine Truppen nicht rückwärts der Aube zu vereinigen, sondern diese Vereinigung vorwärts zu bewirken.

„Und dieſer Entſchluß iſt die Urſache, warum Napoleon nicht vereinzelte Heerestheile, wie er hoffte, vor ſich fand, ſondern, während er angreifen wollte, ſich ſelbſt von dem Fürſten mit vereinigten Kräften angegriffen ſah.“ — Koch ſagt: Napoléon „se flattant que l'ennemi se reti„rait en désordre, résolut de ne lui accorder aucune „relâche, et ordonna le 20. au matin, au comte Se„bastiani, de se mettre en mouvement sur Arcis. En „vain ce général lui donna avis que le prince de „Schwarzenberg avait arrêté le mouvement rétrograde „des corps du prince Royal de Wurtemberg, de Giulay „et de Rajefski, qu'ils revenaient de Troyes à Char„mont: l'Empereur n'ajouta pas foi à ce rapport et „réitéra l'ordre de pousser rapidement à Arcis. A „10 heures du matin, la cavallerie de la garde y arriva „presqu'en même temps que l'infanterie du prince de „la Moskawa. L'on s'occupa sur le champ de la re„construction du pont, et les troupes prirent possession „du poste que l'arrière-garde bavaroise avait évacué „la veille à 10 heures du soir. Tous les habitans s'ac„cordaient à dire que le prince de Schwarzenberg n'était „pas à plus de 2 myriamètres avec la majeure partie „de son armée. Le prince de la Moskawa et le comte „Sebastiani en instruisirent l'Empereur en toute hâte, „et néanmoins se mirent en devoir de défendre Ar„cis.“ (65.)

Ueber dieſen Wechſel der Bewegung genügt übrigens die Dispoſition nachzuſehen, welche Schwarzenberg aus Pougy noch am 19. Abends um 9 Uhr erließ. Plotho führt ſie (III. S. 322) an. Ich habe mich in der Schilderung dieſes ſchönen Augenblickes beinahe nur ſeiner Worte bedient, da ich überhaupt, ſo oft ich konnte, gerne

Diejenigen ſprechen ließ, deren Stellung und Verhältniſſe auch ſelbſt bei dem argwöhniſchen und an keine aus Ueberzeugung und beſſerer Empfindung hervorgehende Leiſtung glaubenden Leſer allen Verdacht von Befangenheit entfernen müſſen.

„Eingeengt um Arcis, die Aube im Rücken, war der franzöſiſche Kaiſer bald gezwungen, ſeinen Angriffsplan aufzugeben, und nach Verluſt an Zeit und Kraft wieder über den Fluß zurückzugeben.“ — Man leſe, was hierüber Koch (65—76) und Plotho (324—333) ſagen. — Daß Napoleon eingeengt um Arcis war, weiß, wer die Stellung der Verbündeten am 21. März kennt. Daß die Aube im Rücken ihm ein bedenklicher Umſtand ſeyn mußte, iſt natürlich, und Koch ſagte darüber: „En examinant „la situation d'Arcis on peut juger de l'embarras d'une „armée qui n'a que ce point de retraite. La ville est „bâtie dans une vallée à pente douce sur la rive gauche „de l'Aube; à droite règne un marais impraticable“ u. ſ. w. „Il était probable que l'armée française n'au„rait pas les temps de défiler, si l'ennemi la poussait „vivement. Pour faciliter son écoulement, on jeta un „second pont“ (76). — Daß er endlich gezwungen war, ſeinen Angriffsplan aufzugeben, und nach Verluſt an Zeit und Kraft über den Fluß zurückzugehen, beweiſt der Erfolg.

Damit endet eigentlich meine Schilderung der Vorfälle von Arcis, indem nur der Entwurf im Großen, nicht aber das Gefecht ſelbſt, dem Feldmarſchall zugehören. Er ordnete die Mittel; ſie griffen in einander; alles Uebrige gehört dem oberſten Feldherrn nicht an. Wenn militäriſche Schriftſteller bei jedem Vorgange genauer unterſcheiden würden, welchen Theil daran der Oberbefehlshaber, welchen

Theil die Truppe nahm, so würde der Eine nicht so oft unbillig gelobt, die Andere nicht so oft unbillig getadelt werden.

Wie der Fürst Schwarzenberg *selbst* das Gefecht von Arcis ansah, geht am besten aus einem Privatbriefe hervor, den er aus Pougy am 22. März, *Morgens*, schrieb, und den ich zum Ueberflusse noch hieherſetzen will. „Du weißt," sagt er, „daß, als ich erfuhr, daß Napoleon ganz von Blücher abließ und gerade gegen Arcis fur Aube marschirte, um meine vorgeschobenen Armeecorps von den Reserven abzuschneiden, ich mich zwischen Troyes und Arcis concentrirte. Diese Bewegung ging mit dem besten Erfolge vor sich. Napoleon drang von Fere-Champenoise in Eilmärschen gerade auf Plancy vor, ging dort über die Aube, und wollte am nämlichen Abende noch die Seine bei Mery übersetzen, um die von Nogent nach Troyes im Marsch begriffenen Armeecorps anzufallen. Die Brücke aber wurde vertheidigt, bis keine Gefahr mehr für die defilirenden Colonnen war. Als ich erfuhr, daß Napoleon sich zwischen die Aube und Seine bei Plancy einzuengen wagte, faßte ich sogleich den Entschluß, ihn Tags darauf mit meiner ganzen Armee anzugreifen. Als nun am 20. die Colonnen plötzlich sich entwickelten, so sah man deutlich, wie wenig Napoleon darauf gefaßt war. Er warf sich mit seinen eben im Vorrücken begriffenen Truppen in das Städtchen Arcis, worin er sich bis in die Nacht mit außerordentlichem Verluste vertheidigte. Um nicht zu viele Leute zu verlieren, nahm ich mir vor, abzubrechen, und am folgenden Tage mit größerer Macht diesen Punkt zu bezwingen. Indessen hatte die Cavallerie meines linken Flügels bis Mery vorgedrängt, wo drei Regimenter der Garde à cheval sehr hart mitgenommen wurden. Nun

dachte Napoleon, ich hätte die Stellung hinter der Aube genommen, nämlich meinen linken Flügel gegenüber Plancy und meinen rechten hieher zu. Er zog daher Alles, was er bei Plancy übersetzt hatte, eiligst über die Aube zurück, und ließ es längs dem rechten Ufer nach Arcis marschiren, wo er seine sämmtlichen Streitkräfte sammelte, um dort auszubrechen, von meiner ausgedehnten Stellung Vortheile zu ziehen und sie im Mittelpunkte zu sprengen. Als er aber bemerkte, daß ich am 21. früh in seinem Angesichte eine Bewegung machte, um meine Truppen in einer vortheilhaften Position zwischen Chaudry und Remi aufzustellen, so bemerkte man deutlich Unentschlossenheit in den feindlichen Manöuvres. Ich ließ die Armee nur ein paar Stunden ruhen, und eben, als ich das Signal zum allgemeinen Angriff geben ließ, sah man aus Arcis in der Richtung nach Vitry abmarschiren. Als ich bemerkte, daß diese Colonne sehr bedeutend wurde, so beorderte ich den Kronprinzen von Würtemberg, den Angriff mit drei Armeecorps fortzuführen, während ich das 5. Corps unter Wrede und alle Reserven gegen Lesmont schickte, wo sie die Aube passirten und sich gegen Vitry aufstellten" u. s. w. —

Aber ich gehe zu dem zweiten Vorwurfe, zu dem zweiten Beispiele geschichtlicher Unrichtigkeit über, welches die Leipziger Literatur-Zeitung aus meinem Werke aushebt. Sie sagt: „Welchen Zweck die Be„wegung Napoleons am 21. Mai hatte, wurde zwar von „Einigen errathen, aber nicht eher beachtet, bis der auf„gefangene Brief an die Kaiserin ankam. Die Bewegung „nach Paris wurde erst am 24. früh auf dem Marsche „nach Vitry beschlossen." —

Recensent konnte wohl voraussetzen, daß, wo meine Behauptungen von den bis jetzt öffentlich ausgesprochenen

abweichen, ſie aus ſehr ſichern Quellen geſchöpft ſeyn müſſen, indem ich mir ſonſt Abweichungen nicht erlaubt haben würde. Kann er nicht aus Quellen von gleichem Gehalte ſchöpfen, ſo führen wir ungleiche Waffen, und er dürfte, was ich dann einzig meiner Stellung, nicht aber irgend einem Vorzuge, zu danken hätte, den Kürzeren ziehen. Dieſe Stelle enthält nichts, was nicht in mehreren Werken, deren Verfaſſer alle nicht beſſer unterrichtet waren, bereits geſagt wäre. Die zwei einzigen unter den bis jetzt bekannten, welche durch Genauigkeit in Aufzählung der Thatſachen ſich auszeichnen, die oft genannten Werke Kochs und Plotho's, deuten jedoch ſchon auf Behauptungen hin, welche von jenen des Recenſenten abweichen, und in gleichem Maße dem ſich nähern, was ich über dieſen wichtigen Augenblick ſagte. —

Meine Worte ſind: „„Am frühen Morgen des 22. März befand ſich Schwarzenberg auf den Höhen, an deren Fuße Arcis liegt, um die Meldungen über die Richtung einzuſammeln, welche die Hauptſtärke des Feindes nahm. Der Generalmajor von Diebitſch, der dem ruſſiſchen Generalſtabe vorgeſetzt war, überbrachte ihm dort einen Bericht, woraus hervorging, daß Napoleon nach Vitry gezogen, und in der Umgegend über die Marne gegangen ſey.““

Schon am 21. Abends hatte der Fürſt dieſe Rückzugsrichtung vermuthet; Beweiſe hievon der Ausgang des eben angeführten Briefes, und die um ſechs Uhr Abends für den folgenden Tag ausgegebene Dispoſition (Plotho III. 335). Nachdem er am 22. Morgens hievon mehrere Gewißheit erhielt, folgte um zehn Uhr Vormittags eine neue, jedoch der Weſenheit nach nur wenig verſchiedene Dispoſition (Plotho III. 336).

„„Augenblicklich errieth der Feldmarschall den Zweck dieser Bewegung. Er erklärte, daß man sich vor Allem Vitry nähern müsse, um Blüchern die Hand zu geben, und die Bestätigung über die Absicht des Feindes einzuholen, die nun Gelegenheit geben werde, schnell, und ehe Napoleon zurück kommen könne, vereinigt nach Paris zu marschiren.““

Es ist natürlich, daß dieser Gedanke damals nur bedingnißweise gelten konnte. Ich glaube auch nicht, daß die Art, wie ich ihn ausdrückte, ihm ein anderes Licht gebe. Von Gewißheit konnte damals nicht die Rede seyn, und auch ich konnte sie unmöglich voraussetzen, da mir aus Koch bekannt war, daß erst das Mißlingen der Wegnahme von Vitry den Plan Napoleons vollkommen reifte (II. 84). Es war immer noch möglich, daß Napoleon durch seinen Marsch in der Richtung nach Vitry nur ein Manöver gegen die Voire, — es war wahrscheinlich, daß er damit einen Angriff auf Blüchern einleiten wollte. Der Fürst fährt in jenem vertrauten Briefe daher auch folgender Maßen fort: „Auf diese Art deckte ich auf alle Fälle meine Kommunikationslinie, wenn es je des Feindes Absicht hätte seyn können, meinen rechten Flügel zu umgehen, und bereitete meine Bewegung auf den folgenden Tag vor.“ Und: „Zugleich erfuhr ich, daß Blücher seine Offensive wieder begonnen, und Winzingerrode Rheims weggenommen habe. Vielleicht marschirt nun Napoleon in jene Gegend. Das muß sich durch die Rapporte, die ich in der Nacht erwarte, aufklären. Meine Rolle ist vor der Hand, ihm auf dem Fuße zu folgen, damit er nicht auf Blüchern falle, ohne von mir begleitet zu seyn.“ —

„„Der Fürst kehrte nach seinem Hauptquartiere Pougy zurück, wo sich auch das Hoflager des Kaisers von Ruß-

land und des Königs von Preußen befand. Er trug Beiden den Bericht und seine Ansicht über das zu Unternehmende vor, und Beide traten alsogleich und entschieden seiner Meinung bei. Noch an diesem Tage eilte ein Adjutant des Fürsten, der Oberste Graf Paar, — derselbe, der später die Uebergabe von Paris mit unterzeichnete — zu dem Kaiser von Oesterreich nach Bar für Aube, um ihm das Beschlossene zu melden.""

Ich kann die Versicherung geben, daß mir diese Scene einige Male von dem Feldmarschall selbst mündlich mitgetheilt worden ist. Für diejenigen, die mich kennen, würde diese Versicherung ausreichen; wenn ich aber meinen unbekannten Gegner berücksichtige, so ist es billig, daß ich mich auf Lebende berufe. Ich habe dieß bereits gethan, indem ich den Obersten Grafen Paar nannte. Er lebt dermal in den Niederlanden. Die Zeit reicht nicht aus, seine Erlaubniß mir zu erbitten, ihn zur Beglaubigung meiner Erzählung öffentlich anführen zu dürfen. Diese Erlaubniß jedoch voraussetzend, nehme ich keinen Anstand, zu behaupten, daß er vier und zwanzig Stunden früher, als der Brief an Marie Louise im Hauptquartier anlangte (was am 23. gegen Mittag geschah), mit der Meldung, deren ich oben erwähnte, an Se. M. den Kaiser von Oesterreich abging. — Es ist also ganz irrig, daß der Zweck der Bewegung Napoleons nicht schon am zwei und zwanzigsten beachtet wurde.

„„Man ging nach Vitry. Es wäre möglich gewesen, daß Napoleon bei dem Marsche dahin keine andere Absicht gehabt hätte, als die Marne zu gewinnen, die er tiefer unten von den Preußen gesperrt erwarten mußte.""

Plotho sagt: „Es war noch immer ungewiß, ob sich das französische Kriegsheer nach Chalons oder nach

Vitry zurückziehe. Im ersten Falle war es als gewiß anzunehmen, daß es dem schlesischen Kriegsheere in die Hände fallen müsse, und eine Hauptschlacht, in welcher sich die beiden verbündeten Kriegsheere vereinigten, das Schicksal des Krieges entscheiden werde. Auch schien die Hoffnung begründet, es müsse die noch immer vor Arcis stehende feindliche Nachhut vom französischen Hauptheere getrennt, und mit großem Verlust gegen Paris zurückgeworfen werden." Und dann fragt er: „Lag dieß im Plane des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg?" — Ich sehe in dieser Frage, so wie in der vorgehenden Aeußerung, daß Plotho nicht die Meinung des Recensenten theilt, als habe man im verbündeten Hauptquartier zwar den Zweck der Bewegung Napoleons am 21. errathen, aber nicht eher beachtet, bis der früher erwähnte Brief aufgefangen war, und einlangte. Ueberhaupt trägt die Sache schon in sich den Charakter der Unwahrscheinlichkeit, daß man einen Zweck so höchstwichtiger Natur errathen, und dennoch nicht beachtet haben solle! —

„„Hier aber vernahm man, daß er die Marne aufwärts nach St. Dizier marschirt sey, und diese Richtung ließ keinen Zweifel über seine Absicht mehr zu. Hätte sie es, so würde der von Tettenborn aufgefangene Brief des französischen Kaisers an seine Gemahlin das Räthsel jenes Marschalls hinlänglich gelöset haben. Darin gab der Kaiser sowohl seine Bewegung, als die Gründe derselben, in klaren Worten an.""

So lange nicht der wirklich geschehene Uebergang des Kaisers bei Vitry außer allem Zweifel war, mußte auf die Möglichkeit des Marsches nach Chalons noch immer Rücksicht genommen werden. Daher die am 22. Abends ausgegebene Disposition für beide Fälle (Plotho III.

339, 340). Das Gefecht des General Grafen Oſcherowsky (23. mit Tagesanbruch), der den Park des Marſchalls Macdonald im Zuge nach der Marne aufhob, und Befehle des Major-Generals an dieſen Marſchall fand, worin Napoleons Marſch nach St. Dizier angegeben war (Koch II. 92, Plotho III. 342), ließ dem Kaiſer nun keine andere Abſicht mehr unterlegen, als: daß er ſich in den Rücken der Verbündeten werfen wolle. — Der Brief an die Kaiſerin, der am 23. Mittags im Hauptquartier anlangte, klärte zuletzt Napoleons Abſicht vollkommen auf, und alle dieſe Ereigniſſe zuſammen bewieſen endlich, daß, da zugleich Meldungen von der Annäherung Blüchers einlangten, für die gewünſchte und ſchon viel beſprochene Bewegung nach Paris auch militäriſch der Augenblick der Ausführung gekommen ſey.

„„Dieſe Ereigniſſe beſchleunigten den entſcheidenden Entſchluß .... Was bereits in Ausführung war, wurde am 23. März im verſammelten Kriegsrathe und in Gegenwart der beiden Monarchen förmlich entſchieden.““

Plotho irrt, wenn er die Einleitung zum Marſche nach Paris erſt in dieſem Kriegsrathe, der Nachmittags drei Uhr gehalten wurde, treffen läßt (S. 343). Koch iſt darin genauer, wenn er ſagt: Le généralissime, après une délibération où les généraux Radetzki et Diebitsch *seuls* prirent part, résolut de chercher à opérer sa jonction avec l'armée de Silésie, en longeant la Marne, *et expédia sur le champ l'ordre de marche aux divers corps d'armée* ..... Pendant que ces colonnes marchaient, le Prince de Schwarzenberg voulant se décharger de la résponsabilité du *mouvement décisif qu'il venait d'ordonner* provoqua la réunion d'un conseil de guerre (II. 92). Dieſe Vereinigung

mit dem ſchleſiſchen Heere war aber der eigentliche erſte Schritt zur Bewegung nach Paris, und dieſer Schritt war bereits in Ausführung, bevor der Kriegsrath, der ihn beſtätigte, ſich verſammelt hatte. — Das glückliche Zuſammentreffen, daß, während das Hauptheer (am 23.) Blüchern entgegeneilte, dieſer gleichzeitig ſich dem Hauptheere zu nähern beſtrebt war, hatte zur Folge, daß das Letztere nicht erſt nach Chalons zu rücken nothwendig hatte, und daher ſchon am 24. der Marſch nach Paris angetreten werden konnte. Was um zehn Uhr Morgens auf den Höhen von Sommepuis entſchieden wurde, war nicht mehr die Frage: ob man nach Paris marſchiren ſoll? ſondern nur jene: auf welchem Wege, überhaupt auf welche Weiſe dieß zu geſchehen habe?

Noch mögen über die Vorfälle vom 21. bis 23. März zur Aufklärung und zum Belege für meine Behauptungen folgende Worte dienen, die ich aus Mittheilungen nehme, welche ich ſo eben von einem höheren General der öſterreichiſchen Armee erhielt; einem General, der in jenem Zeitpunkte dem Fürſten Schwarzenberg zur Seite ſtand, und, vermöge der Art ſeiner Verwendung ſchon, den größten Einfluß auf die Leitung der Operationen nahm.

Den 21. März N. M. „Klar und deutlich zeigte ſich die äußerſte feindliche Flügelcolonne auf dem Wege nach Luſtré, die bedeutendere auf dem nach Vitry le français. Dem zufolge wurden augenblicklich auf der Höhe zwiſchen Arcis und Mesnil la Comteſſe die Reſerven über Lesmont auf das rechte Aube-Ufer in Marſch geſetzt, und die Befehle dem Obriſten Rommer vom Pioniercorps zur Schlagung der Brücken bei Rammerie ertheilt. Der Zweck hievon war: mit beendetem Gefechte, nach Rücklaſſung des zweiten Armeecorps, die dieſſeitigen Armee-Theile bei

Dampierre zu vereinigen, dem durch den Marsch Napoleons bedrohten Punkte Vitry zu Hilfe zu eilen, sich mit der schlesischen Armee, die divergirend der unteren Marne zueilte, zu vereinen, die diesseitige Operationsbasis aufzugeben, sie auf die der schlesischen Armee zu gründen, und die Operationen gegen Paris nach Masse zu bewirken, als der Feind, derselben unbeschadet, an der oberen Marne abgehalten werden könne."

„In Folge dieses Planes sind auch die diesseitigen Armeecorps in Marsch nach Vitry gesetzt worden, konnten aber wegen der Entfernung und der Ermüdung der Truppen durch die vorhergegangenen Gefechte diesen Punkt erst am dritten Tage (am 23.) erreichen. Am 22., dem Tage nach der Schlacht von Areis, da erst das 4. Armeecorps in der Umgegend von Dampierre eingetroffen, das 5. im Marsch dahin begriffen, die Reserve aber noch entfernt war, und der Fürst eben den Marsch einiger feindlichen Abtheilungen gegen Vitry beobachtete, theilte General Dibitsch denselben Nachrichten mit, durch welche die Richtigkeit unserer Ansicht und der getroffenen Maßregeln bestärkt wurde. Hierauf verfügte sich der Fürst eilends zu den noch in Pougy harrenden Souverainen (Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm), um solche von der Wichtigkeit der Beschleunigung des Marsches zu unterrichten. Von dort aus erstattete der Fürst die Meldung auch dem Kaiser von Oesterreich und eilte dann augenblicklich wieder zur Armee zurück. Während des Marsches nach Vitry, am 23., wo der Entschluß, die Operationen nach Paris zu führen, schon gefaßt war, und nur die näheren Nachrichten über die feindlichen Bewegungen noch eingeholt werden sollten, langte die

ſichere Nachricht über die Abſichten Napoleons an. Nun wurde von Sr. Maj. dem Kaiſer Alexander die alſogleiche Ausführung des Marſches nach Paris verlangt, und dieſelbe vom Fürſten um ſo mehr gleich zugegeben, als er ſelbſt dieſen Marſch ſchon ausgeſprochen hatte."

„Der Fürſt bewies, daß durch die Vorſendung Winzingerodes mit 10,000 Pferden gegen St. Dizier dem feindlichen Heere wenigſtens drei Märſche abgewonnen würden. Dieſer Vorſprung aber war nöthig, damit, wenn die dieſſeitige Armee vereint mit dem größten Theile der ſchleſiſchen auf den Höhen von Belle-Ville und Montmartre eingetroffen, das für Paris nöthig Erachtete am folgenden Tage eingeleitet werden, und am zweiten die Armee ſchlagfertig gegen das von Fontaineblau her erwartete Heer Napoleons den letzten und entſcheidenden Schlag bewirken könne. Dem zu Folge wurde auch alles dahin Abzielende eingeleitet und ausgeführt."

„Aus dieſem geht demnach hervor, daß die aufgefangene, öfters erwähnte Correſpondenz Se. Maj. den Kaiſer Alexander nur bewog, den ſchon früher beabſichteten Marſch nach Paris zu bewilligen und zu verlangen. Die Idee des Planes hiezu wurde jedoch ſchon zwei Tage vorher, nämlich an dem Gefechtstage bei Arcis, auf den Höhen von Mesnil la Comteſſe ausgeſprochen, und dort die dazu nöthigen Einleitungen beſtimmt." — —

Ich glaube über dieſen wichtigen Augenblick der Entſcheidung des Marſches nach Paris Recenſenten auch noch auf die Note zur Seite 79 des **Manuscrit venu de Ste. Héléne** (Leipzig 1817) aufmerkſam machen zu müſſen, welche, wenn ich nicht irre, von dem königlich ſächſiſchen Geſandten zu Wien, Grafen Schulenburg-Kloſterrode, herrührt, und der Wahrheit getreu iſt. —

Recensent hat Recht, den Druckfehler herauszuheben, daß die Schlacht von Paris am 30., nicht aber am 28. März geliefert wurde. Ich kann ihm nicht freundschaftlicher dafür entgelten, als wenn auch ich ihm in eben dieser Zeile seiner Recension einen Druckfehler berichtige. Er sagt: „am 30. Mai.“ Es sollte heißen: „am 30. März.“ —

Eben so richtig behauptet Recensent, „daß die Stadt Wien dem Fürsten das Bürgerdiplom nicht nach dem Kriege, sondern im Monat Jänner 1814 überreichte, als das Hauptquartier in Vezoul in der Franche Comté war.“ — Um die Erzählung der Kriegsvorfälle, das strategische Ganze, welches ich mich zu geben bemühte, nicht durch Kleinigkeiten zu unterbrechen, sammelte ich die Zeichen der Anerkennung der Verdienste des Feldmarschalls in eine Stelle, und wies ihr den Platz nach Beendigung dieser Erzählung an. Ich hätte eben so gut die Tage anführen können, wann der Fürst diesen oder jenen Orden erhielt, wenn ich dieß für nöthig oder angemessen gehalten hätte. — Dagegen irrt Recensent, wenn er den 25. September 1814 als den Tag bezeichnet, an welchem das österreichische Gedächtnißkreuz zum ersten Male getragen wurde. Offiziere, und selbst einige Truppen-Abtheilungen, trugen es schon früher. An die Wiener Besatzung mußten vermög einem Handbillete des Kaisers vom 20. September Tags darauf mehrere tausend Kreuze vertheilt werden. Die Vertheilung geschah überhaupt nicht an einem und demselben Tage für das gesammte Heer, nicht einmal für den Theil desselben, der bei Wien stand. Bis zum 4. Oct. waren 23,990 Kreuze an diesen letztern vertheilt. Am 10. Oct. wurden dem Kriegszahlamte abermals 6000 Kreuze zur Vertheilung übergeben. So kam es, daß erst am 18. Oct. die gesammte Besatzung, allgemein mit diesem Kreuze betheilt, ausrücken konnte. —

Was den Operationsplan von 1815 betrifft, wovon Recensent sagt, „daß er besser unerwähnt geblieben wäre, weil er zwar auf Befehl des Fürsten, aber von einem in der Kriegskunst nicht sehr erfahrenen höhern Offizier entworfen" wurde, — so kann ich hier nicht die Absicht haben, die Meinung des Recensenten umzustimmen. Ich bin zu unbedeutend, über solchen Stoff zu urtheilen, und man könnte meiner Versicherung, daß ich an jenem Kriegsplane nichts auszusetzen finde, und ihn für sehr zweckmäßig, ja für weit zweckmäßiger halte, als jenen, der späterhin wirklich in Ausübung getreten war, obwohl der Erfolg ihn krönte, — unbescheiden oder schmeichelnd nennen. Wie nun die Sache immer steht, so kann man doch den Umstand, daß ich den Kriegsplan anführe, keine geschichtliche Unrichtigkeit nennen.

„Im Jahre 1815 rückten nicht die österreichischen Truppen am 17. Juli zum zweiten Male in Paris ein, sondern nur eine kleine Abtheilung als Ehrenwache. Eigentlicher hätte es also heißen müssen: „rückten österreichische Truppen u. s. w." — Diese Bemerkung der Leipziger Literatur-Zeitung gebe ich zu. Sie ist jedoch eben so wenig unter dem Titel geschichtliche Unrichtigkeit aufzuführen, und allerdings konnte diese Ehrenwache von 4 Grenadier-Bataillons, 28 Escadronen und 2 Batterien als Vertreter der österreichischen Armee, welche sich über ganz Süd-Frankreich, von Italien und der Schweiz bis an den Allier und die Loire, verbreitete, gelten.

„Endlich ist es auch bekannt, daß Bonaparte das Heer, mit welchem er im Jahre 1800 über den Bernhard ging, nicht bei Dijon sammelte, und dieses Gerücht nur ausstreuen ließ, um seinen Gegner zu täuschen (Leipziger Literatur-Zeitung)." — Mathieu Dumas, gegen dessen

Bürgſchaft nichts eingewendet werden kann, ſagt (Précis des événements militaires, Tome III.): „Trente mille furent immédiatement destinés à faire partie de l'armée de réserve, dont l'organisation, sous les ordres du général Berthier, venait d'être annoncée et dont le rassemblement était indiqué à *Dijon* (p. 24).“ Obgleich nun gerade die anfänglich dahin beſtimmten Diviſionen ſich nicht wirklich dort ſammelten, indem dieſe Reſervearmee nichts anders war, „qu'un grand dépôt intermédiaire (26),“ wovon die marſchfertigen Abtheilungen ohne Verzug zur Rheinarmee Moreau's abgingen: ſo ſammelten ſich doch alsbald andere Truppen in der Umgegend von Dijon: „d'un autre côté, les divisions françaises venues de Hollande, qui avaient formé l'armée de l'Ouest, et qui devaient faire partie de l'armée de réserve, furent d'abord dirigées sur Dijon (27).“ — In dem Zeitpunkte, da Moreau über den Rhein ging, am 25. April, hatte Berthier vier Diviſionen Fußvolk und eine Reiter-Diviſion auf der Linie zwiſchen Dijon und Genf geſammelt, und als dieſe nach und nach ganz auf den vorderſten Punkt derſelben, Genf, gebracht waren, ſammelte Vignolles abermals drei Diviſionen Fußvolk und eine zweite Reiter-Diviſion zu Dijon (p. 160), Bonaparte, als er endlich zur Armee ging, die ſchon auf der Angriffsbaſis aufmarſchirt ſtand, hielt ſich zu Dijon nur einige Stunden auf, „pour y passer en revue les bataillons qui s'y formaient, et organiser l'état-major et le premier cadre d'une seconde armée de réserve, dont il donna le commandement au général Brune (165).“ — Alſo nicht nur war Dijon der Punkt, von welchem aus die Rheinarmee auf 120,000 Mann gebracht wurde; auch die 60,000 Mann der Armee von Italien waren, von Dijon aus, nach den

Alpen gewendet worden. Wenn ich daher in den Denkwürdigkeiten sagte, daß Napoleon bei Dijon die Kräfte sammelte, „mit welchen er den Zug über die Alpen und auf das Feld von Marengo that", so verstand ich freilich nichts anders darunter, als was ich eben hier aus Dumas anführte, und nicht meine Schuld ist es, wenn Recensent mir die Behauptung unterschiebt, als hätte ich wirklich geglaubt, daß diese 60,000 Mann in der Umgegend von Dijon gleichzeitig versammelt waren, und etwa ein Lager bezogen hatten, wie wir fünfzehn Jahre später. —

Ich glaube somit meine Beantwortung schließen zu dürfen. Wenn ich selbst über mein Buch eine Beurtheilung zu schreiben hätte, so würde sie gewiß strenger seyn, als die der Leipziger Literatur-Zeitung, aber ganz andere Punkte anfechten. Die Mängel, die ich anzuführen mich dann genöthigt sehen würde, nähmen vielleicht nicht geringeren Raum ein, als das Buch selbst. Um dieß aber begreiflich zu machen, müßte ich noch einen dritten Band dazu geben. Der aber enthielte die Gründe, warum ich diese Mängel zuließe. —

Fürſt Joſeph von Schwarzenberg.

Nekrolog.

Wien, 21. December.

Oestreich hat so eben einen sehr empfindlichen Verlust erlitten, den des regierenden Fürsten Joseph von Schwarzenberg, ältern Bruder des Helden, der Europa's Heere auf den Feldern von Leipzig befehligte und wenige Jahre darauf eben dort sein ruhmvolles Leben beschloß. Die Klasse von Männern, welcher Fürst Joseph angehörte, verdünnt sich mehr und mehr, und mit ihr wird eine der stärksten Wehren brechen, die sich dem Andrange der niederreißenden Fluthen der Zeit entgegenstellen. Eben deßhalb ist der Verlust eines solchen Mannes nicht bloß auf die Familie, auf die zahlreichen Anhänger und Freunde, auf das Land, auf den Staat, dem er angehörte, beschränkt, er ist allen Freunden der Ordnung, allen denen, die in den Reihen der Vertheidiger des Rechtes stehen, ein höchst empfindlicher. Besitzer beträchtlicher Theile von Böhmen und großer Güter in andern Provinzen und Ländern, stand er überall, wo es sich um Opfer für das Vaterland galt, mit mächtigem und edlem Eifer voran, und stützte den Thron seines Kaisers durch das unverletzte Beispiel der innigsten Ehrfurcht, Liebe und redlicher Hingebung. Mild, theilnahmsvoll, einer ausgebreiteten Industrie Stifter und Beförderer, vieler Wohlthätigkeitsanstalten Vorstand, ein glänzendes Muster

unverrückter Redlichkeit, offen, wahr, gerade, erfahren, unterrichtet und verständig, dabei angenehm, heiter, jede Bestrebung, jedes Talent würdigend, ein trefflicher Gatte und Vater, ein edler Fürst seiner Unterthanen, ein großer Bürger des Staates, war er das Glück der Seinigen, ein Gegenstand der Verehrung für alle Redlichen. Wenn er seine Güter bereisete, so war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; Alle freuten sich, den gemeinsamen Vater zu sehen, dessen Herz das Glück so wie den Jammer verstand, und der für beide zu Mitgenuß und Tröstung Zeit hatte. Durch das alldurchwärmende, in jeder Gelegenheit werkthätige Wohlwollen, das von ihm ausging, schloß er Alle an sich und durch sich wieder an den Staat, zu dem er mit gleicher Liebe aufblickte, mit welcher er zu den Seinigen niedersah. So stand er, eine Wahrheit aus alter Zeit, da — das würdige Musterbild eines Systems, nach dem unsere Enkel, wenn die Zerstörung gelungen seyn wird, mit Recht wie nach einer Heimath von Frieden und Glück mit vergeblichem Verlangen blicken werden.

Herzog von Reichstadt.

Schreiben an *** über den Herzog von Reichstadt.

Von einem seiner Freunde.

Wien, 1. October 1832.

Sie wünschen, Sie erwarten von mir einige Worte über den so früh geschiedenen Jüngling, der von der Tochter des ältesten Kaiserhauses und von dem gewaltigsten Manne der Zeit, auf dem mächtigsten Throne Europa's geboren, die Hoffnungen, die Wünsche, den Ruhm und die Kraft einer neuen Dynastie und mit ihr die Wiederbelebung der wichtigsten Elemente der Ordnung schon durch seine Geburt zu verbürgen schien, und welcher, den Einsturz eben dieses Thrones und das Zerfallen des Kaiserreiches, die Verbannung und den Tod des Vaters, den Sturz seiner ganzen Familie und seinen eigenen überlebend, arm an Wirklichkeit, reich an Erinnerung und an Hoffnung, mitten in der Blüthe wie eine Blume brach, wie der letzte Funke eines riesigen Brandes, wie ein heller Stern am wolkenschweren Himmel erlosch.

Ich füge mich Ihren Wünschen, und will sogar zugeben, daß mein Herz mich hiezu verpflichte; aber es wird mir schwer, ein Leben zu schildern, das noch ganz in der Knospe geborgen lag, und das, weil es von außen auch einem gewöhnlichen Auge leicht verständlich schien, dem

oberflächlichen Urtheile um desto schwerer erreichbar bleiben mußte. Ein Charakter, der überdies so streng in sich abgeschlossen und so wenig nach Lob, Schmeichelei und nach dem, was man nur durch Heraustreten aus sich selbst erkaufen kann, verlangend war, wie der des Herzogs von Reichstadt, ist doppelt schwer zu schildern, weil, wer sich damit befaßt, durch die Besorgniß von Mißverstand und Widerspruch von Seite Vieler, an deren Urtheile ihm liegt, befangen und gelähmt ist.

Ich will es darauf ankommen lassen, und sprechen, wie ich denke. Ich will Niemanden gefallen damit, sondern der Forderung genügen, die ich, durch Sie veranlaßt, an mich selbst stelle. Ich verlange von der Kraft der Sprache nur ihre Wahrheit, nicht ihre mißbrauchten Bilder, nicht ihre abgenützten Wendungen, nicht die aus kunstreicher Zusammenstellung der Worte bereitete Ueberraschung, mit welcher gewandte Stylkünstler die Armuth ihres Stoffes zu verkleiden verstehen.

Ich sehe ihn vor mir in seiner jugendlichen Gestalt, schlank und groß, in Haltung und Bewegungen voll Würde, voll Unbefangenheit und Maß, gelenkig und gewandt durch die ritterlichen Uebungen aller Art, in denen er Meister war, und doch voll der Ruhe, die aus dem Ernste seines Gemüthes hervorging. Ich sehe dies schöne Antlitz von blonden Locken umspielt; dies blaue Auge voll Wehmuth und Glut; diese Nase voll Feinheit; diesen Mund, vom Lächeln nur sanft bewegt; diese Wangen voll jugendlicher Fülle; dies Antlitz überhaupt, worin die Züge des Vaters und der Mutter sich vermählten, Züge, mit denen das letzte Denkmal einer Epoche in Staub sank, die schon seit zwanzig Jahren der Geschichte verfallen ist. Ich höre diese Stimme, die oft in so strengen Worten sich kund gab, und oft mit

ſo weicher Beugung dem Erguſſe der Seele zum Ausdruck und Leiter ward. Denke ich dieſes Bildes, ſo genügt es mir, um für die Liebe der Tauſende aus den Bewohnern dieſer Stadt, die den Prinzen nur aus der Ferne geſehen hatten, und doch wie vom Zauber ſeiner Geſtalt ergriffen und fortgeriſſen wurden, die zureichende Erklärung zu finden. Die aber, die ihm ſeinen Vater zum Verbrechen machten, und die Liebe, die Bewunderung für denſelben im Sohne verdammten, oder ihn ob der Empfindungen, für deren Nothwendigkeit ſie durch ihre Vorausſetzung den Beweis liefern, anklagten, — was ſoll ich denen ſagen? — für dieſe Wenigen ſchreib' ich ja nicht.

Er liebte ſeinen Vater, ja — er bewunderte ihn, er betete ihn an; Welt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſtudirte er in dieſem Vorbilde. Neben dieſer Liebe nährte er eine nicht minder innige in ſeinem Herzen: die für ſeinen kaiſerlichen Großvater. Sah er in Jenem das Vorbild für ſeine Thätigkeit, ſo liebte er in Dieſem das Geſetz für ſein Herz. Seine Augen glänzten, ſeine Lippen bebten, wenn er über Dieſen und über Jenen ſprach. Der lange, unverſöhnliche Kampf Beider unter ſich, und der Untergang des Einen durch den Andern beirrten ſeine Gefühle nicht. Er ſah und achtete hierin die höhere Hand, welche die Könige leitet und die Reiche und Völker ſegnet oder bricht.

Man hat die Fabel erfunden, daß dem Prinzen Name und Schickſal ſeines Vaters ängſtlich verborgen worden ſeyen. Viele haben, aus Leidenſchaft mehr denn aus Thorheit, dieſe alberne Lüge geglaubt. Nicht das Unglück, nicht der Adel der Geburt ſchützten ihn, da er noch Kind war, vor den Läſterungen der Bosheit! Während er aufwuchs zum Jünglinge, ſchrien ihre heiſern

Stimmen, daß er verstümmelt, verschnitten, zum Thiere erniedrigt werde. Mit Schwermuth hing oft sein Auge auf solchen, in Tagblättern und Flugschriften ausgestreuten Nachrichten. Nicht die Lästerung war es, die ihn kränkte; sie diente ihm ja vielmehr, als sie schadete; aber er sah daraus, was es mit dem Urtheile der Mitwelt oft für eine Bewandtniß hat und wie verderbt und verächtlich nicht selten die Wortführer der öffentlichen Meinung sind, die so viele Schonung für sich fordern, damit sie desto weniger zu gewähren genöthiget sind.

Als Kind mit einem Namen gekrönt, mit welchem, vor bald zweitausend Jahren, die Herrschaft der Welt überschrieben war, so kam er auf den Armen der Mutter zu uns. Der Thron seines Vaters war eingebrochen unter den Lasten, die dieser selbst darauf gehäuft hatte; die Thronwiege des Sohnes, die auf dessen Stufen stand, war mit demselben gefallen. Der Tochter, da sie in das kaiserliche Vaterhaus zurückkehrte, breiteten sich die Arme des Vaters entgegen. Diese Arme umfingen auch den Enkel und hielten ihn mit Liebe bis zum Tode fest. Wie der Absicht einer sorgfältigen Erziehung am zweckmäßigsten entsprochen werden könnte, beschäftigte den Hof, der nun des Prinzen Heimath war, und er wurde zu diesem Zwecke einem Manne übergeben, der, an der Spitze mehrerer wissenschaftlicher Anstalten, die Vorzüge einer reichen Bildung mit dem Adel der Geburt und der wärmsten Anhänglichkeit für Monarch und Vaterland verband. Unter dessen Leitung, von ausgezeichneten Lehrern umgeben, entwickelten sich die Kräfte des Prinzen, bildete sich sein Herz und bereicherte sich sein Kopf.

Mit seinen Erinnerungen lernte er auch seine Verpflichtungen kennen und fühlen. Mit gleicher Liebe umschloß

er Beide, und verband so unter sich in seinem Gemüthe zwei widerstrebende Elemente, deren Kampf, nach meiner Ueberzeugung, seinen frühen Tod mächtig beförderte.

Wäre möglich gewesen, was der Lügengeist der Zeit so oft als wirklich verkündete, dem Jüngling bis in's Alter der Kraft seinen Ursprung zu verbergen, so würde dies für ihn die größte Wohlthat, würde das Geschenk der weisesten Liebe gewesen seyn. Ohne dem nothwendig mit ihm aufwachsenden Zwiespalt im Herzen hätte sich das angeborne Uebel in ihm, wie ich glaube, weniger schnell oder nicht entwickelt, und sein Körper vielleicht die Reife für ein langes und kräftiges Leben erlangt.

Ich will damit nicht gesagt haben, daß in diesem Zwiespalte der einzige Grund der Beschleunigung seines Todes gelegen und nicht ein unglücklicher Verein von Umständen auf dieselbe Weise gewirkt habe. Der schnelle Wachsthum des Prinzen war zugleich eine Folge und eine Förderniß der Krankheit, welcher er zuletzt erlag. Während nur eine große Sorgfalt und Achtsamkeit ihn über die traurige Klippe wegführen konnte, geschah Vieles, was dem Uebel geradezu in die Hand arbeitete, was aber größtentheils aus dem Willen des Prinzen selbst hervorging, diesem eisernen Willen, den zu beugen nur die mildeste Hand verstanden hätte. Dahin gehörten die Anstrengungen auf dem Exercirplatze, die Jagden, das Reiten durch mehrere Stunden mehrerer Pferde nacheinander, selbst die Entbehrung von Schlaf, der seinem Körper so nothwendig war, und die in den letzten beiden Jahren, wo er die Gesellschaft zu besuchen pflegte, leider nicht selten eintrat.

Als im Frühsommer des Jahres 1830, während des Aufenthaltes des kaiserlichen Hofes in meiner Vaterstadt, die Vorsehung mich mit dem Prinzen zusammenführte und

ein schnell errathenes, wechselseitiges Vertrauen uns schon in den ersten Stunden verband, wie erstaunte ich über die Kenntnisse, über das Urtheil, über die besonnene Lebendigkeit, über den Schwung der Ideen des Jünglings, und wie beschämt fühlte ich mich in mir selbst, auch in dieser Beziehung, wie in so mancher anderer, dem oberflächlichen Geschwätze der Tagblätter nicht immer widerstanden zu haben. Die erste Stunde überzeugte mich, daß der Prinz früh seinen Vater gekannt und gewürdigt hatte — früh über sein Schicksal und über seine Zukunft — früh über die größten Fragen, welche von jeher Könige und Staatsmänner beschäftigten oder beschäftigen sollten, nachzudenken bestrebt gewesen war; — daß er den politischen Stand der Reiche, ihre Beziehungen unter sich, ihre Kräfte, Mittel, Richtungen und Absichten mit immer nahem Blicke verfolgte; — daß er die Geschichte, dies Steinbild des Künstlers, zu beleben, Epoche mit Epoche und Volk mit Volk zu vergleichen verstand. Eine gewisse Unbehaglichkeit im Beschränkten und Gemeinen — eine schnelle und immer gleiche Entzündbarkeit durch alles Höhere, Ungewöhnliche, Große, — eine Gutmüthigkeit, welche selbst, wo er tadelte, noch Platz fand, ohne deßhalb sein Urtheil zu beeinträchtigen, — ein edler Ehrgeiz, durch ein rührendes Mißtrauen in sich selbst gemildert und gebunden, eine große Sicherheit in Beurtheilung und Behandlung der Menschen der verschiedensten Art, fielen mir damals in die Augen, und ich habe diese Eigenschaften während meines späteren, vielen Zusammenseyns mit dem Prinzen fortwährend in ihm herrschend gefunden.

Als der Sturz der ältern Linie der Bourbone in den Julitagen desselben Jahres ganz Europa erschütterte, und bald in verschiedenen Reichen die Revolution den Bau des

Beſtehenden bedrohte, zitterte die allgemeine Erſchütterung in ſeinem Buſen nach und der Ernſt ſeines Gemüthes verdoppelte ſich. Eifriger als zuvor noch ſog ſein Geiſt Alles in ſich, was Achtung und Haß, Leidenſchaft für und Leidenſchaft gegen den mächtigen Cäſar, ſeinen Vater, in hundert und wieder hundert Blättern und Büchern geſprochen hatten, und er ſuchte mit ſtarkem Blicke die Mittel hervor, mit welchen es dieſem Manne gelungen war, die Hyder der Revolution in ihren Zeugungskräften zu ſchlagen. Sein Vater war ihm die Axe ſeiner Gedankenwelt. Das Auge auf das Bild deſſelben geheftet, das, von Gerard gemalt, über ſeinem Bette hing, ſann er oft ſtundenlang über die Erſcheinungen der Gegenwart nach, und nahm aus der Vergangenheit nunmehr ihre Anwendbarkeit auf dieſe. Mit einer Ruhe im Urtheil, weit über ſein Alter, und mit einer Unbefangenheit, weit über ſeine Lage, folgte er in den Tagblättern und Flugſchriften, die er ſorgſam durchlas, dem Kampfe der Parteien, und ſteckte jeder die Zeit ihrer Dauer und das Ziel ihrer Bewegung.

Er entnahm für ſich aus dem Zuſtande der Welt die Regel, daß er ſich bereiten müſſe ohne Raſt und Ermüdung. Er zweifelte nicht, daß ihn das Schickſal zurückführen werde, woher es ihn, vielleicht damit er durch Unglück und Entbehrung der Stelle würdiger werde, genommen hatte. Eine Bangigkeit ohne Gleichen befiel ihn oft mitten in den ſo verzeihlichen Träumen einer ruhmvollen Zukunft. Er blickte auf ſich zurück — auf ſeine Jugend — ſeine Unerfahrenheit; er zitterte, daß die Zeit ihn ereilen könnte, bevor er derſelben noch gewachſen wäre.

So lebhaft ſein Wunſch war, den Thron ſeines Vaters zu beſteigen, ſo wenig verlockte ihn der Ruf der Haufen in den Straßen von Paris, die ſeinen Namen als Fahne

der Unordnung vorantrugen. Er blickte nach den alten Waffenbrüdern seines Vaters — er suchte und zählte sie, aus der Enge seines Zimmers zu Wien oder Schönbrunn, Frankreich wie ein Feld überblickend, sowie der Feldherr die Fahnen zählt am Vorabende der Schlacht. Er rechnete wenig auf die Familie seines Vaters, — wenig oder gar nicht auf verdecktes Spiel der Partei, die man die seinige nannte, — aber er rechnete mit Zuversicht auf die Nothwendigkeit, die nach seiner Ansicht für Frankreich wie für Europa bestand; er hoffte, daß der Wunsch von Frankreich ihn dahin zurückführen und alle Mächte Europa's diesen Wunsch billigen würden.

Mit solcher Meinung im Herzen ging er den Männern von Rang und Bedeutung entgegen, die in den letzten Jahren sich ihm zu nähern bemüht waren. Ich will darunter des Marschalls Marmont insbesondere erwähnen, weil sein Verhältniß zu ihm von Manchem mißdeutet worden ist. Abgeneigt, aus einem richtigen Takte in Beurtheilung der Welt, die Anklagen der Leidenschaft nach ihrem ganzen Umfange für wahr zu halten, und die Macht der Umstände, die von dem Willen des Menschen unabhängig ist, anerkennend, theilte er die Meinung der Mehrzahl der Freunde seines Vaters über diesen Mann nicht, aber es entging ihm eben so wenig, was die Rücksicht für diese Meinung von ihm verlangte oder künftighin verlangen würde. Wenn er ihn empfing und mehrmals sah, so hatte dies zunächst seinen Grund in dem Wunsche des kindlichen Herzens, über die Jugend seines Vaters und über dessen Wenigen bekannte Eigenheiten von dem ältesten Waffengefährten desselben Nachricht zu erhalten; dann auch darin, eine Stimme zu gewinnen, die bis nach Frankreich tönen und dort die falschen Gerüchte über seine

Erziehung und Weſenheit berichtigen helfen könnte. Im erſten Sinne ſagte er dem Marſchall, als dieſer einmal den Vorwurf berührte, der ihn trifft: „Ich ſehe in Ihnen nur den älteſten Waffengefährten meines Vaters.“ Es iſt bekannt, daß er ihm ſein Bild zum Geſchenke ſandte. In welcher Geſinnung er dies that, legen einige Verſe aus der Phädra des Racine an Tag, von denen er den erſten den Umſtänden gemäß abänderte. Er ſchrieb nämlich die Stelle darunter:

„Amené près de moi par un destin sevère
Tu me contais alors l'histoire de mon père,
Tu sais combien mon âme attentive à ta voix
S'échauffait au recit de ses nobles exploits.“

Es lag in ſeiner Natur und in ſeiner Klugheit, die Verehrung für die Erinnerung an ſeinen Vater bei jeder Gelegenheit voranzuſtellen. Als ihn ein franzöſiſcher Offizier einſt um eine Zeile in ſein Stammbuch bat, gab ihm der Verſtand ſeines Herzens ſchnell die Worte ein: **Quand vous reverrez la colonne, présentez-lui mes respects!**

Die Bemühungen der Anhänger ſeines Vaters, um Oeſterreich, nach den Julitagen, zu vermögen, ihnen den Sohn Napoleons zu überlaſſen, waren ihm in ihrem Zuſammenhange und in ihrer Ausdehnung unbekannt geblieben. Sie berührten ihn nur mit einigen Spitzen, die ungeſchickt genug gewählt und nur von der Art waren, ihn abzuſchrecken, ſtatt zu locken. Sie warfen dennoch in ſeine Seele einen Brand, der alle verhaltene Sehnſucht entzündete, und trugen nicht wenig bei, das letzte Jahr ſeines Lebens zu verbittern. Feind jedem verborgenen Umtriebe, ſprach er ſich offen über das, was in ſeinem Innern vorging, gegen ſeinen Großvater aus. Er hielt die Zeit noch nicht reif für ſeine Stunde, und beſchränkte ſich darauf, nichts gegen

dieſe, die er mit Zuverſicht erwartete, zu thun. In ſolcher Geſinnung erklärte er ſich feſt, gegen Frankreich nicht die Waffen tragen zu wollen, — ein Entſchluß, der ihm, bei ſeiner angebornen Kriegsluſt und bei der Anſicht, daß ihn kriegeriſche Auszeichnung mehr als irgend etwas den Franzoſen empfehlen würde, viele Kämpfe des Gemüthes koſtete, für welchen jedoch ſeine innerſte Geſinnung und der Buchſtabe des Teſtamentes ſeines Vaters jederzeit entſchieden.

Kriegsluſt .... Iſt dieſer Drang nach Kampf, Gefahr, kriegeriſcher Ordnung und nach allen Erſcheinungen, welche der Krieg mit ſich bringt, nur das Ergebniß des Müßigganges, des Hochmuthes, des Mangels an Herz und Kopf, wie verächtlich erſcheint dieſe Eigenſchaft! — Bei dem Prinzen ſprang ſie aus der tiefen Erkenntniß der Nothwendigkeit dieſer Geiſel und des Verdienſtes, ſie mit Verſtand zu ſchwingen. Er gehörte unter die geringe Zahl derer, die, ohne das Untergeordnete zu verkennen oder zu verachten, demſelben nicht unterthänig waren; und dieß Verdienſt iſt ganz ſein! — Er war mit allen Eigenſchaften eines Feldherrn geboren, und hatte mehrere derſelben auch bereits auf eine erſtaunliche Weiſe ausgebildet, darunter rechne ich ſeinen ſtrategiſchen Ueberblick. Wer wie ich in der Lage war, mehrere der vorzüglichſten militäriſchen Werke ganz oder zum Theil mit ihm durchzugehen, wie z. B. des Erzherzog Karl Feldzüge von 1796 und 1799, Jomini traité des grandes opérations, das treffliche Werk des Vaudoncourt über den Feldzug 1812, die Feldzüge Eugens, Türennes, Montecuculis u. ſ. w., dem iſt es auch erlaubt, die Bewunderung zu bekennen, mit welcher er ihn oft den Gang dieſer Feldzüge entwickeln, die Operationen mit Bemerkungen begleiten, Meinungen für und Meinungen gegen vertheidigen, und eigene Ent-

würfe auseinander setzen hörte. Solche Gegenstände gaben seiner Zunge eine hinreißende Beredtsamkeit — sein Auge strahlte mit erhöhtem Lichte — seine Gedanken wurden schnell wie Blitz. Gespräche dieser Art waren ohne Zweifel seine glücklichsten Stunden im Leben. In seinen Studien verfolgte er bis auf die letzten Spitzen hinaus alles, was sich auf das Kriegswesen bezog; er fühlte, daß der Degen sein Titel und sein Scepter sey. Er besaß in hohem Grade die entscheidende Gabe, ohne Berechnung in seinen Worten, oder in seinem Benehmen, die Meinung des Soldaten zu fesseln. Wenn er auf dem Exerzierplatze erschien und die Fronte hinunterritt mit seinem Auge voll Kindlichkeit und Strenge, dann war nicht ein einziger Mann im Gliede, dessen Herz nicht in der Ueberzeugung schlug, daß dieser Jüngling einst sein Führer zum Siege seyn werde. Der Ernst, mit welchem er den Dienst seines Bataillons betrieb, war ein Vorbild der Weise, in der er einst eine Armee leiten würde. Er hätte sein Regiment zum ersten der Armee gemacht, und seine Armee zur ersten von Europa. Aus diesem Gesichtspunkte genommen ist sein Verlust für Oesterreich gewiß kein geringer.

Er erkannte genau den Unterschied zwischen Handwerk und Kunst in der Natur des Kriegswesens, und verstand die Gründe zu entwickeln, warum sein Vater mit 26 Jahren ein größerer Feldherr war, als dessen in den Waffen ergraute verständige Gegner. Das strategische Netz eines Feldzuges zu entwickeln, diese sichere Probe des Talentes, war sein natürlicher Trieb. Wenn auch die Lösung eines Feldzuges über mehrere Wochen gedehnt war, so kostete es ihm nur wenige Minuten Nachdenken, um die strategische Geschichte desselben auf so streng folgerechte Weise zu entwickeln, daß von ihm kaum ein Wort zu viel und keines

zu wenig dabei gesprochen wurde. Die Lieblingsaufgabe, die er sich gemacht und bereits begonnen hatte, war die strategische Geschichte der Feldzüge seines Vaters. Er wollte sie bearbeiten, aber dann erst bekannt geben, wenn er selbst so viel geleistet haben würde, daß er dieß, ohne sich dem Vorwurfe der Anmaßung auszusetzen, thun hätte können.

Die Commentare des Cäsar und der Rückzug der Zehntausend gehörten unter seine Lieblingslectüre. Der Feldherr des Alterthums aber, den er am meisten bewunderte, war Hannibal ob der Kühnheit seiner Unternehmungen. Der Prinz wußte mit Gewandtheit und Wärme die Fehler zu entschuldigen, die demselben gewöhnlich gemacht werden. Unter den Neueren bewunderte er Wallenstein nicht ob dem, was er that, sondern ob dem, was er konnte. Auch Eugen erfüllte ihn mit Bewunderung, mehr noch Friedrich, am meisten sein Vater. Mit einem in dem Jüngling ohne Erfahrung fast unerklärbaren Takte wußte er das Verhältniß in den militärischen Leistungen und die Einwirkung fremder Kräfte zu würdigen, die nicht selten den großen Feldherrn zum unglücklichen und die klügsten Pläne in der Ausführung scheitern macht.

Es war in ihm Natur, sich nicht mit dem Scheine zufrieden zu stellen und die Anwendbarkeit jeder Sache zu prüfen. In jeder Wissenschaft war ihm die Geschichte derselben das Wichtigste, und eine von seinen Freunden so oft bekämpfte Ungeduld — ein Vorgefühl seines kurzen Lebens möcht' ich sie nennen — riß ihn von dem Stoffe des Wissens zu dem Geiste desselben hinüber. Selbst die Geschichte galt ihm nur wieder nicht als Aufzählerin der Thatsachen, sondern als Markstein, an dem der Geist der

Völker und der Einzelnen sich kund gibt. Zuletzt war ihm die ganze Vergangenheit nur Unterlage der Gegenwart, und wenn er sich, bei seiner Jugend, aus Mangel der Elemente manchmal im Urtheile irrte, so versprach die zusammenfassende Kraft seines Geistes, dieß in ihm so hoch gesteigerte und verhältnißmäßig so früh entwickelte Einigungs- und Vergleichungsvermögen, eine praktische Brauchbarkeit, eine Zuversicht und Unabhängigkeit des Urtheils, welche unter den Elementen großer Charaktere in der vordersten Reihe stehen.

Abgewandt, fast mehr als es seine Jugend zuließ, den Spielen der Phantasie, war sein eigentliches Feld die Wirklichkeit. Er liebte Poesie und schöne Künste nicht, d. h. er fühlte sich durch sie nicht angezogen. Wenn er dennoch Ossian las, so geschah es aus Religion für seinen Vater; wenn er von den Scenen der Ilias ergriffen wurde, so hatte er doch die Meinung, daß in Prosa dieselbe Handlung sich noch besser hätte schildern lassen; wenn er Schillers Wallenstein liebte, so war es der soldatische Geist dieser Dichtung, der ihn anzog. Die Wirklichkeit zu erforschen und auf sich anzuwenden — aus jeder Wissenschaft das für die Zeit und die Welt Gültige herauszuheben — in jedem Menschen seine Brauchbarkeit als Soldat oder Staatsbürger zu betrachten, das war seine natürliche Richtung, sein eigentliches Streben, und darin hatte sein Urtheil bereits eine Schärfe erlangt, die ihn weit über die Jünglinge seines Alters erhob. In dieser Befähigung lag eine reiche Zukunft. Sie ward ihm nicht. Die Vorsehung verweigerte ihm, außer sich zu werden, was er bereits in sich war. Wäre der macedonische Alexander in seinem zwanzigsten Jahre gestorben, was hätte man von ihm sagen können? —

Eine tiefe und zunehmende Schwermuth, eine oft fieberartige Ungeduld, ein rührendes Verzagen an sich selbst gehörten unter die Stimmungen, die für das Auge des Freundes häufig in dem Herzog zum Vorschein kamen. Er kämpfte gegen diese Feinde durch körperliche Uebungen. Er wurde viel mißverstanden. Das umzog sein Gemüth mit Schanzen und Pfahlwerk; — aber alle Thore flogen auf, wenn er sich verstanden wußte, und er warf sich mit der kindlichsten Innigkeit und mit dem edelsten Vertrauen dem Manne in die Arme, den er liebte. Da war auch die Mißgunst, der Neid, die üble Nachrede, die Verläumdung nicht stark genug, um es zu erschüttern. Wie sehr verdiente er Freundschaft! Wie niederträchtig wäre es gewesen, aus Menschenfurcht oder um äußerer Vortheile willen diesen Glauben ihm zu nehmen!

Ein unerschütterlicher Grund von Rechtlichkeit lag in seiner Seele, und keine Krone der Welt hätte ihn zu einer Handlung gebracht, die sein Gewissen verdammte. Man hat oft die Frage gestellt, ob er sich jemals hätte verleiten lassen, aus Oesterreich zu entweichen, um nach Frankreich zurückzukehren? — Ich glaube, ja, in dem Falle nämlich, daß sein Verstand über die Mittel zum völligen Gelingen dieses Gewaltstreiches beruhigt gewesen wäre. Dieß edle Herz, das so oft in meine Brust die Gedanken niederlegte, mit denen es fühlte, erwog diesen Fall nicht selten, und seine Ansicht von den Vortheilen, welche dem Kaiserthum Oesterreich aus der Besetzung des französischen Thrones durch ihn erwachsen müßten, war so entschieden, daß ihn die Liebe zu Oesterreich zu einem solchen Schritte wohl getrieben, nicht aber davon abgehalten hätte. Seine Liebe zu Oesterreich war einerlei mit der für seinen kaiserlichen Großvater. Wenn er an der Spitze seines Degens oft

eine Krone sah, so hätte er auch seinen Körper über Oesterreich als Schild geworfen. Der Gedanke, für diese zweite Heimath ein anderer Eugen zu werden, wiegte sein Herz in ruhigern Stunden in Befriedigung ein, aus der ihn die Vorempfindung der Unmöglichkeit dieser Rolle freilich herausriß.

Die Verehrung für seinen Großvater war auf die tiefe Achtung für dessen unangreifbare Redlichkeit und dessen vielgeübten praktischen Blick gegründet. Er war gewohnt, sich in jeder Stunde der Betrübniß oder des Zweifels an ihn zu wenden, und nie kam er ohne Beschwichtigung, ohne Trost von ihm. Er hielt ihm keinen seiner Gedanken vor — auch die kühnsten und keckſten nicht, und hatte das größte Vertrauen in dessen väterliche Liebe. In manchem aufgeregten Augenblicke hielten ihn die Worte dieses zweiten Vaters aufrecht. Wer die Geschichte seiner Gedanken und Empfindungen kennt, weiß auch die Kraft seiner Liebe für den Kaiser. Die Verehrung für die Meinungen, Rathschläge, Ansichten, Aussprüche desselben sprang aus der unbegrenzten Achtung für dessen Charakter.

Er hatte Jugendgenossen — er hatte Männer, die er achtete — er gehörte unter Diejenigen, welche diese oder jene Eigenschaft in einem Manne schätzen, ohne deßhalb für seine Schwächen blind zu seyn. So ernst seine Haltung gewöhnlich war, so innig und zart konnte er in Augenblicken der Hingebung werden, und diese erhielten um so höhern Werth, je sparsamer er mit Vertrauen überhaupt war. Diese schöne Seite seines Herzens zu enthüllen steht mir nicht zu. Die vielen und vielen Stunden, so verschieden an Inhalt und Farbe, in welchen, nach seiner Wahl, mir gegeben war, mit ihm zusammen zu seyn, sind ein Eigenthum meines Herzens, das ich durch Ausstellung an die Sonne zu mindern nicht Willens bin.

Viele, die ſeinen Vater kannten, haben Aehnlichkeit zwiſchen dem Herzog und ihm gefunden. In ſeinen Zügen lag ſie und trat in der Wiege wie auf der Bahre überwiegend vor. In ſeiner Haltung und in ſeinen Bewegungen blitzte ſie gleichfalls nicht ſelten auf, und wies auf die wichtigere Aehnlichkeit, die hinter der Hülle des Körpers in Geiſt und Seele lag.

Einer der merkwürdigſten Züge davon erſchien mir immer die Langſamkeit der Auffaſſung, die aus dem Bedürfniß der Gründlichkeit hervorging, und eben ſo jene Schwierigkeit, durch viele Gegenſtände, die Andern wichtig ſchienen, angeſprochen zu werden. Weiß ich doch aus dem Munde der merkwürdigen Frau, die Alle überlebend, „Eltern und Gatten, die unhiſtoriſchen, dann die mächtigen Kinder, den Rieſenſohn, des Sohnes Sohn," der Frau, ſage ich, die ihren Staub der ewigen Roma miſchen wird, daß Napoleon als Knabe und Jüngling dieſe Eigenſchaften bis zu dem Grade beſaß, um von Manchen für blödſinnig gehalten zu werden. Dieſe Eigenſchaften, welche nicht ſelten in der Eitelkeit der Welt unterzugehen pflegen, bürgen für das Urtheil, für den Takt der Unterſcheidung, welcher der ſicherſte Leiter im Handeln, und mehr werth iſt, als der Rath von hunderttauſend Mittelmäßigen.

Er verweſet! Seine Leiden ſind ausgeloſchen mit dem Lichte ſeiner Augen, — haben geendet mit dem Schlage ſeines Herzens. Er ſtarb ruhig, wie der Vater auf jenem Felſen im Weltmeere, ruhig, wie der älteſte Krieger auf ſeinen Waffen. Ob er gerne ſtarb? Können Sie zweifeln? — Rief er nicht am vorletzten Tage — in der Stunde, da der einſamen Großmutter Segen in Thränen auf meine Hände fiel, — rief er nicht dem Tode als ſeinem einzigen Freund und Retter! — Was ſollte er hier auf Erden? —

War ſein größter Jammer nicht ſeine durchaus falſche Stellung, und gab es für dieſen, der den Zwieſpalt bis in das Innerſte ſeiner Empfindungen, in alle ſeine Wünſche, Hoffnungen und Gedanken warf, ein anderes Ende? — War ihm vom Schickſale auch nur das Gewöhnlichſte, das, was es dem unbedeutendſten Menſchen nicht zu verſagen pflegt, gegönnet? Durfte er ſeines Vaters Beiſpiel folgen? Er durfte ihn lieben, bewundern und unter der Laſt ſeiner Bewunderung und ſeines Schickſales brechen!

Bedeutungsloſes Leben würde Hölle für ihn geweſen ſeyn. Wäre er aber ſelbſt ein anderer Prinz Eugen geworden, und beſchwichtigte ihn dieſe Hoffnung auch manchmal — war er nicht König von Rom geboren, und konnte er dies vergeſſen? Konnte er Wunder vergeſſen, die ſich in langer Kette zuſammenfügen mußten, um ihn auf dem Gipfel der Welt geboren werden zu machen, und die andern nicht minder zahlreichen Wunder, die es bedurfte, um ihn von dort bis auf dieſe Bettſtelle zu werfen, auf welcher vielleicht der Traum ſeines Entſtehens begann und wo er endete.

Aber hätte ihn die Vorſehung nicht in das Land zurückführen können, das ihn gebar? O läſtern wir dieſelbe nicht mit dieſem Wunſche! Wenn ſein Vater, mit dem Blitze des Ruhmes bewaffnet, umgeben von allen Helfern, die er ſich ſelbſt erzog oder die das Verhängniß ihm zuführte — wenn ſein Vater mit der vieljährigen Uebung des Herrſchers vor dem inneren Feinde zerbrach, wenn dieſer Rieſe an Kraft und Gewohnheit vor dem ſchwachen Idol des politiſchen Wahnſinns in Staub fiel: wie hätte des Jünglings Hand das Schiff, dem Steuer und Gehorſam fehlen und dem alle Rippen morſch ſind, im Sturme leiten können? — Zum Triumphe, ja, aber zum kurzen

Triumphe wäre der Sohn Napoleons in Frankreich aufgetreten. Welche Menschen hätte er gefunden? — Morsche Werkzeuge seines Vaters. Welche Elemente der Ordnung, des festen Baues? — Ein Chaos entbundener Kräfte. Nein, beklagen Sie ihn nicht um seine Ruhe! Solch ein Tod mitten in der reichen Erbschaft seines Vaters an Gemüth und Geist ist das würdige Ende. Und mußte nicht das Verhängniß erfüllt werden? Erst in seinem Sohne starb der Vater völlig.

Du bist heimgegangen, edler Prinz! Die Wiege und das Grab behandeln Dich als König. Ich sehe den Vater vor der dunklen Grabespforte stehen und Dir die Arme entgegenstrecken im lichten Lande der Freiheit, wo alle Zeit Gegenwart ist. Ich sehe die großen Krieger aller Völker und Jahrhunderte Dich als ihresgleichen begrüßen, die unzählbaren Schaaren, welche die Geschichte nicht kennt, von Licht zu Licht sich Dir entgegendrängen — die mächtigen Helden von Griechenland und Rom, den kühnen Punier, den Du so oft bewundertest, und seine hochherzigen Besieger — die gekrönten Gestalten der Habsburger, die ehrwürdigen Schatten derer, die zu Aachen Deutschlands und Frankreichs Kronen empfingen — die Wallenstein und Gustav Adolph — die Eugen und Friederich! — Tritt ein in ihre Schaar. Es gibt eine Krone, herrlicher als alle Kronen aus Gold und Steinen. Woraus sie geflochten, wer weiß das nicht? — Du hast sie männlich getragen! Dein Bild ohne Mackel schwebt vor uns wie das eines Heiligen. Die Geschichte zeichnet es auf ihre reinsten Blätter.

Memoiren des Grafen Montbel über den Herzog von Reichstadt.

Vom Rhein, im Februar 1833.

Vor Kurzem sind zu Paris die Memoiren des Grafen von Montbel über den Herzog von Reichstadt erschienen. Es gehört zur Ergänzung des Schicksals Napoleons, daß der Tod seines Sohnes in Frankreich keine einzige Stimme von Bedeutung weckte. Ein Franzose, aus der Heimath verbannt, ein entschiedener Freund der Bourbons, ein Märtyrer der Legitimität, erweiset dem Sohne des großen Mannes den letzten Dienst. Diese Erscheinung ist merkwürdig und verdient, daß wir einen Augenblick bei ihr verweilen. Wie kommt der Minister Carls X. dazu, der Biograph des Herzogs von Reichstadt zu werden? Die Dynastie Napoleons, also auch die Bonaparte'sche Partei in Frankreich, sind todt, und somit bei ihr nichts mehr zu suchen! Aber auch die politischen Antecedentien des Grafen Montbel leiten nicht auf die Vermuthung einer unlautern Absicht. Es ist also wahrscheinlich Achtung für den Vater und Interesse für den Sohn, was ihn zu dieser Arbeit vermochte. Aber was kann der Anhänger des antirevolutionairen Staatsrechts in Bonaparte achten? Das Verkörpern der Souverainetät in seiner Person — die Kunst des Regierens — den starken Arm des Monarchen —

überhaupt die Eigenschaften, welche, trotz Lafayette und Doctrin, Carl X., wenn er sie besessen hätte, auf dem Throne und Frankreich im Genusse der Segnungen des Friedens erhalten haben würden. In diesem Geiste ist auch das ganze Werk geschrieben, das man aus höherem Gesichtspunkte in die eigentliche Geschichte des Herzogs, und in die praktische Bewahrheitung der Grundsätze der Legitimität, als alleinige Basis der Gesellschaft — aus untergeordnetem aber in die Geschichte Bonaparte's in Beziehung auf seinen Sohn — und wieder in die Geschichte des Sohnes selbst eintheilen kann. Daß der Minister Carls X. nicht bloß durch eine Rührung seines Herzens bestimmt worden sey, sondern daß er hauptsächlich einen sich eben darbietenden, allerdings gewichtigen Beleg für sein System der Welt vor die Augen legen wollte, das dürfen wir ihm nicht zum Vorwurfe machen; wir müssen vielmehr den Muth haben, zu gestehen, daß wir bei Durchlesung seines Werkes die unangenehme Ueberzeugung von dem Leichtsinne und selbst von der absichtlichen Perfidie so vieler unserer durch Freimüthigkeit sich auszeichnenden Blätter und Schriftsteller nicht ausstoßen konnten. Die Thatsachen, welche dies Buch aufführt, sind theils ihrer Natur nach, theils wegen der Quellen, aus denen sie genommen sind, von unläugbarer Wahrheit; — der Autor, stolz auf diesen Vortheil, begnügt sich mit dem Verdienste der Zusammenstellung, und liefert theils unumstößliche Thatsachen, theils führt er die Personen redend ein, welche ihm die Elemente lieferten. Diese Personen aber sind eben diejenigen, die den Herzog zunächst umgaben, seine Angehörigen, seine Erzieher, seine Vertrauten, — Personen, die sämmtlich leben und über jedes Wort, was er in ihren Mund legt, ihn Lügen strafen könnten. Wenn man also

an der Wahrheit der Angaben des Grafen von Montbel vernünftigerweise nicht zweifeln kann, was bleibt übrig von den Behauptungen derer, welche seit so vielen Jahren unabläßig bemüht waren, die Erziehung dieses unglücklichen Prinzen als eine absichtliche Verstümmelung — seine Umgebung als aus Obscuranten und Gefangenwärtern zusammengesetzt, ihn selbst als ein unwissendes Kind zu schildern? Wenn über den Sohn des außerordentlichsten Mannes der Zeit solche Unwahrheiten aufgetischt und geglaubt werden konnten, wie steht es mit andern Momenten der Zeitgeschichte, die nicht einmal so leicht zu erörtern sind, und worüber Blätter und Bücher, leider von denen, welche wir so gern am besten unterrichtet und lauterer Absicht glaubten, mit nicht weniger lebhaften Versicherungen in die Welt hinaus geschickt werden? Wir finden in diesem Buche, daß der Herzog mit der größten Sorgfalt und Liebe erzogen wurde, und daß der Kaiser sowohl als der Fürst Metternich ihm nicht nur die Geschichte seines Vaters nicht vorenthielten, sondern ihm alle Mittel an die Hand gaben, dieselbe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, und für alle Personen, die sich dem Herzoge näherten, als oberste Weisung überhaupt die Worte hatten: „Wahrheit und nichts als Wahrheit, aber die ganze Wahrheit!“ — Eine der interessantesten Stellen ist ohne Zweifel diejenige, welche die Bemühungen des Fürsten Metternich für die Bildung des Herzogs und die Anerkennung dieser Bemühungen von Seite desselben, durch die Achtung, die er dem Fürsten zollte, bespricht. Wenn man in dem Herzoge die Leidenschaftlichkeit eines Parteimannes wirkend glaubt, dann wird die Hinneigung zu dem großen Gegner seines Vaters in Verwunderung setzen können; bei der verständigen und praktischen Richtung seines Charakters aber ist nichts

natürlicher, als daß er, abgewandt von der Fluth von Büchern und Leuten, deren Wahrhaftigkeit er hinlänglich aus dem, was sie über ihn selbst schrieben, beurtheilen konnte, sich zu dem Manne wandte, der geeigneter als irgend einer in ganz Europa war, ihm die Wahrheit zu sagen und ihm die wichtigsten Aufklärungen über die neueste Geschichte von Europa zu liefern. Was das Wirken der Bonaparte'schen Partei seit den Juliustagen betrifft, so sind durch dieses Werk zwei Dinge gewiß: erstens, daß die Partei den Herzog von Oestreich verlangte, und zweitens, daß Oestreich denselben versagte. Im Verlangen und Versagen liegt ein schlimmes Urtheil über die Natur des jetzigen politischen Zustandes von Frankreich. Das Verlangen beruhte auf dem Gefühle der Bonaparte'schen Partei von der Unmöglichkeit der Fortdauer einer Regierung, die keine Regierung sey, und einer Dynastie, die keine Basis habe. Das Versagen auf dem bekannten Systeme der österreichischen Politik und allenfalls auf der Ueberzeugung, daß die Revolution in Frankreich auch aus dem Sohne Napoleons wieder einen Märtyrer oder einen unwürdigen Popanz gemacht haben würde. Daß die zahlreiche Bonaparte'sche Partei in Frankreich, die, wie sehr wir auch den Despotismus ihrer Grundsätze verabscheuen mögen, dennoch den größten Theil dessen in sich schließt, was das heutige Frankreich von wirklich praktischen Staatsmännern besitzt, so geringen Glauben an die Dauer des jetzigen Regierungssystems habe, ist allerdings wenig tröstlich für das letztere; was uns aber noch weit wichtiger scheint, ist das Projekt der kaiserlichen Constitution, welche eben diese Männer dem österreichischen Kabinette vorlegten und wovon Herr v. Montbel Auszüge gibt, — ein Projekt, welches auf der Basis des Absolutismus steht, dem gemäß

die constituirenden Gewalten in der Person des Monarchen vereinigt hält, Wahlgesetz, Presse, überhaupt alle Theile des Organismus darnach regelt, und somit die Volkssouverainetät, jedes System, das darauf gebaut ist, völlig verwirft. Die Stimmen solcher Männer, die ein so entschiedenes Verdammungsurtheil über die Bauten und Geburten des neuen Staatsthums aussprechen, können von der Leidenschaft zurückgewiesen, dürfen aber von Keinem, der aufrichtig nach Wahrheit forscht, überhört werden. Es drängen sich bei der Verwirklichung einer Theorie fremde Elemente in den Stoff, welche nicht selten die ganze Natur der Berechnung ändern; aber diese Erscheinung bewahrt und beachtet die Erfahrung. In Frankreich sind gerade die Bonapartisten die Erfahrenen; das Verdammungsurtheil gegen die dermalige Constitution und überhaupt gegen jede auf Volkssouverainetät, Preßfreiheit u. s. w. basirte Charte durch die Vorlage einer diesen Grundsätzen gerade entgegenstehenden ausgesprochen, fordert, wir wiederholen es, zu ernsten Reflexionen auf. Bei aller Verehrung, die übrigens der Verfasser für die großen Regierungs-Eigenschaften Bonaparte's ausspricht, muß er als Legitimist natürlich sagen: „daß das Genie die Usurpation nicht in Recht verwandle." Es ist merkwürdig, daß Bonaparte dasselbe gesagt hat in den Worten: „Wäre ich auch nur mein Enkel gewesen, am Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder erhoben." Wenn die Befestigung einer Herrschaft einem so außerordentlichen Manne mißlang, so ist allerdings zu befürchten, daß sie weniger Begabten um so gewisser mißlingen werde! Graf Montbel hält Oestreich eine um so gewichtigere Lobrede, als sie in gemäßigten Worten gegeben ist. In der That, man muß gestehen, daß alle Thatsachen, die dies Buch enthält, der Regierung

ſowohl als dem Regenten in dieſem Lande zur hohen Ehre gereichen. „Oeſterreich iſt und bleibt eine Anomalie, eine Ausnahme von der Regel," ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller. Dieſe Erklärung aber, wir geſtehen es, befriedigt uns nicht. Iſt Oeſterreich, wie der Graf Montbel, bei aller nicht zu verläugnenden Vorliebe für ſein Vaterland, in mehreren Stellen ſeines Buches ausführt, vorzugsweiſe das glückliche Land; zeichnet es ſich durch Sitte, Redlichkeit, Ordnung, durch die wahre Bildung, die nicht in den Abſurditäten und Extravaganzen zu ſuchen iſt — durch Väterlichkeit ſeiner Regenten, durch Gehorſam und Vertrauen in dem Volke vor allen andern aus, — ſo verlohnt es der Mühe, den Urſachen dieſer Erſcheinung tief und gründlich nachzuforſchen, und eine ſolche Unterſuchung würde eine reiche Ausbeute an ächter Lebensweisheit und praktiſcher Politik liefern, deren wahre Aufgabe doch nur in der Erreichung jenes Zieles beſtehen kann, von dem unſere Zeit ſich immer mehr zu entfernen ſcheint. Um Desjenigen willen, der ſpricht, und um Desjenigen, von dem geſprochen wird, hat dies Buch große Verbreitung zu erwarten. Es verdient bemerkt zu werden, daß bis jetzt die franzöſiſchen Blätter, mit Ausnahme der Gazette, davon geſchwiegen haben. Das ſpricht aber dafür: wäre es ſchlecht, ſo würden die zahlreichen Gegner darüber herfallen. Der Grund des Schweigens muß alſo anderswo zu ſuchen ſeyn. Uns iſt aus Achtung für den Namen Napoleons dies Buch eine ſehr verehrliche Erſcheinung. So hat doch ein Franzoſe die Schuld von Frankreich an dem Sohne des großen Mannes abgetragen. Daß es ein Anhänger der Bourbone that, iſt um ſo ehrenvoller für Beide.

Gegen Dr. Menzel.

Von der Donau.

Dr. Wolfgang Menzel, im Taschenbuch seiner Geschichte des Jahres 1832, sagt, wo er von dem Tode des Herzogs von Reichstadt spricht: „Plötzlich aber fiel er in eine Krankheit, die er, wie es hieß, aus Scham verhehlte und die eben dadurch tödtlich wurde.“ Wäre diese Angabe wahr, vor der näheren oder ferneren Umgebung, oder wohl gar vor aller Welt durch unwiderlegbare Zeugnisse dargethan, so hätten die Leser, die weltgeschichtliches Unglück zu ehren wissen, dem Verfasser des Taschenbuches die Weglassung eines Umstandes gerne verziehen, der von wenig Erheblichkeit und doch ein Flecken ist. Was aber Dr. Menzel bewegen konnte, einen Umstand dieser Art seinem Buche einzuverleiben, während er, wie die eingeschobenen Worte beweisen, nicht einmal die Verantwortlichkeit dafür übernimmt, noch seine eigene Meinung ausspricht, weiß ich mir nicht anders als durch ein Versehen zu erklären. Die Angabe ist übrigens geradezu falsch, und hat zur Quelle wahrscheinlich das Gerücht, welches, wie tausend andere rein aus der Luft gegriffen, zu Wien in der Klasse der Müßiggänger und Wüstlinge lief, wovon die Einen Beschäftigung für die langen Stunden des

Tages in solchen Erfindungen suchen, die Andern Befriedigung ihres Uebermuthes darin finden, jede Frau für liederlich und jeden jungen Mann für verdorben zu halten. Wer nur einigermaßen die Sittenstrenge des österreichischen Hofes, das Beispiel, welches der Herzog vor Augen hatte, die Umgebung, die ihn bewachte, führte und unterrichtete, bedenkt — wer überdies aus dem, was bereits über ihn bekannt gemacht worden ist, auf den Charakter dieses Jünglings schließt, die unabläßige Beschäftigung seines Gemüthes und Geistes, seinen tiefen und melancholischen Ernst, überhaupt die seines Schicksals würdige Haltung, die er stets beobachtete, in Erwägung zieht, der wird begreifen und fühlen, wie wenig diese Angabe mit der Wahrheit sich verträgt.

Wilhelm von Mayern.

Einleitung.

Im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts — ich war noch ein Kind und in meiner Vaterstadt Gratz — hörte ich den politischen Roman Dya-Na-Sore selten zwar, aber dann jedesmal mit aufregendem Nachdruck in meinen zufälligen Umgebungen nennen, und die Personen, die ihn nannten, waren gerade solche, die mir den Eindruck gebildeter und edler Menschen machten. Durch einen Jugendfreund, einen der begabtesten, geistig stärksten Jünglinge, die je das Leben gebrochen hat, war mir dieses Buch zugleich mit der Einführung in ein Haus zugesagt, das er als einen Tempel wahrer Bildung schilderte und ehrte. Es war dasjenige des gelehrten und tüchtigen Mineralogen Professors Anker, den ich, vor wenigen Jahren noch, in eben der Stadt als Custos einer der würdigsten und nützlichsten öffentlichen Anstalten, des Johanneums, wiederfand. Ich betrat dies Haus mit der Ehrfurcht eines kindlichen Gemüthes, und es genügte meinen vielen, wenn auch unbestimmten, Erwartungen. Aus der Hand der milden, feinen, durch ruhige Heiterkeit und klaren Geist, sowie durch besondere Güte mich anziehenden Gemahlin des trefflichen Mannes erhielt ich nach einiger Zeit, es war im Jahre 1811, das auch von ihr gepriesene Buch. Ich las

es zu großer Befriedigung; es sprach ja von Menschheit, Freiheit und Tugend; es stellte die Freundschaft in kühner Zeichnung mit glühenden Farben hin; es war voll begeisternder Sprüche und Bilder; es überraschte mich durch glänzende Sprache, und ich hatte damals sechszehn Jahre. Ueber den Verfasser wußte man mir nichts zu sagen, als daß er Wilhelm von Mayern hieße.

Im Jahre 1815, da ich als Offizier in Garnison zu Mainz lag, trat eines Tages ein Hauptmann des österreichischen Generalstabes in das Gouvernementsbureau, wo ich verwendet wurde. Er kam von Paris, oder ging dahin — er mochte einige fünfzig Jahre haben — sein Anzug war vernachläßigt, der Ausdruck seines blassen Gesichtes höchst ruhig und doch sein feines Auge ungemein scharf und bewegt, die Sprache bestimmt und wohlklingend; er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, dem das Kleid, als zu geringe, nicht paßte, und der einer höhern Ordnung von Menschen angehörte. Als er gegangen, vernahm ich: es war der Hauptmann Wilhelm von Mayern, der Verfasser der Dya-Na-Sore.

Im Jahre 1820, im Jänner, von dem Feldmarschall Fürsten Carl von Schwarzenberg, bei dem ich Ordonnanz-Offizier war, nach Prag gerufen, erhielt ich im fürstlich Windischgrätzischen Palaste, der dem des Fürsten von Schwarzenberg gegenüber lag, ein Zimmer angewiesen. Der Palast schien in seinen Hauptgemächern, wozu auch dies Zimmer gehörte, unbewohnt. Ich öffnete eine Thüre des ihm mit einer andern Reihe von Gemächern gemeinsamen Vorsaales, und sah im zweiten oder dritten Zimmer, aus dem die zugehörigen Meubles hinausgeschafft waren und in dessen einem Winkel Stroh zu einer Lagerstätte auf dem Boden gebreitet lag, einen Mann, fast unangekleidet,

vor einem ſchlechten Tiſche ſtehen. Er hatte einen Stuhl darauf vor ſich, der ihm als Stützpunkt diente, und ſchrieb. Es war Wilhelm von Mayern.

Unter dem vielen Angenehmen, was vom erſten Augenblicke meiner Berührungen mit dem Hauſe Schwarzenberg daraus für mich ſproß — Berührungen, die auf meine Denkweiſe, Haltung und Richtung einen eben ſo wichtigen als wohlthätigen Einfluß nahmen — begrüßte mich ſchon vornherein die Gewißheit, den Verfaſſer der Dya-Na-Sore näher kennen zu lernen, gleichſam mit ihm zuſammen zu leben, denn auch er war Ordonnanz-Offizier des Feldmarſchalls. Ich wußte, daß dieſe Bezeichnung, die meinen oberſten Titel ausſprach, für ihn den geringſten angab; wußte, daß er von dem Fürſten als ein Freund geachtet und geliebt war, bei dem ganzen Hauſe und vielen hochgeſtellten Männern einer ungewöhnlichen Schätzung genoß; hatte auch vieles Seltſame von ihm gehört, das in meinen Augen eben ſo viel Lobendes war; hatte ſogar bereits einigen ſchriftlichen Verkehr mit ihm gehabt, da er Arbeiten von mir geprüft, mit Bemerkungen verſehen, mit Maß gelobt oder mit Milde getadelt hatte. Aber in Wien feſtgehalten, wohin er ſeit lange nicht gekommen war, hatte ich ihn noch nie geſprochen und ſo gut als nicht wieder geſehen.

Ich erkannte ihn ſchnell — er ſchien mir ſeit dem Jahre 1815 nicht gealtert. Was ich ihm ſagte, was er mir, weiß ich nicht mehr, aber ich weiß, daß er mir den angenehmſten Eindruck machte und ſeit dieſer Stunde ein Verhältniß der Neigung zwiſchen uns feſtgeſtellt blieb, das im Laufe der nächſten Zeit nur immer tiefere Wurzeln ſchlug. Wir wohnten zuſammen; ich ſah ihn täglich durch Stunden, lernte ſeine über alle Fächer ausgebreiteten

Kenntniſſe, — die Schärfe ſeines Blickes, der in die Tiefe jeder Wiſſenſchaft Licht warf, — ſeine an's Wunderbare grenzende Beleſenheit in den Literaturen der alten wie der neuen Völker, — ſein ſtreng geübtes, durch die Jahre unangegriffenes Gedächtniß, — ſeine wohlthuende Lebensfriſche und nach und nach auch ſeine ſeltſamen Eigenſchaften und Gewohnheiten, ſowie ſeinen Charakter kennen, der die Unſchuld nicht des Kindes, ſondern die des edeln Mannes, doch von jenem die milden, reichen, biegſamen Formen hatte. Wir lebten dann in Leipzig, wohin der Feldmarſchall, nur von vier ſeiner Offiziere, von ſeinen Söhnen und ſeiner Gemahlin begleitet, ging, durch Monate zuſammen. Der Tod dieſes erhabenen Mannes trennte uns für kurze Zeit. Ich ſah Mayern in Wien durch ein zweites Jahr wieder; ſpäter aber, da ich nach Trieſt und er nach Frankfurt ging, wo er im Jahre 1829 ſtarb, nicht mehr.

Varnhagen, in ſeinen trefflichen Schilderungen einiger Zeitgenoſſen, hat auch zu derjenigen Mayerns einen ſchätzbaren Beitrag geliefert; aus dieſem erſehe ich, daß ſeither in Deutſchland durch Theodor Mundt und Andere für das Andenken des edlen Mayern Manches geſchehen iſt. Mir ſind in meiner Abgeſchiedenheit und Ferne dieſe Arbeiten nicht vor die Augen gekommen; ich weiß daher nicht, ob ſelbſt die wenigen Züge, die ich zu dem der allgemeinen und achtenden Aufmerkſamkeit ſo würdigen Bilde liefern kann, nicht ſchon bekannte ſind.

Der Hauptzug im Charakter Mayerns war eine alles umfaſſende Milde und Billigkeit, die in ſeinem Benehmen durch hohe Urbanität ſich ausſprach. Es kam dieſe erhebende Tugend des Umganges von innen heraus; ſie war nicht auf der Oberfläche, auf der ſie ſich zeigte, wurzelnd. Er war ſtill im Umgange, nicht gezwungen

und trotzig still, wie derjenige, der seine Ueberlegenheit geltend machen will, und so oft die Tasten seines Gemüthes berührt wurden, klangen sie voll und rein wieder. Er war auf das praktische Leben gewandt und hatte die reinste Poesie des Gemüthes bewahrt. Wenn er sprach, so war es unter Freunden, und dann floß seine Rede wie Honig und Milch. Er war von einer Sicherheit und Gleichheit des Charakters, die ihn auf ewig Dem theuer machen mußte, der ihn einmal erkannte.

Thätiger in seinem Geiste, blühender und reicher im Ausspruche, dabei leiser und anspruchloser im Auftreten, kann nicht leicht ein Mann gedacht werden. Er arbeitete unabläßig, Tage und Nächte durch, vor seinem Stuhle stehend und auf lose Blätter oft des schlechtesten, oft halbbeschriebenen Papieres schreibend. Er gab mir, da ich von Leipzig nach Wien ging, ein Päckchen solcher Papiere mit, um es in einen, im Palaste Kaunitz, ihm gehörigen Koffer zu andern zu legen. Es enthielt dieses Päckchen — denn er bezeichnete jedes Blatt mit der fortlaufenden Nummer — einige hundert Blätter aus dem sechszehnten Tausend! — der Koffer war voll solcher wie Papyrusrollen gebundener Päckchen. Als der Palast später verkauft wurde, ging auch dieser Koffer verloren, wenigstens habe ich mich vergeblich darum bemüht, es wußte Niemand davon.

Er liebte alle Wissenschaften, die Naturwissenschaften am meisten, und darunter wieder die Botanik. Dies war der Gegenstand, der ihn zuerst mit der Fürstin Schwarzenberg, der Gemahlin des Feldmarschalls, in nähere Verständigung brachte, und zu den angenehmsten geselligen Berührungen führte, wie sie zwischen so edlen Gemüthern, zwischen so gebildeten und geübten Geistern nicht fehlen konnten. Das war eben eine der seltsamsten Eigen-

heiten dieſes höchſt verehrungswürdigen Mannes, daß die anhaltenden Studien ihn nicht dem Leben abwandten, nie den geringſten Keim des Pedantism in ihm weckten, der faſt als eine unvermeidliche Krankheit aus Anſtrengungen, wie die ſeinigen, hervorzuwachſen ſcheint. Sein Geiſt betrat alle Wege, lebte in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in den gewöhnlichen Begegniſſen wie in den ernſteſten Geſchäften und abſtrakteſten Spekulationen, und ſein Gemüth hielt jede, jede Bitterkeit ferne. Er liebte die Menſchen in ihren Schwächen; es war, als wenn er mitten unter ihnen und zugleich hoch über ihnen ſtände, und in den Tiefen ihrer Herzen das auf den erſten Blick ſähe, was ihre Irrthümer und Fehler erklären, entſchuldigen konnte.

Er liebte das deutſche Vaterland mit jugendlicher Wärme, mit Hoffnung und Zuverſicht; nach Deutſchland aber am meiſten Spanien, denn er liebte an den Völkern Knochen und Mark, Poeſie und Glauben; die Abmagerung zu herzloſer Spekulation und gemeinem Induſtrialism, der anarchiſche Triumph der ſich dem Geſammtleben des Volkes entziehenden Selbſtſucht der Einzelnen war ihm widrig. Lebensſtoff vor allem, und dann Erziehung für Vaterland und Haus, für Wiſſenſchaft, Kunſt und geſelligen Verkehr, Wahrheit im Innern, Redlichkeit für Alle, die Hände thätig auf Erden und den Blick nach Oben gewandt!

Er hatte ſich nach ſeinen Kräften der franzöſiſchen Unterjochung entgegen geſtemmt. Sein Aufenthalt in Spanien fiel in die Zeit, da dieſes Land mit dem Zorn Achills dem fremden Eroberer entgegentrat. Er liebte es für alles, was es wagte, litt, wollte und that. In Oeſterreich wurde Mayern zunächſt darauf eine der thätigſten

Triebfedern zur Einführung des Landwehrſyſtemes, das er in allen ſeinen Theilen ausarbeiten und in's Leben bringen half. Von ihm ſind auch mehrere der begeiſternden Aufrufe aus dem Jahre 1809, vorzugsweiſe der heroiſchen Epoche für Oeſterreich in ſeinen langen und ſchweren Kämpfen gegen den gewaltigen Fremdling. Im Jahre 1813 ſehen wir ihn an der Seite des Fürſten Schwarzenberg, obwohl nur mit einem verhältnißmäßig geringen Range bekleidet, der für das Aeußere ſeiner Stellung genügte und ihm folglich überhaupt der genügende war. Seine Wirkſamkeit hatte einen andern Maßſtab, als den des Ranges. — Die Schlacht von Leipzig bot eine Gelegenheit dar, wo auch der perſönliche Muth und die ſiegreiche Beſonnenheit Mayerns ein glänzendes Zeugniß ablegten. Gerade in dem Zeitpunkte bei dem äußerſten linken Flügel der öſterreichiſchen Armee gegenwärtig, als dieſer zurückgedrängt und deſſen Führer, Graf Merveld, gefangen wurde, warf ſich Mayern zu den Truppen, die ſich im Dorfe Gautſch ſchlugen, und als dieſer Ort von dem Feinde erſtürmt wurde, blieb der wackere Mann darin zurück, erſtieg den Kirchthurm, ſchloß hinter ſich ab, und ſignaliſirte von dieſem nun bald im Rücken des vordringenden Feindes gelegenen Punkte mit der rühmlichſten Kaltblütigkeit dem Feldmarſchall das, was ſich im Rücken der Schlachtlinie ergab, darunter die Vorbereitungen zum großen Reiterangriffe, der die Schlacht vom 16. Oktober entſcheiden ſollte und entſchieden haben würde, hätte der Fürſt nicht die Zeit gewonnen, die Küraſſiere herbeizuziehen, welche die zehntauſend Reiter Murats, nachdem ſie das Centrum bereits durchbrochen hatten und im Begriffe waren, aufzumarſchiren, angriffen und warfen.

Es war aber der 16. October aus den dreien Tagen derjenige, der eigentlich die Schlacht von Leipzig gewann.

Mayern trug keinen der Orden, die er von den Monarchen für dieſe That erhielt, trug ſelten Uniform, beſaß überhaupt nur eine einzige, und dieſe in den letzten Jahren nicht mehr. Dies kam aus keinem unlauteren Grunde, ſondern aus ſeiner Gleichgültigkeit gegen alle Außenzeichen, aus einer merkwürdigen Angewöhnung und Strenge gegen ſich ſelbſt, die, was den Anzug, nicht bloß an Kleidern, betraf, einer völligen Vernachläßigung gleich kamen. Wie er keine Meubles in ſeinem Zimmer duldete, ſo keinen Schmuck an ſeinem Leibe, und ſeine Bedürfniſſe waren auf eine Weiſe beſchränkt, die kaum Glauben finden dürfte. Er hatte gewöhnlich nur einen Rock und trug dieſen lange über die Zeit hinaus, in der er Andern tragbar geſchienen haben würde. Ich erinnere mich, daß ſein wärmſter Freund, der erſte Adjutant des Feldmarſchalls, der Oberſte Graf Johann Paar, und ich ihm einſt, während unſeres Aufenthaltes in Leipzig, einen neuen Anzug aufdrängten, weil wir ſeinen alten gar zu abgenützt fanden, um länger für ihn, der täglich mit der Fürſtin ſpazieren fuhr, ſchicklich zu ſeyn. Wir entführten den alten und legten den neuen an deſſen Stelle, wo Mayern denn, ſo ungerne er es that, in den Zwang ſich ergeben mußte. Ich verwaltete damals ſein Einkommen und beſtritt die höchſt wenigen Ausgaben für ihn. Er wollte nie eine Nachrechnung und bat mich dringend, ihm nie vom Gelde zu ſprechen, ſondern ihm zu geben, was er verlange, das Uebrige aber zu verſchenken oder überhaupt zu verwenden, wie ich eben wollte. Er brauchte aber im Monate niemals mehr als einige Gulden;

neunzehn Zwanzigtheile seines Einkommens blieben übrig, und jede Anfrage über das, was damit geschehen solle, machte ihn ungeduldig. Von ihm ging auch die Sage, daß er durch zwei Jahre seine Gebühren als Hauptmann nicht erhoben hatte, so daß der Hofkriegsrath ihn förmlich darüber zur Rede stellen und ihm befehlen mußte, darin pünktlicher zu seyn. Als er im Jahre 1826, mit dem Falle des Hauses Fries, sein ganzes dort auf Treue und Glauben liegendes Vermögen, nahe an 40,000 fl. Conventions-Münze, verlor, berührte ihn das so wenig, daß er niemals davon sprach, niemals sich darüber beklagte.

Er nahm fast nur Pflanzen-Nahrung, trank höchst wenig Wein. Er war niemals krank gewesen, obwohl sein Körper nicht zu den stärksten gehörte. Er schlief nur auf Stroh.

Sein Verhältniß zu den Frauen hatte den Anhauch jungfräulicher Reinheit. Er war nie verheirathet gewesen, so viel ich weiß. Nie kam ein Wort über seine Lippen, das nicht eine Jungfrau hätte aussprechen können. Die strengste Sittlichkeit, die feinste Achtung regelte sein Benehmen gegen die Frauen, das jedoch von dem Geziere erlogener und krankhafter Empfindungen nicht minder ferne blieb und stets den einfachen, würdigen Charakter trug, der diesem Manne eigen war. Er sprach nie über Liebe, über Leidenschaft, und doch konnten einem Gemüthe, wie das seinige, diese Mächte nicht fremd geblieben seyn. Er kannte die Freundschaft, wie nur bessere Menschen sie zu kennen vermögen; er war der sicherste, liebenswürdigste, bequemste Freund. Ich glaube nicht, daß er je eine Frau höher geachtet habe, als die Gemahlin des Feldmarschalls, die freilich unter diejenigen Frauen gehörte, die den edel-

ken Typus ihres Geschlechtes bewahren. An Verstand, Kenntnissen, Herzensgüte mag man ihr gleichen; an erworbener Milde und Billigkeit, an Treue des Urtheils, an Ueberblick der menschlichen Tugenden und Schwächen kenne ich keine.

Er sprach nie über seine Vergangenheit, Vaterstadt, Familie, Vermögensverhältnisse. Wie ich von seinem ältesten Freunde, Grafen Paar, erfuhr, war er in Baireuth geboren, trat frühe in österreichische Artilleriedienste, schrieb damals die Dya-Na-Sore, verließ diese Dienste, machte eine Reise nach Konstantinopel und der Levante, wo ich seine Spur in Scio auffand, später durch England, Frankreich, Italien, lebte in den fürstlichen Familien Paar und Kaunitz, denen er durch die Mannigfaltigkeit seines Wissens und durch die Milde seines Charakters ein lieber Gesellschafter war, ging dann mit dem Botschafter Fürsten Kaunitz nach Madrid, wo er durch seine umfassenden Arbeiten der österreichischen Regierung die wichtigsten Dienste leistete, nach dem Frieden vom Jahre 1809 aber mit dem Botschafter Fürsten Schwarzenberg nach Paris, auch jetzt ohne Rang oder Amt, denn er scheute jede Fessel dieser Art; seine Stellung war die des Freundes und Gefährten. Der Vorwurf, der Regierung gemacht, als habe sie ihn vernachläßiget, ist falsch. Seine nahen Verhältnisse mit den Größten im Lande, so wie seine Dienste, hätten seinem Ehrgeize jede Bahn aufgeschlossen, aber er besaß keinen Ehrgeiz; ihn verlangte nach keiner Auszeichnung als nach dem Beifalle der Freunde und seines Gewissens; er hatte die wiederholten Anträge von Anstellung jedesmal abgelehnt und diente nur in großen Verhältnissen, in großen Augenblicken befreundeten Männern, die an der Leitung der Geschäfte standen.

Die Annahme des Hauptmanns-Ranges im Jahre 1813 konnte für keine Ausnahme in dieser Regel gelten und war nur das bescheidene Kleid aus Rücksicht für den Augenblick genommen.

Man würde ihn falsch beurtheilen, wenn man Stolz, Dünkel oder Tadel gegen das Bestehende darin sähe. Keiner von diesen Beweggründen lebte in ihm. Er konnte sich gehen lassen ohne Gefahr, verkannt zu werden, oder unbenützt zu bleiben; er ließ sich also gehen.

Was sein Wesen im Innersten beseelte, war die Kunst. Wie warm, wie erhebend, wie haltend seine Religion dafür! Sie verflocht sich mit seinen höchsten Erkenntnissen und leitete jeden Blick seines Auges. Sie war das heilige Feuer, das nie erlosch und das seinen Schritten in die dunkelsten Winkel der Zeiten, wie des menschlichen Gemüthes leuchtete. Seine Achtung für die Alten schloß die Liebe zu den Bestrebungen der Neueren nicht aus. Er erkannte den Genius in jedem Gewande, auch in dem aufgenöthigten, auch im entstellenden. Italien war freilich in dieser Beziehung sein Lieblingsland und nach Italien Spanien. Seine Worte strahlten in Farbenpracht, wenn er darüber sprach. Was die Kunst einem Menschen seyn kann und soll, habe ich in ihm gesehen. Aber nicht die eine oder andere Kunst kann ich hier meinen, wie sich das wohl von selbst versteht. Er kannte jedoch alle in ihrem Vermögen wie in ihren Leistungen, und sie in's Leben überzutragen gehörte unter seine liebsten Aufgaben. So legte er den herrlichen Park der Fürstin Paar in Hütteldorf bei Wien an und half der Fürstin Schwarzenberg in dem ihrigen in Worlik. So nahm er Einfluß, wo er war, auf die vorzüglichsten Bauten. So war er der Anwald jedes keimenden Künstlers, der Würdiger und

Verbreiter der Werke des Vorgeschrittenen. So warf er den Glanz der Kunst in jedes Haus, das er betrat, in jedes Gemüth, das sich ihm öffnete. Im Jahre 1815 war er einer der Bevollmächtigten, welche die Kunstschätze aus Paris nach Italien wieder brachten; eine geweihtere Hand hätte sie nicht berühren können.

Ich habe ihn einige Male an Dya-Na-Sore erinnert. Er verläugnete das Werk nicht, aber er sprach ungerne davon. Ich las es in späteren Jahren wieder. Auch für mein Auge waren dessen Farben blaß geworden, dennoch fesselten es die Reize der Zeichnung noch. Ich begriff, warum es ihm nicht mehr zusagen konnte. Es war wie der erste übereilte Trieb des Baumes, aber die Verwandtschaft mit den Fragmenten, zu denen ich diese Einleitung schreibe, wird Niemanden entgehen. So wahr ist, daß Jeder nur wird in der Art, wie er ist. Ein morgenländischer, naturtreuer Anhauch ruht auf beiden. Das Exemplar der Dya-Na-Sore, das mir zuletzt in die Hände fiel, war mit Noten von der Hand Diethelms von Lavater übersäet; sie sprachen mich an, wie der Sandboden der Erfahrung neben den Blumengewinden des Glaubens.

Warum aber trat Mayern mit seinen vielen literarischen Arbeiten nicht in die Welt, der er so wohlwollte, hinaus? — warum häufte er wie Bienen und Ameisen? — War es Zweifel in sich selbst? Das konnte seine Bescheidenheit glauben machen, aber seine innere Entschiedenheit, seine Einigkeit in und mit sich selbst stemmt sich gegen diese Voraussetzung. Es gehörte dies ruhige, verschlossene Sammeln und Arbeiten eben zu seinen Eigenheiten, die zu beurtheilen ich, als ich mit ihm war, nicht verstand, und die ich mir erklären zu lassen später nicht mehr Gelegenheit

hatte. Genug, es war so. Wo Anderes anders als bei den übrigen Menschen war, warum nicht auch dieses? — Jedes Scheinwirken, alles Prahlen war ihm fremd; überdies lebte ein unverrückbarer Glaube auf eine Alles leitende Vorsehung in ihm, und das größte Wirken der Menschen, obwohl er es deßhalb nicht verachtete, schien ihm klein.

Aus den so vielen Tausenden von Blättern, auf welchen Mayern Elemente oder Vorarbeiten niederlegte, Gedanken auffammelte und ausarbeitete, lagen, zur Zeit seines Todes, vier Päckchen, „Leben," „Anthropologie," „Unsere Zeit" und „Statistik" überschrieben, in den Händen seines schon erwähnten vortrefflichen Freundes, der auch mir ein solcher ist, des Grafen Johann Paar. Dieser gab sie im Jahr 1830 in die meinigen, wo sie bis jetzt, durch meine und der Umstände Schuld, seinen übrigen Freunden vorenthalten blieben. Die Vierteljahrsschrift scheint mir geeignet, um diese Fragmente ihnen sowohl als überhaupt dem deutschen Vaterlande vor die Augen zu stellen.

Ich wähle darum vor der Hand, um nicht zu viel Raum in einem und demselben Bande dieser Zeitschrift in Anspruch zu nehmen, das Päckchen „Leben". Es scheint in den Jahren vor 1820 geschrieben, da es Blätter aus dem vierzehnten Tausend enthält. Wahrscheinlich sind mehrere Abhandlungen über die Resultate, die er unter dieser Bezeichnung zusammenfaßte, verloren, denn wenn die ersten beiden im Originalmanuscripte den Buchstaben A tragen, so ist schon die dritte mit E bezeichnet, und so folgen sich die übrigen Theile nur mit Unterbrechungen. Es sind Fragmente auch im ersten Anwurfe, Arbeiten, die der Verfasser gelegenheitlich auszuführen die Absicht haben

mochte, wie ich aus vielen Bleinoten und durch solche angezeichnete Beziehungen, die ich in der Abschrift nicht wieder gebe, schließe.

Athen, im November 1838.

v. Prokesch-Osten.

Forderungen und Aeußerungen des Lebens.

Was und wie bedarf es? Arten seiner Offenbarung.

Daß Jeder Etwas an sich ist, Etwas durch sich, durch Andere und Anderes wird; daß durch Begegnung und Wechselwirken seine Eigenthümlichkeit fremde und sich mit fremder durchdringet; daß er Menschliches und Sächliches anziehet, angezogen wird, und Jeder den Andern nicht in Art, aber in Artung bedingt, kurz, daß er Subject ist, aber eines Objectes bedarf, und an und mit ihm sich entwickelt, darauf beruhen die Forderungen und Aeußerungsformen des Lebens, darauf der Gang dessen, was man in's Leben einführen, in's Leben treten oder aus dem Leben zurücktreten nennt, der größte Theil gesellschaftlicher Macht, Erfolge und Gesammtcharakter.

In's Leben ein- — d. h. durch objectivere Reize aus ihm hervortreten; aus dem Leben zurücktreten, d. h. was durch Fortschritte, andere Stellung der Erfordernisse, Fähigkeit und Umgebung Keinem gemäß, Keinem mehr analog, Keinem verstanden, als todter, unnützer, wirkungsloser Stoff, als hemmender Schutt oder schädlicher Krankheitsreiz daliegt, muß hinweggeräumt werden.

Leben — was es beseelige oder erschwere, wird für Alles die gewöhnlichere Beziehung. Die höhere Idee, als auserleseneres Ziel im Gebrauche seiner Vermögen, wäre

das absolutere Richtmaß. Bei wie Wenigen kommt es zur Macht! Doch bleibt es für alle Forderungen und Aeußerungen desselben das, was in höchster Entscheidung ihren Werth und ihre Rangfolge bestimmt.

Leben, als Vorstellung, als Gebilde einer Schätzung, ist das Ergebniß unserer drei Grundtriebe — Glück, Höhe, Gewißheit — in der Art, wie sie sich äußern und zu äußern vermögen. Da diese Vorstellungen, so ewig auch die Grundtriebe an sich, doch nur ein sehr Relatives und stückweise Entstandenes, sehr Wechselhaftes sind, so können sie auch nie eigentliche Grund-, nur Zwischen-Maße und in der Zeit gegebene Vergleichspunkte seyn, praktisch für die Meisten, belehrend über Vieles, denn sie selbst sind Thatsache und führen zu Thatweisen. Das, wozu sie die Quelle oder woraus sie selbst quellen, muß und kann für menschlich allgemeinere und Staats-Oekonomie der Standpunkt einer Weiter- oder Rückführung auf Besseres werden. Ueber so manches Bedürfen und Verhältniß, über so manche Nothwendigkeit, über so manches Tiefere, Unabänderliche oder zu Bestreitende in der Zeit oder im Menschen können sie Aufschlüsse geben und urtheilen helfen. Tausendartig ausgesprochen, an individueller Färbung verschieden, aber doch in der Summa eines gemeinsamen Ursprungs, mit gemeinsamem Charakter begabt, waltet immer in ihnen, was auf innere Gleichartigkeit hinweiset, auf ihren Stamm in den drei Grundtrieben. So mehr muß die Idee eines ewigen Richtmaßes der allgemeinen Oekonomie heller als dem Einzelnen vorschweben, um Jeden und Alle gegen Alle zu berichtigen. Sie ist ihr der Schlüssel zu einem Allgültigen, zu dem, was sie selbst soll.

Leben, als des Geistes eigene Sub- und Objectivität im Gefühle des Seyns, bleibet demnach jedes Einzelnen

allgemeinſter, alles Gegenſtändliche geſtaltend in ſich aufnehmender Spiegel. Um das Leben drehen ſich, nach eines Jeden Art, alle ſeine denkenden und empfindenden Reflexionen. Denn beide Arten gibt es; die erſten werden Anſichten, Einſichten, Regeln in Meinung oder Begriffen; die zweiten geſtalten ſich zu Neigungen, Wünſchen, Bildern und Antrieben derſelben. Daher und durch die innerſten Bewußtheiten eines Selbſtes oder Ichs ſeine Befangenheit in's Gemeine oder ſein über die Gegenwart hin auf ein Unendliches gerichteter Blick. In beiden lebet er das Leben ſeiner Gebilde, denen er vertraut und die er verehrt; daher die ſinnlichere oder ideellere Hingebung, die Herrſchaft der einen oder der andern; daher aber auch der Zwiſt mit den Looſen des Lebens, als nicht ganz des Geiſtes werth, oder nicht ſo genußbar, als ſie verhießen. Auf die früheſten Elemente reiner Gebilde, welche, in der Jugend erzeuget, das Alter erheben, entzweien oder treulos verlaſſen, kommt es an, wie das Leben ſich arte. Daher mag man ſagen, es gebe ein zweifaches: das Poſitive, mit klarem Bewußtſeyn und ſeeigener Kraft ſeiner Entwicklung vollführet; das Negative, als Gegenſatz eines Nichtſeyns gefühlet, aber ohne eigentliches Licht über das, was es ſey, als das ſich ſelbſt immer verneint, immer verheißt, immer verſagt; in vielen unerklärt, undurchſchaut, nicht ergreifbar, — ein Wolkenbild, das ſich zeigt und verſchwindet.

Das Poſitive begründet ſich erſt durch einen Blick auf ein Unendliches. Nur an den Verhältniſſen, die ſich in deſſen Ideen feſtſtellen, und in der Freiheit, welche dem Geiſte Macht gibt, über den Dingen zu ſtehen, läßt ſich das Leben und deſſen Gehalt begreifen. Es bleibt ein Traum zwiſchen dem ſtets flüchtigen Vergleiche äußerer Dinge und innerer Gelüſte. Es wird erſt ein Stättiges

an dem Gedanken, der Auftrag einer Verwaltung für Höheres zu ſeyn. Ohne ihn zeigen ſich die Dinge und das Leben mit ihnen nur an dem trüben Lichte ihrer augenblicklichen, nicht ihrer umfaſſenden Beziehung. Ideen ſind eigentlich nur unſeres Geiſtes Spiegelung in ſeiner vollen Natur, hiedurch die Mittel, das Mögliche ſeines innerſten Lebens in ein Wirkliches zu verwandeln; der erſte Punkt eigentlicher Gewißheit, an dem er ſich zwiſchen dem immer wechſelnd Relativen der Dinge und ſeiner Wünſche, ihres Gebens und ſeines Bedürfens, ihres Gehaltes und ſeines Empfangens zu ſicherem Werthe und Dauer aufſchwingt.

Als Poſitives am Leben läßt ſich betrachten, was als Fortſchritt zu einem ſelbſtſtändigen Charakter für Wahres aus innern Eigenſchaften nach außen hervortritt und die Umgebungen geſtaltet, wie ſie einem ſolchen Charakter entſprechen; als Negatives jede durch Falſch- oder Nichtwirken veranlaßte Lücke, in deren Raum ſich fremdes, hiedurch ein ſelbſtthätig unvermögendes oder bloß paſſives Daſeyn eindrängt, — was alſo die eigenthümlich hervorbringende freie Bewegung, möchte ich ſagen, in eine mechaniſch getriebene, bezwungene verwandelt, und nicht organiſch innig aus dem in eigener Kraft ſich geſtaltenden Geiſtesleben hervorgeht. Neigungen, Empfinden und Denken ſind deſſen vorzügliche Aeußerungen, nur daß beide erſte, in ihrer Stärke oder Schwäche, Empfänglichkeit oder Richtung, mehr den natürlichen eigenen Boden bezeichnen, dem Denken ſich manches Fremde und Ueberlieferte im Wiſſen beimiſchet. Beide erſte ſind Widerſcheine des Lebens, wie man es wünſchet, eines Seeligerſehnten, Erfreulichen, wie ſie aus dem Innern aufſteigen. Sie ſprechen aus die Erwartungen und Deutungen, mit denen man Aeußeres nach Gebilden des Inneren faßt, vergleicht, beurtheilt, ge-

nehmigt oder verwirft. Hier wie im Denken werden Schlüsse aus Vergleichen gezogen, — dort nach dem, was man für Normen, Prinzip, Gewißheits- und Sicherungsmittel im Begreifen, — hier nach dem, was man für höhere Bilder, für geistige Selbstoffenbarungen, für richtige Ansprüche, für Culminationen des Daseyns annimmt. Darum auch Alles rascher, entschiedener, oft unbeherrschbarer mit minderer Trennung im Vollführen, bei größerer Gewalt innerer, gemeiner oder ideellerer Antriebe im letzten; beherrschter und beherrschbarer, aber auch oft schlaffer im ersten. Mißfallen oder Gefallen aber bleiben immer am Vergleiche dessen, was ist, mit dem, was unserem inneren Sinne nach seyn sollte, gefundene Urtheile.

Das Leben zeiget sich unter drei Hauptstücken thätiger Aeußerung: a) Sich erhalten, wo es, sich selbst ein Geschäft und eine Lösung dieser Aufgabe, forschen, streben, seine Macht hinwenden und Vieles schätzen muß, je nach dem Maße, als es hiezu beiträgt; das Leben muß etwas. b) Da, wo es eigenem Verstande und Bedeutung zufolge sich gedrungen fühlet, zu streben, nach einem Maße eigener Gewißheit, nach einem Ziele, an dem sich Alles erkläre, nach einer Erklärung und Ausgleichung eigener Wünsche mit einem Höhern, das ihm überall vorleuchtet, mit einer Sehnsucht, die, ohne sich selbst immer näher zu erläutern, doch Alles ergreifet: es fühlet einen Trieb, der mehr als bloßes Bedürfen, in innerem Vermögen auf Ideelleres, auf Etwas, so weithin zu erreichen, verweiset. Das Leben soll etwas. Es soll sich selbst verstehen und vollziehen lernen, um dieses Sollen zu erreichen. Es ist darum oft so unerklärlich, weil es zugleich terminus a quo und ad quem, deren Rand für beide oft in eins zusammenfällt. c) Es wünschet, kieset, begehret und verheißet sich Manches,

will sich wohlgeschehen, wohlergehen lassen, aufsuchen, erstreben, erfinden, sich hingeben an Alles, was in Ergötzungen ihm Wohl, Freiheit oder Tausch, seinen Mühen und Ungewißheiten fröhlichen Ausgang verspricht. Es will, will sich nicht bloß richtig verstehen, sondern verherrlichen oder wenigstens mit immer frischen Reizen umgeben. Mit jeder dieser drei Reihen verknüpft sich das Drängen und Schaffen der drei Grundtriebe, Glück, Größe, Gewißheit. Bei allen Funktionen derselben, bei allen Funktionen des Erhaltens, Erwerbens, Ergültigens, Verschönerns, selbst denen, die in den Bedeutungen des Gemüthes die Richtmaße und Verhältnisse aller Bestrebungen aufsuchen, erscheint sich das Leben als Verwaltung und Haushalt, als ein Verliehenes, welches zum höchsten Ertrage zu bringen ist.

Leben entscheidet über Leben nach jedesmal eintretenden Umständen, d. h. Leben als ein in sich ausgesprochenes, absoluteres Fordern und Seyn, als aus sich Wirkendes und Bedürfendes, gibt, je nach den Verhältnissen der Umgebung, in welche es durch seinen Verlauf eintritt, den Dingen eine nach jedesmaligen Erfordernissen des Tages veränderte Stellung, Verwendung, Werth und Vergleich. Das Absolutere des Lebens, das Unerläßliche herrschet über das Ganze desselben. Das Relativere der Zeit, des Ortes, der einzelnen Ereignisse über die Theile, über Maß und Beziehung seines Gebrauches, bis zur Hingebung für ein Höheres. Der Mann, welcher im Leben eines großen Vaterlandes den höchsten Werth des eigenen findet, wird nicht leben wollen ohne letztes: er wird sich hingeben, um Allen das Würdigste zu erhalten. Dem siechen Leben ist als Mittel seiner Herstellung bedeutend, was dem gesunden unwichtig.

Leben. Allgemeine Ansichten und Verhältnisse.

Wie in der Natur überall Stoffe der Kraft, das Gröbere dem Höhern unterthan, und jedes Umkehren dieser Ordnung eine Verletzung der Natur; wie der sinnliche äußere Körper nicht das eigentlich Lebende, sondern bloß ein Belebtes ist; wie bis zum obersten Gipfel des erkennbaren Seyns, zum Wirken des Geistes, immer feinere, wenn auch unerkanntere Organe und Kräfte vorausgesetzt, geahnt und geehrt werden müssen: so in der ganzen Oekonomie menschlichen Daseyns, was von ihr ausgeht oder wohlthätig richtigen Einfluß auf solches zu nehmen bestimmt ist: so im Staate, der summarischen Darstellung solcher Oekonomie. Wie an immer höheren Anlagen sich die Uebergangsstufen von äußern, materiellern Vergliederungen zu jenem, nur an seinen Wirkungen erkennbaren, Prinzip aller Funktionen des Lebens und Seyns, der Krankheit und Heilung vermitteln; wie diese Funktionen von gröberm Organismus überwältigt, aber nicht beherrscht, gehemmt, aber nicht gegeben werden können: so ist bei jeder besondern, mit einem objektiven Kreise enger verbundenen Ausübung des allgemeinen und geselligen Lebens, für Alles, was in solchen verstärkt oder veranstaltet werden soll, dies als Typus anzunehmen. Nach dem Bilde des Lebens in Körper und Geist ist auch das des Staates und

der Natur ſeiner Vergliederungen zu begreifen. Aller Unbegnügtheit, Verwirrung, Klagen, Entzweiung und Desorientirungen vorzüglicher Stamm iſt: daß Leben als ein Gedachtes ſich nur im Spiegel der Reflexion, Leben als Seyn faſt nur am Widerſcheine des Gefühles, dem an ſich ſo geheimnißartig dunkeln, als Bild zurückwirft; daß es nur ſelten, meiſt nur als Seyn am Gegenſatze des Nichtſeyns, als Können an dem des Nichtkönnens, als Erreichtes am Nichterreichbaren, als Spiel der Phantaſie, als negativ, aber nicht weſentlich Erkanntes hervortritt.

Darum gehet den nicht tiefer zum Sehen Erzogenen der ganze Inbegriff ihres Lebens, wie Göthe's empfindſamen Prinzen nach herzlos entdeckter Puppe, unter an ſolcher Entdeckung. Der Charakter wahrhaft gebildet größerer Menſchen iſt, nach jedem enthüllten Wahne immer beſſer, der kleinlich irrig Gebildeten um ſo verlorner, unglücklicher, unverbeſſerlicher und ſelbſtzerronnener zu werden. Sie leben ſich immer tiefer hinein in den hoffärtigen Jammer ihres weltbetrogen vereinſamt einzigen Herzens, in die Klagen und die Geringhaltung ſeelenlos nichtiger Menſchheit, die ſie nicht verſtehen, oder eines verfolgenden Geſchickes, ohne hierdurch weiſer als Selbſtbetrogene ſich ſelbſt zu erkennen. Ihr Geiſt, dem beim Verkanntſeyn jenes Gipfels in ihnen, auf dem ſie ſo groß und erhaben, ſo verlaſſen und einzig unter den Trümmern eines erniedrigten Daſeyns aller Uebrigen daſtehen, alle Wege zu richtiger Selbſt- und Lebensbetrachtung mangeln, wird entweder aus innerer Fülle, wie ſie es nennen, ſich immer neue Wahngebilde ſchaffen, oder, in der Herrlichkeit ſeiner Schmerzen, einer Welt, die ſeiner nicht werth iſt, ſich entziehen. So ging man in's Kloſter, als es Zeitgebrauch war, oder ſchrieb bei anderer Umgebung Syſteme der

Menſchenverachtung, griff nach Strang oder Gift, oder erſtürmte den Himmel durch die Qualen eines Fakirs.

Einſeitigkeit der Anſicht, wie Beſchränktheit im Prinzip, führen auf ſo vieles Irrige in den Auslegungen der Natur ſowohl, als in den Claſſifikationen ihrer Erſcheinungsweiſen, d. i. in den zwei vorzüglichſten Beſtrebungen unſeres Denkens. In Vielem läßt ſich nur eine erahnende Auslegung des Lebens, nie ein volles Begreifen deſſelben erlangen.

Jede an einer Stammreihe von Erſcheinungen folgerecht durchgeführte Theorie iſt beachtungswerth, wenn ſie gleich nicht auf die ganze Summe der Erſcheinungen paßt, wovon jene Stammreihe einen Theil macht, und nicht alle übrigen aufſchließt. Sie iſt erklärend oder doch Weiteres vorbereitend in ihrem Kreiſe. Sie darf weder verhöhnt, noch als allgemeines Geſetz angenommen werden. Sie hat Fragen beantwortet, aber meiſt nur, indem ſie auf neue, die ihr aufſtießen, hinausweiſet. Jedes Verſtandesbild kann theilweiſe, jede an einzelnen Stammreihen gefundene Theorie vielen Artungen des Erſcheinens entſprechen, ohne darum allerſchöpfend, Alles umfaſſend zu ſeyn. So können Phyſiologie, Chemismus, Mechanismus, jedes in dem Kreiſe, wo es entſcheidend, oder wo ſie im hellen Vereine hervortreten, vieles am Leben, nie das Ganze und Alles erklären. Soll man ſie deßhalb, oder Wiſſenſchaft überhaupt, verachten, weil das All größer iſt als der Menſch? Gerade das erhebt ihn ja, daß er an einem ſo Großen, wenn auch allmälig, doch immer fortſchreitet. Bei einem ſo Unendlichen kann es für ihn viele beſondere Urſacherkenntniſſe, ſelten allgemeinere geben. Daran ſcheitert ja das Leben, daß er ſich ſo häufig des Letzten vermeſſet; darum bleibt Beſcheidenheit das Unerläßliche ſeiner Führungskunſt.

der Natur ſeiner Vergliederungen zu begreifen. Aller Unbegnügtheit, Verwirrung, Klagen, Entzweiung und Desorientirungen vorzüglicher Stamm iſt: daß Leben als ein Gedachtes ſich nur im Spiegel der Reflexion, Leben als Seyn faſt nur am Widerſcheine des Gefühles, dem an ſich ſo geheimnißartig dunkeln, als Bild zurückwirft; daß es nur ſelten, meiſt nur als Seyn am Gegenſatze des Nichtſeyns, als Können an dem des Nichtkönnens, als Erreichtes am Nichterreichbaren, als Spiel der Phantaſie, als negativ, aber nicht weſentlich Erkanntes hervortritt.

Darum gehet den nicht tiefer zum Sehen Erzogenen der ganze Inbegriff ihres Lebens, wie Göthe's empfindſamen Prinzen nach herzlos entdeckter Puppe, unter an ſolcher Entdeckung. Der Charakter wahrhaft gebildet größerer Menſchen iſt, nach jedem enthüllten Wahne immer beſſer, der kleinlich irrig Gebildeten um ſo verlorner, unglücklicher, unverbeſſerlicher und ſelbſtzerronnener zu werden. Sie leben ſich immer tiefer hinein in den hoffärtigen Jammer ihres weltbetrogen vereinſamt einzigen Herzens, in die Klagen und die Geringhaltung ſeelenlos nichtiger Menſchheit, die ſie nicht verſtehen, oder eines verfolgenden Geſchickes, ohne hierdurch weiſer als Selbſtbetrogene ſich ſelbſt zu erkennen. Ihr Geiſt, dem beim Verkanntſeyn jenes Gipfels in ihnen, auf dem ſie ſo groß und erhaben, ſo verlaſſen und einzig unter den Trümmern eines erniedrigten Daſeyns aller Uebrigen daſtehen, alle Wege zu richtiger Selbſt- und Lebensbetrachtung mangeln, wird entweder aus innerer Fülle, wie ſie es nennen, ſich immer neue Wahngebilde ſchaffen, oder, in der Herrlichkeit ſeiner Schmerzen, einer Welt, die ſeiner nicht werth iſt, ſich entziehen. So ging man in's Kloſter, als es Zeitgebrauch war, oder ſchrieb bei anderer Umgebung Syſteme der

Fürchten daraus wird. Hoffen oder Fürchten wirkt auf dieſe, und das Unſinnigſte tritt in's Leben, lebt und belebt. Wer ſie erregt, hat die Gemüther, hierdurch das Leben ergriffen. Es liegt, wie Thon, in der Hand eines Jeden, der ihm eine dieſer Formen anzubilden weiß.

Die zwei Angelpunkte des Lebens, a) Licht von und Streben nach Oben, b) freudige Achtung und Glaube an Menſchheit, ſind auch, neben allen ihren Gebrechen, ein weites Feld unſerer Thätigkeiten für Beſſeres. Nur wer achtet, kann beſſern wollen, weil er nicht an Möglichkeit zweifelt. An dieſem Nichtzweifeln (meiſt Folge der Hoffart, des Dünkels, der Selbſtheit und Trägheit) hängt der größte Theil menſchlicher Kräfte, ihrer Ausübung, Bildung und Erfolgs für Menſchheit. Iſt jenes Licht ausgeſchloſſen, dieſe Achtung an weichlicher, myſtiſcher, höhnender, ſelbſtſüchtig vernichtender, in Selbſtſucht quälend philoſophirender oder frömmelnder Geringhaltung alles Menſchlichen verloren, was bleibt dem Leben? Oedes Dunkel im Gemüthe, oder ſinnlicher Rauſch, Zwiſt mit ſich und der Geſellſchaft. Wer, ſey es aus edleren, aber irrigen, oder böswilligen Antrieben, allem Geſchehen oder Geſchehenen grollt, wer Alles verachtet, iſt immer durch innern Zwieſpalt und Unmuth dahin verſetzt worden; aber der Grund dieſes Unmuthes bleibt immer irrige oder verderbtheitsentquollene Anſicht, ausgeſchloſſenes Licht von Oben, durch fremde oder eigene Schuld verlorner Glaube an Menſchheit, meiſt eine Folge des erſten. Darum ſind beide Angelpunkte in jeder Oekonomie des Lebens, an Einzelnen, an Völkern feſtzuhalten. Sie ſind als zwei heilige Gegenſätze zu betrachten, die ſich wechſelſeitig erhellen. An beiden nur erhebt und verſteht ſich die Seele.

Lebensmacht jeder Anstalt beruht auf zwei Linien: was als Ganzes sie vermöge und leiste? — was ihr geleistet werde und welche Einzeln-Vermögen sich in ihr vereinen? — Licht von Oben — Achtung der Menschheit — die zwei Angelpunkte, Alle bedürfen ihrer, das Ganze am meisten. Wenige, die nicht deren Mahnung und Wunsch wenigstens in einzelnen Stunden, Lagen und Bedrängnissen fühlen!

Der Mensch nimmt Alles in sich auf, was als in ihm selbst liegend und nöthig ihm gezeigt, was seiner Empfänglichkeit gemäß, verwandt und in sichtlicher Beziehung auf inneres oder äußeres Leben und beider Einheit ihm nahet. Diese Ersichtlichkeit muß um so heller seyn, je mehr er mit noch unter ersten Eindrücken erwacht, je weniger er über das Leben noch gedacht oder erfahren hat, also heller der Jugend, die der letzten noch mangelt. Es ist unnütz, Etwas empfehlen, thöricht, Etwas aufzwingen, zu dem nicht ein schätzender Wunsch, der den Boden aufschließe, vorangehend erregt wurde. Es wird als peinlich Zudringendes nicht geachtet, verhaßt oder geschmäht, dem nicht ein Gefühl, durch welches es sich empfiehlt, ein Reiz, der Sehnsucht erweckt, zugleich zur Seite geht.

Die ersten Ursachen des in sich Aufnehmens oder nicht, des Uebergehens in's Leben oder nicht, des Verstippens mit eigener Freude und Schätzung oder nicht, müssen also in der Art des Unterrichtes (Schule oder Welt), wie weit er mit vorbesagter Maxime übereinkomme oder nicht, gesucht werden. Nur auf diesem Wege wird Etwas praktisch. Jeder Unterricht aber, der der Schule oder der Welt, muß seiner Natur nach so viel Allgemeines, nicht in unmittelbarster Berührung stehendes, in sich enthalten, daß Keiner am Einzelnen nur, sondern nur am ganzen Tone des

Lebens ſich nachweiſen kann, was Lehre genützt. Das iſt die praktiſche Anſicht, welche von Jugend an Jedem eigen werden muß. Er muß gewiſſermaßen glauben an den Werth, den verhülltern wie offenern, des Wiſſens und Lernens. Er muß es achten wie die Tugend, ſein ſelbſt willen, ohne jedesmal zu fragen, was wirft es ab? — Darum bleibt zu allem Menſchlichen der Schlüſſel Geſchichte, weil eben ſie jenes Allgemeine an einem Allgemeineren erſichtlicher, das Leben des Einzelnen in das der Menſchheit verſetzt, und hierdurch ſeine Kenntniß der Werthe und Bedeutung erweitert.

Jedes wahre Ganze trägt ein Leben (eigenes oder verliehenes) in ſich. Jedes Leben ſetzt ein Ganzes (eine Vergliederung deſſen, was ihm nöthig) voraus. Geahnt muß es überall werden, wenn gleich, was geahnet, nicht völlig erklärt noch erwieſen werden mag; wenn gleich was Leben? — worauf es beruhe? — wir nie, nur daß es da ſey, und dies oft nur mit höherem Sinne durchſchauen. Geahnt, vorausgeſetzt aber muß es überall werden, in jedem menſchlichen Werden, Anſtalt und Seyn. Das allein erhält uns beſcheiden, bewahrt gegen die Hoffart ſachlich einſeitigen Abſprechens vereinzelnder oder zerlegender Theorien, verwarnet uns, es überall als vorausgeſetzt mit Sorge zu erforſchen und zu behandeln. Jeder andere Standpunkt führt irre oder macht roh. Nur dieſer verſetzt in die Demuth einer höhern Sphäre voll unerkannter Kräfte, Berührung und Daſeyns, die uns gerecht, in der Gerechtigkeit erhabnern Blickes ſeyn läßt für Vieles. Nur wer in der menſchlichen Geſellſchaft mehr ſieht, als eine bloße Vergliederung abgeriſſen erkannt oder geſchätzter Habhaftigkeiten oder ihres todten, ſächlichen Vereines; wer Sachen achtet als ein dem Leben angehöriges und das

Ganze als ein aus dem Leben Aller hervorgehend und in ihm vorhandenes Leben, welches mehr geahnt als gefaßt, in dieser Ahnung aber bei Allem, was er unternimmt oder vollzieht, so zarter von ihm behandelt wird, einmal als das, was mit jedem Irrbegriffe so leicht zu verletzen, zweitens, als die eigentliche Grundkraft, durch die Alles geschieht; nur ihm wird in dieser Denkweise sich offenbaren, was in keiner andern, und so Manches, was er als Höheres voraussetzt, auch als solches sich aufschließen; nur er wird, einen innern, verborgenern Lebenszusammenhang ehrend, gesicherter gegen jenes frechabsprechende, rohe Verfahren und wohlthätiger wirken, als die, welche überall nur Sachen, und Sachen in vereinzelter Beziehung auf sich, ihr Meinen und Persönliches sehen.

Was ist durch solches Ertödten oder Verkennen des Lebens unser Wissen geworden? Reelllehre und doch kein Reelles, vielsammelnd und doch in keinem zu allgemeiner Umfassung ermächtigend, immer verallgemeinernd und doch nichts zu seinem Ganzen vereinend. Was soll daraus werden? Wohin kann dieses allgemeine Schlafseyn des Geselligen durch Versächlichung, die nur für Abgerissenheiten vorhandene Neigung in ihr und die geistigere Verödung des Gemüthes in jeder Angelegenheit des allgemeinern Haushalts und Daseyns führen? Was soll werden, wenn ein Höheres Noth thut und Alles vereinzelt, Alles nur Sache, nichts mehr ein Ganzes und nichts mehr zu wecken: wenn überall nur alleinstehende Menschen und was mit ihnen vergänglich, nirgend feste Ideen, nirgend ewige Grundsätze, die, aus dem Ganzen gezogen, mit dem Ganzen fortschreiten, kurz nirgend ein geistiges Leben? Nur ein Ganzes, dessen Seyn durch eigenes geistiges Seyn in Jedem erkannt soll, kann erhoben.

Was macht ſtark, d. h. mächtig oder kräftig, oder beides? Ein Capital wird ſtark durch Mehrung und Erwerb. Der Menſch wird ſtark, an Macht, durch Zuſammenfluß von Mitteln, Zwecke zu erreichen, oder niederwiegend, herrſchend nach Außen, neben oder über Viele ſich zu behaupten; ſtark, an innerer Kraft, durch Alles, was an eigenem Weſen durchgreifendere oder höhere Eigenſchaften entwickelt, durch Gegenſtände, Begriffe, Gebilde und Wünſche, welche ihm vorzügliche Anläſſe zu Thätigkeit, Gewöhnung und Bildbarkeit werden. Beiſpiele, Geſetze, Verfaſſungen können auf das Leben einfließen; Geſchichte kann wirken, aber nur nicht allein; ein noch Anderes, ein vorbereiteter, Verwandtes empfindender Lebensſinn muß da ſeyn und beitreten. Es gibt Einige, welchen durch eigenes Weſen er in ſchaffender Regſamkeit zuſteht. Bei Vielen kann er nur durch hinzukommende Reize eines ſichtbaren Lichtpunktes der Hoffnung oder Wünſche errungen werden. Daß man dieſe letzten, daß man ſelbſt den Mindeſten um einige Stufen erhebe, das macht die Stärke eines Volkes, und dafür ſtehen uns manche Mittel zu Gebote, aber immer unter der Bedingung, daß Einzelnes und Allgemeines leben, das Leben jener Höhern und das der Mindern wechſelwirkend eines mit dem andern in Berührung geſetzt werde. Dieſe Berührungsſeiten, Empfänglichkeiten oder Zwiſchenglieder zu finden, iſt die hohe Kunſt. Nur durch ſie wird eine wahre Einheit in das Leben eines Volkes gebracht; der Kleinſte dient dem Großen; das Große wird ihm verſtändlich, ohne darum kleiner zu werden; es tritt in ſeinen Augenkreis, ſo ferne es ihm an ſich bleibt. Uebrigens könnte man zuweilen fragen (da aber Alles an ſo vielen verborgenen Enden hängt, ſchwerlich vollkommen beantwortlich): Würde, wenn zu gleichen Ergriffen oder Erweckungen

dem Schwächern wie dem Stärkererscheinenden die Gelegenheit offen gewesen, der Erste selbstthätig geleistet haben, was der Zweite? oder würde dieser bei andern Verkettungen schwach geblieben seyn, wie jener? Eine gefährliche Frage, weil, wie die Beispiele so häufig, sie leicht an jene Irrschätzung der Umstände, der Schwäche oder der Kräfte, hinführt. Kommt es doch bei jeder Menschenstufe auf ganz verschiedene Selbstregung und Empfänglichkeiten des Gegenständlichen, auf eine in ihrem Innersten ganz verschieden vorhandene Affectibilität, auf eine ganz andere Stellung oder Energie der Grundtriebe, auf deren Art, Inhalt und Artbarkeit an; und sind nicht hieraus die Verschiedenheit der Lebensgestaltungen, die Erscheinungen zu erklären, daß vor denselben Gegenständen die Einen entschieden, stark, muthig, erhoben, die Andern feige, träumerisch oder als gar nichts sich zeigen?

Leben ist Handeln, Handeln Leben. Es kann sich selbst nur Etwas (aus sich und für sich) seyn durch passive und aktive Bewegung, durch Empfinden, Denken, Vollziehen. Was hierin geschehen kann, verweiset auf die höhere Frage einer Bestimmung, — ein Sollen? — auf was für das Leben geschehen muß — auf Nothwendiges, auf Bedürfen jeder Art, auf Höheres und Tieferes in ihnen, auf ihre Mittel, ihrer Mittel Verstand und Erwerb. Hierdurch stehen wir am Punkte des Nützlichen, am Punkte seiner richtigen Stufung und Fassung, werden verwiesen auf das sächlich ökonomische, — weil aber der Mensch ein untrennliches Ganze, im Sollen und Müssen auf ein Religiöses und Sittliches in Allem.

Leben ist Zeit, Zeit Leben. Durch Letztes erhält die Erste einen ökonomischen Charakter, tritt über in den Haushalt und findet eine ökonomische Bedeutung durch Bedürfniß,

welche ein gegebener Zeitraum unverweigerlich fordert, durch Erwerbnisse, welche ein gewisser Zeitraum bedingt. Sind Thätigkeiten und ihr Vermögen die eine, so ist Zeit die andere Seite des Haushaltes.

Nützlich ist brauchbar für's Leben, und brauchbar ist nützlich. Die schärfere Auffassung (die Rangbezeichnung) des Wortes „nützlich" ergibt sich von selbst im Worte brauchbar. Brauchbar, wofür? zu welchem Ziele? mit welchen Folgen? unter welchem Zeitmaße in seiner Beziehung zum Leben? — Nützlich, in Hinsicht der Zeit, entstünde also in der Beziehung eines Dinges, welches sie fordert — ob dienlich, wie weit nöthig für's Leben des Einzelnen oder einer Gesammtheit?

Leben bleibt ein durch Erscheinungen gegebener, in ihnen summirter Begriff, eine Reihe Vermögen, Eigenschaften, Funktionen und Forderungen, die wir aber nirgends auf ihren Keim, auf ein inneres Wesen jenseits des äußern Erscheinens und Wirksamwerdens zurückführen können. In seinem Ganzen undurchschaubar, eben darum ein so grenzenloses Spiel mit fast willkürlichen Deutungen, Erklärungen und Hypothesen. Leben, so weit wir es einsehen, sagt uns nicht mehr, als durch die That dargethane Möglichkeit eines Seyns, seines Waltens und Bestehens, das den Grund alles eigenen Wirkens und der Kraft, die es vermittelt, undurchdringlich in sich verschließt .... ein göttlich Geheimniß, welches, so weit es an den Tag tritt, als bestehend und thätig, aber nicht weiter sich nachweist.

Die Worte Leben und Zeit, weil so häufig neben einander erscheinend, werden oft synonym; doch ist zu unterscheiden, daß Zeit nur Raum für das, was successiv durch's Leben geschieht, Geschehenes wie der Fluß ein Abbild

zurückspiegelt. Wie Geschehenes auf das schreitende Leben fortwirke, ist am Leben selbst zu betrachten; nur hierdurch sind die Zeiten als Collektiv-Gestalt vieler Leben zu verstehen. Leben ist ein Geschehen, hat eine Geschichte; dadurch tritt es in das Band der Zeit ein. —

Des Lebens Entnervung und Entstellung.

Den Meisten erscheint das Leben nur darum so wichtig, weil sie so viele sich überbietende Ansprüche hegen. Nicht Wahrheit, nur ihre Träume wissen sie zu schätzen. Daher bei so mancher Hoffnung vollem Uebermaße eine so oft verletzte Wichtigkeit desselben; hierdurch Zermalmung, Hohn und Verzweiflung, ein am Zerfließen seiner Träume verödetes Leben. Daher vom Kecken bis zum Erbärmlichen, mit allen ihren Rückfällen und Zwischenschattirungen, so mancher Werther und Faust, Peregrinus und Catilina, Schwärmer oder Selbstquäler, die Summe jener, an eigener oder fremder Ueberspannung, an ihren Gelüsten, Meinen, Deuten, Hoffart oder Leere zu fieberischer Krankhaftigkeit aufgedunsener Gemüther, denen, weil sie sich selbst so viel zumessen, nichts genügt, nichts bleibt von allem Begehrten, als das hohle Nichts ihrer eigenen Aufgaben, der geistige Tod einer vergeudeten Jugend. Daher so vieler Ueberdruß, Mißmuth, Verödung, Greifen nach Allem und Wegwerfen, die Magien der Frömmelei und das Fieber des Unglaubens, die Alles in Hohn verkehrende Weltlust oder Philosopheme, — Früchte desselben Triebes, je nach Verschiedenheit der Gemüthsarten und einer da- oder dorthin empfangenen Richtung, Folgen einer frühe entkommenen Ueberwichtigung einzelner Lebensansprüche, ohne Halt

durch die Ueberſicht ſeiner Wahrheiten als Ganzes, und wie es groß ſeyn könne, gerade darin, daß es beſcheiden, mäßig, das Wenigſte fordernd, einem Höhern ergeben, das Meiſte verſteht und das Gediegene ſich aneignet. Daher eine nicht dichteriſche, aber traumſieche Jugend, die, alle ihre Gebilde als Wechſelbriefe auf Seligkeiten anſehend, ſich beleidigt fühlt, auf ſtete Verſagungen bei irrigen Antrieben zu ſtoßen. Daher bei betrachtungslos fordernden Vorausſetzungen unendlicher Luſt oder unendlicher Durchſchauung der flattrigen, wallenden, zerfließenden Herzchen ſtets wahntrunkene Freuden oder Leiden, die Romane des in Liebe ſich ſelbſt zur Pein gegebenen überſchwenglichen Gefühles, der myſtiſche Regenbogen gewaltiger Verheißung und Ahnung in Selbſtwerth oder Luſt neben der vertrockneten Menſchheit, bis, der ſelbſterregte Schaum am kraftloſern Alter verſtäubend, die eigenverſchuldete Erbärmlichkeit als Lebenserbärmlichkeit uns kahl, trügeriſch und verächtlich umgibt. Daher nach hohler Jugend die vermeinte Klugheit des Alters, welches bei fortwährenden Bedürfen und Aengſten, Drängen und Treiben nicht nach Beſſerem, ſondern nur nach Anderem, die welken Kränze früherer Thorheit einen nach dem andern zerreißt. Daher die Inconſequenz, die, mit den Jahren immer kindiſcher, dem Hohne alles Wahren mit ſteigender Hoffart ſich hingibt, nichts mehr achtet, nichts mehr leiſtet, weil ſie nichts in den feſten Ideen, nur in den Träumen ſeiner Größe, weil ſie nur modiſch Geprieſenes in der Nichtigkeit ſeines Schwankens ergriffen. Daher zuletzt ein Zeitgang, wo jeder neue Tag den vorigen verachtet oder bereut, weil nirgends ein Halt mächtiger Erinnerungen, ein Wandel in Ehre, ein Zuſammenhang durch wahrhaft und tiefer Erkanntes, mit

Allem, was für Welt, Geschäfte, Geschäftsgeist und Gesellschaft hierdurch gebricht.

Nur wahrhaft dichterische Jugend kann in den bleibenden Gebilden des Schönen und Edeln, an dem sie erwächst, innere Feinheit, durch solche ein gediegenes Alter begründen, ein Alter, das, weder Menschen noch Leben, wenn gleich das Thörichte in beiden, verachtend, an Höheres glaubt, nicht täglich verzagt, nicht immer bedarf, nicht grollend hinwegzehrt, weil es in sich trägt, was den eigenen Werth in dem des Daseyns stets auffrischt. Nur wem, immer thörichter und hohler, von allem Erstrebten nichts bleibt, als der nichtige Ingrimm des Strebens, das er nicht unterlassen kann und doch verachtet, wird sich arm finden, wenn er des innern Reichthums am meisten bedarf. Nur wer Großes in sich erzeugte, kann das Leben, das eigene und fremde, noch ehren, wenn alle Erwartungen des Morgens sich immer mehr in bloßes Abendlicht der Erinnerungen verwandeln.

Wie uns der wahrhaft Hochgebildete mit jedem entdeckten Irrthume besser, der Nichtige nur nichtiger wird, so ist's bei Allen, in welcher Form sie auch erscheinen, Lehrjünger oder Wohlleber, Empfindlinge oder Lüstlinge, Geld- oder Ehrsüchtige, — immer dasselbe. Wie sie Alle Haltlosem erwuchsen, so bleiben sie haltlos, mögen sie die Wunder-Essenzen des Lebens hier suchen oder dort.

Der Erbärmliche oder der Taugsame, aber Verworrene, wie sich Jedem Alles um die vereinzelnde Berauschung einiger Gefühle, Phantasien und Ansichten dreht; wie hiernach ihre Gebilde, in welchen sie Alles, außer welchen sie nichts schätzen wollen, sich entwickeln; wie in dumpfem Brüten der Eine nichts fordert, als des heutigen Tages Entzückung und was hierauf abschließt, der Andere mehr

vom Leben begehrt, als es vermag oder seine abgerissenen Theile enthalten; kurz, wie sie Alle nie fassen, daß jeder Einzelne bloß Glied eines allgemeinen Ganzen, nur in und durch solches und dessen höhere Gesammtverwendungen zu einem Großen in sich und seinem Fortschreiten gelangen; wie sie Alle die Geschichte lesen, ohne zu fragen, ob Epaminondas mit Ansichten, wie die ihren, geworden wäre, was er war, so weist Alles dahin, Einseitigkeit sey die mächtigste Quelle aller Lebensentstellung und Entnervung! Vor Allem also sey darnach zu trachten, daß Viele an großen Gegenständen, an vielseitiger Erkenntniß eigenen Lebens Werth finden. Was sollen die, welche so wenig hievon verstehen, für sich, für Andere, für das Ganze bewirken, als des Lebens Erniedrigung und Zerrüttung, seine unnütz vermehrten Gefahren, Leiden und Klagen über Verworrenes oder das Tragische in ihm? —

Das Recht, zu klagen, wie das, zu bessern, kann nur an den Ursachen, warum sich Alles so zutrage, und an ihrer tiefern Durchschauung uns aufgehen. Nicht das Daseyn als äußere Erscheinung, sondern sein inneres Wesen kann uns belehren. Nicht ein eisern Verhängniß oder irgend ein erträumter Plan, daß es so kommen müsse, trägt die Schuld, sondern des Menschen Irrthümer am Leben und seine hoffärtige Vernachläßigung, sie zu bessern, die ihre eigene Nemesis ist, — Alles, was kommen muß, weil trotzige Thorheit es einleitet. Nur diese dürfen wir anklagen, um in der Geschichte mit hellerem Blicke und in uns selbst das möglich Bessere und seine Erweckungsmittel zu finden. Nur am Kennen und Mißkennen des Lebens, an den Quellen des letzten, im Geiste der Menschen, lassen sich die Standpunkte des Vorhandenen, der Betracht dessen, was zu thun sey, berichtigen.

Die Worte „Widerſtreit des Lebens, Lebensverſöhnung," bezeichnen ſie meiſt mehr als die in kläglich kleinlichen Leidenſchaften befangenen Herzensthränen über eine entnommene Puppe, wie ſein eben ſo thörichtes Aufglühen an einer neu wiederempfangenen? Wer mit Begehren und Aengſten nach Etwas, das er als Glück in ſich hineinſpiegelt, ſich ſelbſt nie anders, als nach dem Trotze oder der Verzagtheit, welche der Augenblick in ihm erzeugte, empfindet, was kann er werden oder erreichen? was kann ihm Gewißheit werden oder ſichere Höhe?

An der Geſchichte offenbart ſich, wie Vieles wohl nothwendige Folge, nicht aber Nothwendigkeit, welcher der Menſch, blind unterworfen, nie entweichen könne, an ſich, ſondern nur Wirkung ſey der Thorheit, die aus menſchlicher Herzen Trotz und Verzagtheit, aus Selbſtlüge und feiger Scheu ſtrenger Forſchung nach Wahrheit entſpringe. Schickſal, dieſes heroiſch ſeyn ſollende Jammergebilde des Lebens iſt — des Menſchen eigener Mißbrauch, das Unvermeidliche, dem er ſich ſelbſt durch Fehler und deren Ausflüſſe verkettet, das Unvermeidliche, ſo aus Trägheit, Unrecht, Irrthum, Hoffart und vernachläßigter Selbſtgeſtaltung hervorgeht. Hätte oder brauchte Jeder ſeinen Verſtand für Erkenntniß des Rechten, wie wenige Uebel! Unverſtändlich wird ſich Jeder und der Hergang des Daſeyns verworren, wo er ſelbſtverſchuldet dem wahren Ziele entnommen, über nichts mehr ſich zu orientiren, über nichts zu einer Anſicht des Ganzen, durch ſie zu einem eigentlichen Sinne des Lebens zu gelangen vermag. Hieran erklärt ſich, wie ſehr Geſchichte als Lehre ſeiner Umfaſſung zu achten; hieran auch aller Klaggebilde oder Hohnphiloſopheme, die man nach jeder Zeit eigener Qualen gegen ſolches hervorbringt, innere Hohlheit. Aus den drei

Grundtrieben — Glück, Größe, Gewißheit — entſpringen wie menſchliche Entwicklungen, ſo menſchlicher Jammer. Aber nicht ſie oder das Leben betrügen, ſondern ihre Vernachläßigung, weil man nie lernen will, was ſie in Wahrheit begründe und ſichere, was über das Tägliche berichtige oder erhebe.

Wer das Leben nicht erkennt als einen unter göttlichem Geſetze und Verantwortung übernommenen Auftrag, als eigene Nemeſis in deſſen Verſäumen, — wem nicht hierdurch Alles im Maße und in der Gewißheit ſeiner höhern Beſtimmung für Rechtes und Gutes, wem nicht die Geſellſchaft erſcheint als Mittel und Aufgabe, Allen wechſelwirkend erleichtern, vollbringen zu helfen, was kein Einzelner einzeln vermag, was jedes Daſeyns Pflicht, Möglichkeit und Erforderniß, was Tugend, Würde und Adel nach eines Jeden Anlage iſt; — wem nicht dieſes Recht aller Rechte, dieſe Pflicht aller Pflichten Grundanſicht wird ſeines Weſens: wie können ihm, der ſich ſelbſt aus dieſem gottbezeichneten Umkreiſe verſtößt, noch gültige Werthe und Großes ſich aufſchließen! Kein Staatsweſen, das ſich außer dieſem Kreiſe hält, kann Uebereinkommen mit ſeinem Zwecke, kann Kraft, Würde und Gewißheit ſeiner ſelbſt finden.

Dunkel fühlt Jeder, Daſeyn ſey eine Aufgabe, nicht ohne Mühe zu löſen, nicht ohne Wiſſen zu verwenden. Aber ob edler Muth, edleres Wiſſen, in der Freudigkeit eines Höhern, kühn zu edlern Löſungen treiben, oder ob feige Trägheit, ob weichliche Betäubung, was dem Schreckbilde einer Anſtrengung für Höheres enthebt, was zum leichtern Siege eines gemächlichern ſchmeichelt, als Krone des Daſeyns bezeichne, das macht den Unterſchied. Die Meiſten wählen, was, mit der wenigſten Arbeit, dem hohlen

Bilde ihres eigenen Innern das Mehrste verspricht. So verwirrt, des Lebens Räthsel zu lösen, der falsche Antrieb in immer tiefere Räthsel, das Streben nach Ruhe in Unruhe, das Streben nach Glück in dessen Verfehlung; denn immer vielfältiger tritt in's Leben die wiederholte Erfahrung, daß heute schon nicht mehr gelte, was gestern, daß es nicht mehr zureiche, nicht mehr entzücke, und immer Neues errungen werden müsse, daß nichts irrig für fest Gehaltenes fest stehe, weil irriges. So wirkt Alles so verderblicher, weil wahrheitlos, auf die Gemüther zurück. Streben nach Gewißheit wird träge Erstarrung, Streben nach Großem aller lächerlichen Eitelkeit Anlaß oder trauriger Gewaltsamkeit Quelle. Eigentlich läuft doch der meiste Katzenjammer des Daseyns auf Glücksucht hinaus: der Mensch, der glücklich seyn will und nicht glücklich zu seyn weiß, dessen innerste Antriebe, Standpunkte und Ansprüche, dessen Voraussetzungen in allen Welt- und Lebens-Ansichten sich damit befassen und der sich selbst und die Dinge zu erkennen versäumt, der eigene und fremde Schuld, Trägheit, Verwilderung und Trugbilder cosmogenisirt und aus einem Allgemeinen ableiten will, was er in sich selbst suchen sollte. Die meisten philosophischen, theologischen, weltkecken Läugnungs- oder Versöhnungs-, Genuß- oder Jammer-Systeme, an Zweck, Quelle und Antrieb dieselben, nur durch auslegende Stimmung verschieden, drehen sich um diesen Punkt, entspringen aus ihm. Weil das vielbegehrende Kind sich verletzt fühlt, gibt es keinen Gott! ist Daseyn eine höhnende Willkür, oder der Mensch von Grund aus verderbt! Alle entstehen, weil im verkehrten Streben nach Glück die Hoffart, sich selbst mit hoher Einsicht zu täuschen, ihr Spiel findet, statt mit Ruhe nach Wahrheit zu forschen. Daher Zwist, Hader, Verfolgung,

bei gemeinſamem Irrthum, Verfolgung mit ſo höherem Stolze, als der Trieb Glück ſich höherer und heiligerer Namen, im Ringen nach einem Unfehlbaren, nach Rechtem und Gutem, vermißt. Das Gewiſſen erſchrickt vor ſich ſelbſt, es macht heuchleriſch, feig, man ſchämt ſich deſſen, was man eigentlich will; deſto mehr trachtet man, eigenes und fremde Gewiſſen mit dem Sonnenblicke mächtiger Worte zu blenden; deſto härter verfolgt man, wer unſern Dünkel, gleichviel ob mit einem andern oder mit Wahrheit, beſtreitet. Die meiſten Theogonien des Uebels liegen in einem kranken Sehnen nach Glück, in einem Suchen ohne Finden, weil ein Suchen ohne Sehen, ein Geſuchtes ſo nicht zu ſuchen war.

Aus dem Leben treten, abnehmen, ableben, nenne ich, was aus ſeiner natürlichen Beziehung geriſſen, ſich vereinzelt in ein bloß künſtelndes Feſthalten ſeiner bedeutungsentzogenen Formen und Stoffe; jede zu mannigfaltig willkürlicher Geſtaltung hinaufgetriebene Möglichkeit zu bloß eiteln Verſuchen, wie weit ſie ſich aufſpreizen laſſe von Spannung zu Spannung. Todt iſt an ſich ja Jedes, ſo ganz zum Paſſiven gemacht.

Geſchehen iſt es, um alles weſentlich Eingreifende, bildend Wahrhafte, dem Innerſten des Menſchen als Verwandtes Zuſagende, aus eigener Quelle lebend auf Leben Einſtrömende, ſobald ein ſolches Hinaustreiben über das eigene Seyn Etwas aus ſeiner natürlichen Beziehung und Stelle, aus den ihm zugewieſenen Gegenſätzen der Wechſelwirkung und des Zuſammenhangs reißt — oder ſobald das Gemüth nicht mehr an einer Sache nach ihrem wahren Gehalte ſich begnügt, überall nur ſich ſelbſt und die Meiſterſchaft ſeines thörichten Wahnes am Ausſpinnen ihres zerriſſenen Daſeyns, an den Entſtaltungen ihrer ſelbſt

darzuſtellen ſucht; ſobald eine Verrichtung, ein Wiſſen, eine Kunſt, irgend ein Gegenſtand unſeres Daſeyns von dem einzigen Wege ſeines Verſtandes, Betriebes und ſeiner Erwerthung, von dem ihm eigenen Boden der Seele, auf dem er wurzelt und Bedeutungen findet, losgeriſſen und von Begriff zu Begriff, um eine immer noch willkürliche Anwendung zu erreichen, bis zur öden Schwindelei hinaufgeführt wird. Todt ſteht es fortan neben dem Menſchen, nicht in ihm. Sey's Staat, Kunſt, Sitte oder That, es iſt außer das Leben getreten. Warum ſind alterthümlich wirkliche Volkslieder, Gebräuche, Ueberlieferungen, ſo ſprechend, ſo gehaltvoll, ſo anregend? Weil unmittelbar aus weſentlichen Beziehungen im Leben erzeugt, wirkſam und bewirkt in wechſelſeitig fortſchreitender Bewegung mit ihm, ſo lange der Stoff jener Beziehungen dauert. Darum mißlingt es, wenn eine abgeartete oder ermattete Zeit alten Formen als Spielen verjüngter Mode nachjagt, oder irgend eine Abſicht andere Richtungen mit abgeſchiedenen Geiſtern erzwingen will. Schrecken können ſie, aber nicht freie Artung erzeugen. Alles wirkt nur nach Stoffen, nach Empfänglichkeiten, die es vorfindet, nach Bind- oder Entbindungen, welche es vermöge ſeiner und des Gegenſatzes Beſchaffenheiten ſtiftet. Leben iſt Wirken. Wirken heißt ändern, erziehen, ein Fortſchreiten hervorbringen, oder, was ſeiner Natur nach fortſchreiten ſollte, aufhalten. Des Vorhandenen, des neu ſtets Hinzutretenden innerſte Eigenſchaften, Zuſammenhang, Umſtände, die Temperaturen der Zeit und des Ortes müſſen genau durchſchaut werden, um aller Urſachen der Aenderung oder des Stillſtehens Zahl und Verhältniſſe zu überſehen. — Wer kann das? Wer kennt das Leben ganz? — Darum hat ſo manches zu ſeinem Zwecke Vermeinte ganz Anderes

hervorgebracht. Darum hat eine Folge unbemerkter Zuſtrömungen ſo entſcheidenden Einfluß. Darum tritt ohne beſondere Wahrnehmung ſeiner Anläſſe ſo Vieles in oder außer Leben. Darum iſt ſo mißlich und ſelbſtbeherrſchend ſtrenge Prüfung erforderlich, um richtiges Wirken zu gewiſſenhaft und rechtem Erfolge zu unternehmen.

Macht des Lebens? Entnervung des Lebens? Ueberall iſt das der Einzelnen, das der Geſellſchaft zu unterſcheiden. Wie weit das der letzten von jenem der erſten, oder erſtes vom letzten ausgehe? Wie weit beide auf beſonderem oder gemeinſamem Prinzipe beruhen? Die Lebensmacht einer Geſellſchaft beruht auf der Art ihrer Getriebe, die wahrere auf wahrem. Aber auch irrige können durch Erhitzen der Gemüther zu augenblicklich großen Aeußerungen treiben. Nur vergeht mit der Glut auch die Macht.

Einzelne und Geſellſchaft — die erſten haben auch ohne allgemein nationale, ſelbſt ohne viele perſönliche Ehre und Geiſt, noch mancherlei Mittel, leidlich mit einander zu leben. Aber letzte, um ſich mit wahrhaft Menſchlichem zu verbinden, zu beſtehen und zu wirken, hat nur den Glauben, die ideale Achtung ihrer erhabenen Gerechtigkeit, Beſtimmung, Nichterreichbarkeit von Unarten, der großen Pflichten, welche ſie ausübt, alſo auch Größe derer, welche für ſie auszuüben ſind. Phantaſie, der Schwung über das Gemeine hinaus, iſt alſo weit mehr, als man oft meint, die tiefſte Grundlage eines edlern Lebens, wie in den Einzelnen, ſo noch mehr in der Geſellſchaft, das innigſte Band jedes Vereines mit ihr. Daß dieſe oft ſo verkannte und vernachläßigte Kraft, daß ihre reinſten Bedingniſſe und Quellen, durch welche ein edleres Vertrauen erreicht, was nie die ängſtige Klugheit, als Macht-Element des Lebens für Einzelne und Maſſen, die gerechte Sorge in

der künftigen Gestaltung und Erziehung der Menschen verdienen — ist wohl zu erwägen. Daß Tyrtäus und seine Macht keine bloße Schulerzählung bleibe, sondern in die Betrachtung übergehe, was, damit er so wirkte, die Spartaner seyn mußten, was also möglich im Leben und wodurch es dazu werde? — ist nöthig. Wenn ich von Poesie rede, meine ich die durch eine großartige Bezweckung des Lebens im Herzen erwachende, in Sprache oder Kunst nach außen sich darstellend ergreifende! Selbst die Wirkungen des Marseiller Hymnus, als ein die Menschen des Tages in ihrer eben regsten Empfindbarkeit Berührendes, hätte für manches anthropologisch durchdringendere Nachdenken und Frage, wie zu wirken, wecken können oder sollen.

Weitumfassend, doch nicht unbedingt, ist das Leben! Grenzen sind überall, Grenzen der Natur, noch weit mehrere deren, welche wir selbst ziehen, indem wir unsere Schätzungen und das Sittliche zu berichtigen versäumen. So im Volks-, so im Einzeln-Leben. Hohe Gaben hat unser Geist. Aber in die Erde sind wir verwurzelt. Dürfen wir undankbar klagen, wenn wir besinnungslos jene Gaben in die Dienstbarkeit einer armen, selbstischen, hoffärtigen Vergänglichkeit einengen? Der Lehrer, der Künstler, welche an Heldenbildern Größeres aufschließen, stehen höher, als der Erfinder eines neuen Seidenwirkerstuhls. Dieser hat, wie Jene, seine Verdienste. Aber wie schätzen wir? was steht uns höher? Dürfen wir murren, wenn bei irrigen Ansichten unser Daseyn, statt der Blumenwege irdischer Glückseligkeit, sich nur zu oft in ein mühseliges Ringen mit überachteten Sachen verliert? —

Gestaltung, Art und Beding.

Leben als Auftrag, als Verwaltung eines höher Betrauten, stellt alles Sittliche auf diesen Boden und alles Rechte unter diesen Standpunkt. Das Ich — der Verein aller Anlagen, Thätigkeit und Vermittlung für's Leben, betritt hierdurch die Stufe einer Verantwortlichkeit, eines absoluten Gesetzes, zu erfüllen im Gebrauche jener Anlagen. Ich bin frei, jedes Edlere zu wählen; aber nicht frei, meine höhern Kräfte in Schlummer zu legen, mich selbst zu verkümmern, mich einzulullen, um etliche Weichlinge nicht durch meine Riesenstimme zu wecken, oder mich selbst zu entnerven, um meine Seligkeit in ihrem Gelispel zu finden. Angenehm mag das seyn für den Augenblick. Aber wenn nun die kommen, wo höhere Pflichten zu erfüllen, wo man gewappnet seyn sollte für Höheres, wenn dann gebrauchlos, weil ungeübt, versäumt und verkrüppelt, alle Kräfte in uns siechen, wir aus eigener Schuld nicht zureichen und was wir hatten erhalten können — das Bessere untergehen muß .... welch ein Urtheil steht dann gegen uns, gegen Zeiten und Völker, welche dies verschuldeten, auf? Der Mensch hat das Recht und die Pflicht, kleinliche Forderungen von sich zu weisen, welche für größere Forderungen des Daseyns verunfähigen.

Das höhere Rechte fordert, sich als Mann zu bewahren gegen irrig fordernde Schwäche; sie zu erheben, nicht

sich zu erniedern, fremder wie eigener Schwäche aus gleicher Pflicht eines Höhern sich zu entziehen. Das höhere Rechte gebietet, redlich zu geben, was zu wahrhaftem Beistande nöthig; aber sich zu behaupten gegen jeden Ueberanspruch, gegen das Netz, in welches fremde Erbärmlichkeit den Starken unter lockendem Scheine freundlicher Hülfe so gerne hineinzieht. Die Schwäche, welche den Kräftigen einwiegt, gleicht dem Vampyr — unersättlich, bis alles Blut weggesogen. Wenn ein winselndes, schaales, nervenzerrüttetes Wesen einen wackern Mann aus mißverstandener Leidens- und Freundschafts-Pflicht endlich so abhärmt, daß er selbst hohläugig, schwankend, gepeinigt und matt, am Tage, wo er handeln sollte, die Welt krankhaft als Kranker betrachtet; wenn er unfähig hierdurch, was Amt, Pflicht und Vaterland fordern, mit ursprünglich eigener Kraft-Anlage zu erfüllen; wenn er überall, nur halb seiner gewärtig, halb sieht, halb eingreift, wo er als Führer Alle begeistert vereinen sollte — hat er Rechtes gethan? Er glaubt es! Aber desto schlimmer: sein Glaube hat ihn entkräftet. So sehr gehört strenge Selbstbelehrung über Leben, Lebenskraft, deren Quellen und Gegner — über das Rechte also, um nicht Pflicht mit Pflicht zu verwechseln, zu richtiger Verwaltung des Lebens.

Jede unserer Anlagen hat — selbst zu wirken, Wirkungen zu empfangen, doppelte Quellen und Wege. Quelle von innen; Weg nach außen; — Quelle von außen; Weg nach innen; oder beides Quellen und Wege im Innern zum Innern. Ueberall steht der Mensch zwischen oben und unten, Himmel und Erde, mit beiden sich zu berühren und zu verstehen begabt. Dieses untrennliche Doppelseyn ist zu erwägen, wo menschliches Werden und Leben zu beurtheilen oder zu veranstalten. Wahrscheinlich sind nur

unsere höchsten Anlagen einem unmittelbaren Einflusse von außen verschlossen: aber doch nicht frei gegen den, welcher aus Anregung anderer und dessen selbstthätiger Fortsetzung im Geiste auf sie übergehen mag.

Wie jeder Einzelne im Ganzen der Gesellschaft, als Aktives und Passives, als erregend und Erregbares, von außen und innen, als Doppelwesen, als Sub- und Objekt steht, so muß auch dieses Ganze dafür bedacht werden. Leicht ist er bei diesem Doppelseyn, — den Gegensätzen in ihm und nach außen, — über seine sittliche Natur zu verwirren. Daher bei vernachläßigtem oder verschobenem Rechtssinne alles Gute und Ueble. Daß er als Doppelwesen sich zweifach personificirt, die eine Hälfte als Mythe aus sich hinausstellt, die andere ihr unterwirft, hiernach sich selbst fürchtet oder beschwichtigt, statt sich zu erkennen, nimmt ihm den sittlichen Standpunkt, schafft Schicksal, Verhängniß, und zeigt ihm Mächte in ihm als Mächte außer ihm, als übelwollend, verführend stärkere Wesen. So betrachtet er sich als Passives, statt seine Kräfte zu erforschen. Mit ein wenig tieferem Blicke würde er erkennen — Verführter und Verführer, der Uebel Quelle und Träger sey er, im Zwiespalte seines Innern — sey er, sobald er den höhern Vereinigungs-Lichtpunkt seiner Vorstellungen in einem Göttlichen, das ihm anbetraut, verlasse.

Sich muß der Mensch erkennen, nicht bloß in der Reihe eigener Einzelnheiten und Launen, sondern von Oben herab, in der Bedeutung seiner Anlagen, in der höhern Bestimmung, welche alle vereint und der hiernach gegebenen Bildbarkeit und Beherrschung für ein oberstes wahrhaftes Ziel. Das bleibt das Erste zu des Lebens wichtiger Gestaltung, der nie zu verlassende Stand, daß er Mensch und nicht Sache werde. Stellung, Lehre, Umgebungen,

welche dieſem Ziele zu Folge, als deſſen Hülfsmittel dem Menſchen zu verleihen, ſind hiernach; hiernach, wie er nie zaghaft oder hoffärtig träumen, ſondern in ſeiner Beſtimmung wahrhaft ſich ehren, aller Dinge Werth und Verhältniß in dieſer Gemäßheit verſtehen lerne — zu erwägen! hiernach zu bedenken, wie er verderbe, ſobald er ſich nicht kenne, nicht ehre, nicht wiſſe, nicht fühle, was er könne, was er ſolle, was ſeines Daſeyns Vermögen und Bedeutung!

Jede beſſere That iſt eine Menſchwerdung des Göttlichen, eine theilweiſe Erlöſung vom Uebel! Erlöſung ſo mehr, als Andere wohl einzugreifen und in ihren Folgen ſie weiter zu führen verſtehen. — Dieſes ſelbſtthätig übereinſtimmende Wollen und Streben iſt die rechte Ergreifung fremden Verdienſtes. Daß Erkenntniß und Achtung eines Höhern hierzu vorausgehen müſſen, verſteht ſich von ſelbſt! Der Menſch braucht etwas, ſo ihn leite oder beherrſche. Der Gemeine — eine äußere Autorität: Furcht, Macht oder Hoffnung; der Beſſere — eine innere — die Größe eines an ſeinen Gedanken und Gefühlen ſich erweiſenden höhern Geſetzes. Nur hierdurch wird er Eins mit ſich ſelbſt, weil er hierin einen das Leben in ſeinen mannigfaltigſten Beziehungen in ſich aufnehmenden und zu allſeitig höherer Bedeutung wieder ausſtrahlenden Mittelpunkt hat. Eins wird das Leben; darum voll — nicht eintönig.

Für Leben zeugt, was deſſen Aeußerung, was nur erklärt werden kann durch ein in ſolcher Kraft wirkendes Daſeyn. Darum aber das Leben ſelbſt immer ein X, undurchſchaubar, in Vielem unbeherrſchbar, eine freie Kraft der Natur. Der Geiſt, der Sinn, der in Handlungen hervorbrechende, läßt ſie er-, aber nur er-, nicht durchſchauen;

mehr Quantitativ — das Wieviel, die Summe wirksamer Macht — als Qualitativ, die innern Quellen, Art, Inhalt und Beschaffenheiten eigenthümlicher Macht. Ihm zur Seite, sich wechselseitig erläuternd und Keines ohne das Andere klar, nimmt die Begebenheit — die in sub- und objektivem Wechselwirken zu einem Geschehenden oder Geschehenen sich verkörpernde Handlung — ihre Stelle. Doch mit der Unterscheidung — der Geist, das Subjective handeln als That und bedürfen ein Ganzes in sich und als Antrieb und Wille durch jenes Ganze nur zu begreifen. Das objective Geschehen, die That und ihr Ziel, ein Ganzes der Abstammung, des Ueberganges von Einem zum Andern, des innersten Zusammenhanges im Stammpunkte (dem Geiste) und des successiven Zusammenflusses mit äußern Dingen. Verlorne Zusammenhangsglieder lassen zum Theil an tieferer Durchschauung des Wirkenden, des Geistes, sich nachholen. Aber nie eine in ihrem ganzen Abstamms-Zusammenhange verdunkelte Thatsache sich gleichsam divinatorisch nachschaffen. Das ist zugleich die Regel, die Grenze und die Klippe der Geschichte. Jenes Nachholen wird möglich, weil in des Geistes wesentlicher Einheit der Formen Folge, Gediegenheit und Lichtmaß sich leichter nachweisen läßt. Thatsachen ersetzen, bleibt immer ein Erdichten. Erscheinungen sind nicht durch Erscheinungen, sondern nur durch das, was als Stammpunkt und Kraft selbstständig bleibend zum Grunde liegt, zu erklären. Darum läßt aber doch auch nicht jede, oder der Geist selbst aus dem Geiste und dessen Wirken sich verdeutlichen, sondern nur am wechselseitigen Beleuchten einen Theil des Strahles auffinden, an dessen Brechung die Farben, an den Farben die Umrisse, an den Umrissen manche Wesenheiten sich faßlicher ausscheiden, andere verhüllen. Erscheinungen

laſſen noch eher in beſtimmte Linien und Grenzen ſich einſchließen, als der unendliche Geiſt. Darum bei ihm, ſo wenig als bei den Dingen an ſich, eine Alles erſchöpfende, das Weſen vollſtändig aufzählende Durchſchauung je möglich.

Darum läßt in der Oekonomie — einer fortlaufenden Lebensfriſtung und Sicherungs-Geſchichte, — wie in der eigentlichen Geſchichte ſich wohl manches Einzelne in ſeiner Begegnung oder Verbindung mit Andern zu vollerem Ergebniſſe begreifen. Aber wehe Dem, wer untergegangene Begebenheiten auf dieſem Wege zu erſetzen oder nur die vollen Reihen aus wenigen Bruchſtücken wieder herzuſtellen vermeint. Verlorne Thatſachen laſſen in der Oekonomie oder irgend einer andern Angelegenheit des Lebens, ſo wenig als in der Geſchichte; nur verlorne einzelne Zuſammenhangsglieder laſſen ſich einigermaßen wieder ergänzen. Nur ſelten iſt Menſchliches aus Klarem, Alles vollſtändig umfaſſenden, vorſehenden, vermittelnden Entwürfen hervorgebracht worden. Schon darum 1) weil der Menſch ſo zuſammengeſetzt, ein hierin ſo unüberſehlich ſich artend und fortſchreitendes Weſen. 2) Weil er ſelbſt bei ſo vielem ſtets um ihn Wechſelnden nicht Alles zu über- oder vorzuſehen vermag. Angeboten, aufgedrungen, unmerklich entwickelt, aus Noth hineingezogen hat ſich ſo Manches. Wege ſind geändert, Richtungen verlaſſen oder gewählt worden. Das iſt's, was des Lebens Geſtaltungen, Art und Beding, ſo ſchwer, ſo ungewiß, ſo verworren, in der Geſchichte ſo unkennbar und doch Geſchichte — geſchichtliche Anſicht und treue Geſchichte, die wechſelſeitige Erklärung des menſchlichen Geiſtes aus Ereigniſſen, und der Letzten aus Erſtem ſo unentbehrlich macht und ſo mißlich zugleich. Jedes vereinzelte Erklären aber, oder jedes Gelehrtſcheinen, Wiederherſtellen verlorner Hergänge aus

eigenen Anſichten — ſo gefährlich, ſo unnütz und dadurch oft ſo irrig oder ungerecht in Lob oder Tadel vergangener oder jetziger Männer und Zeiten, und darum Verluſt der wirkſamen Stellung, welche ſie als Vorbilder oder Warner annehmen könnten oder ſollten.

Leben kennen, Leben mißkennen? Meinung oder Wahrheit in beiden.

Ideen und Grundtriebe, als Absolutes sprechen sie, treiben sie, was ringsumher naht, was aus Erinnerungen spricht, was in Ueberlieferungen Anderer kund wird, zu erfassen, zu vergleichen, zu wählen oder zu verwerfen. Auf ihnen beruht das absolutere Leben. Aber je nachdem der Geist den Erziehungsbedürftigen erzog, Grundantriebe zu vernehmen und zu deuten, wie er demnach allem Einzelnen hierdurch Verhältnißknüpfung zu geben vermag, das macht sie und das Leben zu einem Relativen. Unter den mancherlei (je nachdem verschiedene Arten der geistigen Bildung) herrschenden oder beherrschten, zu immer weitern Entwicklungen fortschreitenden Beziehungen gestaltet sich das Stückwerk des Lebens zu Gutem oder Uebelm. Wie der Mensch in jenen drei Grundtrieben, Glück, Größe, Gewißheit, jedes Spätere nach den Grundlinien eines Frühern, dem ununterbrochenen Wachsthume der Zweige aus Aesten, der Aeste aus ihrem Stamme vergleichbar, sich aneignet, so kann, was des Lebens Würde und Herrlichkeit gründet, nicht später eingeschaltet werden, wie man einen fehlenden Paragraphen nachträgt, wenn nicht eine dem Begriffe und Gebilde frühere Stammverwandtschaft das Folgende in sich aufnimmt. Mag der Gärtner Aepfel auf deren Strauche

pfropfen? Nur was aus dem Geiſte ſelbſt ſich deutet, umfaßt er.

Dieſe drei Grundtriebe, ſo mächtig ſie auch, bedürfen doch ſelbſt wieder eines Ausgleichenden, Beherrſchenden, Regelnden zu übereinſtimmend gemäßer Verwendung des Verſtandes, der Lehre, der Vernunft, eines Höhern in den Ideen, ſie zu berichtigen über Wollen, Erſtreben und Sollen; ſonſt Flaches ſo leicht als Gediegenes, Schlimmes ſo leicht als Gutes in's Leben eintritt. Menſchen, ohne Wunſch eines Andern, haben Jahrhunderte in einem Stande der Verwilderung oder Verwirrung gelebt. Gewöhnung wurde eine zweite Natur, in der Gewöhnung Intereſſen. Jeder Grundtrieb fand, je nach empfangener Artung, was ihn befriedigte.

Menſchliche Beſchaffenheit fügt ſich, wie in die verſchiedenſten Himmelsſtriche, ſo in die verſchiedenſten Zuſtände. Alles kann in's Leben eintreten. Iſt's darum, was man ſo oft mit dieſem Spruche andeuten möchte, ein Gut? In's Leben eintreten, d. h. herrſchender Sinn und Charakter werden, kann Schlimmes und Beſſeres; was beides vermittle? — wie beiden zu begegnen? wie erſtes aus dem Leben zu vertilgen, letztes zu mehren? — ſind alſo die Fragen. Der Trieb iſt maßlos. Er fordert ſich zum Maße ein zweites Vermögen. Welches ſind die Haltpunkte der Grundtriebe im Gemüthe, um nicht ſammt ihrem ſchlußfertig-ſophiſtiſchen Diener-Verſtand unter Wind und Wellen ihrer eigenen Gewalten zu treiben? Prinzip, ewige Wahrheit, Idee; das in Idee und Phantaſie ſich über die Erde verbreitende Schöne und Hohe. Hätten die Meiſten ihr abſoluteres Weſen und Ich, nicht bloß ihr relatives Leben und Werden oder was daſſelbe, ihr augenblicklicheres Selbſt, vor Augen, ſie würden Meiſter jener Triebe und hierdurch des Lebens, ſich weniger nach deſſen negativer

Seite, deſto freier nach deſſen poſitiv abſoluterer Höhe hinwenden. So bleiben ſie Geſchöpfe, welche das Daſeyn nach Augenblicken, Eindrücken und Einzelnheiten abſpinnen, ſtatt am höhern Ziele, an höhern Gebilden ſich ſelbſt ein Leben als Ganzes in eigener Freiheit zu ſchaffen.

Oekonomie des Lebens, richtige, wird nur möglich, je nachdem man es erkennt, und nichts, was es artet, verkennt.

Auf dreierlei Art iſt Leben ein Gegenſtand menſchlichen Betrachtes:

a) als Summe deſſen, was Jeder genießen, haben, ſeyn und erhalten möchte, als Geſammtform ſeiner mannigfaltigen Zwecke;

b) als eine Art Mythe, als ein Gebilde, über deſſen Werth oder Unwerth man, nach eigenen Anſprüchen, Erfahrungen und Erregbarkeiten, heller, trüber, achtender, verachtender urtheilt und abſpricht, eigentlich der Menſch unter dem Namen Leben betrachtet;

c) als ein in ſeinen Vollziehungen ſich äußerndes Daſeyn von Kraft oder Unkraft, die Höhe oder Tiefe des handelnden Menſchen. Hiebei rechtes Erkennen, wie ſchwer! Verkennen, wie leicht! Man kann den Mann von dem, der es nicht iſt, unterſcheiden durch Thaten. Aber ohne ſie? wer täuſcht ſich nicht? Der, der es nicht iſt, aber kalt ſcheint, weil, was ihn erwärmen kann, noch nicht eingetreten, gilt für kalt. Wer iſt Mann? was enthält er? wie wird er's? Jeder in eigener Art, auf eigenem Wege, je nach den Anläſſen, ſich zu äußern, Andern erſt ſichtbar; ihnen und ſich ſelbſt oft ein Geheimniß, bis der Zeitruf ertönt. Aber auch Thaten! Der Feige ſteht feſt, weil hinter ihm noch größere Gefahren. Wie ſchwer zu durchſchauen, warum Jeder ſo!

Wie das Köſtlichſte, das Gefährlichſte, ſo wird das Geehrteſte am ſorgfältigſten erheuchelt: oft um ſich, dann erſt um Andere zu belügen. So ſind viele eifrige Bekenner der Freiheit, des Rechtes, des Beſſern, ehrlich, wahr in dem, was ſie ſagen, aber nicht ehrlich, nicht wahr an ſich ſelbſt; liberal gegen Alles, was ſie drückend von oben empfinden; gewaltſüchtig gegen Alles, was unter ihnen ſteht, verſtehen ſie ſich ſelbſt nicht in ihrem eigentlichen Triebe, Selbſtheit. Darum betrachte man ſtets Jeden nach Stelle zwiſchen auf- und abſteigenden Linien. Wie er im Wagen alle Fußgänger unbeholfen ſchilt, weil ſie nicht ſchneller ausweichen; drei Minuten ſpäter zu Fuße alle Kutſcher inſolent nennt, weil ſie ihm auf den Leib fahren: alſo ein Parteiwechſel binnen wenigen Minuten, nach jeder der zwei Seiten, nach ihrem Anreize, Geben oder Verſagen, ein anderes Weſen — eigentlich alſo Wetterhahn, der der Verhältniſſe, nichts durch ſich ſelbſt. So ſind die meiſten Meinungen; Theorien ſogar folgen der Stellung. Kann man ſie, wenn ſie auch Richtiges treffen, ihrer Quelle nach ein Richtiges nennen, oder Gediegenes von ihnen hoffen, da ſie aus Ungediegenheit ſtammen? Nicht der Haß des Unrechten erweist vorhandene Tugend, ſondern der Grund, von welchem der Haß ausgeht, gekränkte Hoffart oder wahrhafte Rechtsliebe. Nur der iſt ſelbſtſtändig zu nennen und ächt, der, unabhängig von ſeiner Stellung, frei in ſich ſelbſt, jede Sache in ihrem unmittelbarſten Weſen erforſcht und beurtheilt.

Es iſt ſchwer zu berechnen, worauf, was geſchieht, beruhe. Noch ſchwerer, weil bloße Vorausſetzungen die Hebel für das Meiſte. Man erlaubt ſich das Härteſte gegen Andere, weil man daſſelbe in ihnen vorausſetzt. Man wird ängſtig, ungerecht, argdeutend; man iſt unbefangen für

nichts mehr, weil man das Schlimmſte in Andern vermuthet, ihr Gutes für Heuchelei, ihre Tugend für Liſt hält. Eben ſo aber auch leichtſinnig, weil man Beſſeres vorausſetzet. So tritt alle Kraft, alle Freudigkeit, alle Gewißheit aus dem Leben, Mißkennen in Alles. Vorausſetzung iſt Glaube, aber kein erhebender, nur ein träger, hoffärtiger oder gemeiner. Daraus laſſet ſich alles in Urſprung und Folge erklären.

Am meiſten aber wirket verderblich, daß faſt Jeder ſo Vieles in ſich vorausſetzet, ſich leihet, was er nicht hat, und hiernach ſein Handeln einrichtet, dieſes Mißkennen des eigenen Seyns. Wie kann, wer Eigenes verkennet, Fremdes erkennen, oder Eigenes richtig erkennen, wer ſtets im Fremden ſich irrt. Beides aus demſelben Grunde, Mangel des rechten Maßes überhaupt, oder Mangel ſeines rechten und freien Gebrauches.

Mißkennen des Lebens — aus verſäumter oder verlorner Wahrheit hierdurch über ſeine Beſtimmung, wie über ſeine Verwendung, Entwicklung und die Werthe, an welchen es ſich aufrichtet im Irrthum. „Gott hat den Menſchen einfältig gemacht; aber ſie machen ſich viele Künſte.“ Die jammervolle Fähigkeit, aus Unweſentlichem Großes, durch eigene Gebilde der Unart, durch hohle Begehren, durch Vergeſſen alles Wahren und jeder Würde in ſolchem zu ſchaffen, ſchaffet dieſe Künſte, des müßigen Geiſtes müßiges Spiel, des Erhabenen mit Schaumgold (Künſte, miseries, Quackeleien), der romanhaften Liebe, des Umganges u. ſ. w. Die erſte, Werk der Langeweile, des Gefühls- und Wiſſenſchaftsſchaalen aber deſto leichter ihren Spitzfindigkeiten zugewendeten Ueberfluſſes an Zeit, Gütern und Regungen: eine hohle Erfindung, (mit welcher

man ſogar der chriſtlichen Religion ein ehrenvolles Geſchenk zu machen vermeinte!) Empfindniſſe nach gewiſſen Regeln als Allegro, Adagio oder Lamentuoſo abzuſpielen! übrigens das Alltäglichſte an ſich: aber weil Jeder ſich daran hänget und ſeiner Alltäglichkeit ſchämet, mit allen Prunkflittern großer Gefühle, beſonderer Macht und ſtrahlender Silberſendellichter ſo eifriger umhänget.

So die Künſte des Umganges, der mangelnden Achtung hohles Eräffen, die Albernheit Anderer mit ſchonenden Formen zum Segel der eigenen, oder eigener Abſichten aufzuſpannen. Bis zu öffentlichen Verhandlungen, zum Umgang zwiſchen Völkern, bei welchen Falſchheit und Eigennutz die Stelle des Rechtes und der Würde in der Larve der letzten beiden einnehmen, haben dieſe Künſte Eingang gefunden. Das Leben der Einzelnen, das Leben der Maſſen, alles verwirrt ſich in dieſen Künſteleien des verlorenen Höhern und Wahren.

Des Lebens friſche Geſundheit, Fülle und Reichthum, die Bedingung ſeines beſſeren Erkennens iſt, daß nie die ſchöne, reine, kindlich-fromme Vergangenheit und Erinnerung ihm gleichgültig, vergeſſen oder zum Spott werde; daß nie eine Gegenwart, welche aus Mangel an Innerem zur Ueppigkeit flüchtet, das entflohene Beſſere mit Kaltſinn und Lachen bedecke; daß was im unverdorbenen Gefühle einſt groß und beglaubiget aufſtieg, auch geheiliget als Bleibendes ihn durch's Daſeyn geleite. Denn ein Maß iſt es, an welchem Gegenwart und Vergangenheit ſich läutern, weil beide ſich wechſelſeitig zu höherem Verſtande erklären. Wohl dem, welchem eine reiche und bleibende Jugend nicht verſagt wurde! An ihrer Heiligung erwächst die Einheit des Gemüthes; ſie iſt eine Offenbarung des Göttlichen in uns.

Zwei Forderungen, zwei Lichtpunkte erziehen, Ideal und Wirkliches. Wer frühe das Höhere fand und hiedurch das letzte verstehet, wird sein Leben in hoher Thätigkeit suchen und nie glauben, es in einsiedlerischem Abschließen auf sich oder durch Flüchten in die Vereinzelung des Selbstes zu finden.

Es gibt eine Vollkommenheit des Mittelmäßigen... Kein Fehler begangen, keine Regel versäumet, alle Bedingungen technisch erfüllet, Farbe, Zeichnung, Stellung, Haltung ohne Tadel — die gelahrteste Uebung — und doch ein Gemälde ohne Wirken, ohne Eindruck und Aneignung, weil Großheit der Konzeptionen, Liebe eines Höheren, der Geist, in welchem der Hergang als ideeller bedeutend sich spiegele, ihm mangelt. Keinen Vorwurf kann man aufbringen, aber daß man, ohne Aufschluß des eigenen Innern, weder empfindet noch sich fortgezogen erkennet, ist seine Verurtheilung. Wie viele Menschen, Einrichtungen, Zeitalter, Staaten gleichen solchen Gemälden. Nichts lasset sich wider sie, aber auch nichts über sie sagen, als — sie haben daseyn helfen.

Wenn der Mensch, vor einem Kunstwerke, durch inneren, oft fast bewußtlos sprechenden Takt, das Urtheil einer vorhandenen oder abwesenden Beseelung, den Mangel eines Strahles, worin sein eigener Geist sich sichtbarer werden könnte, ausspricht: warum sehen wir ihn so wenig vor den Hergängen des wirklichen Lebens, des größeren oder kleineren in ihm, mit demselben rege- und scharffühlenden Sinne beurtheilen? Etwa weil der Maler und das Ereigniß mit einem Blicke ganz übersehbar, — die Zeit gleichsam nur tropfenweise, neben vielen Unterbrechungen, vorführet. Das eben ist Lebenskunst, die selbstschaffende Macht seines Ueberschauens, Getrenntes und

Entferntes in dem Standtpunke seines wesentlichen Zusammenhanges, seines Vereines und seiner Ergänzung durch ein höheres, seiner innersten Bedeutung im Geiste aufzufassen, selbst als Künstler zu sehen.

Leben. Werth des — Werth für das Leben?

Werth, den es enthält und hervorbringen hilft? Werth, den es erhält; der auf solches übertragen, der an ihm entwickelt werden kann?

Werth ist — was gut an sich, was wahrhaftig nothwendig und heilsam und edler unerläßlicher Zweck! Werth hat, was besser macht, — was Mittel seyn kann, Gutes zu erhalten, zu sichern, zu mehren, zu verbreiten, zu entwickeln! Darum Werth — Alles, was das Leben zum Verstand seines Selbstgehaltes bringt, was über Pflicht, Recht, Bestimmung, den allseitigen Auftrag des Daseyns zu willenbewegend, thatberichtigend und vollbringenden Erkenntnissen führt! Was dem rein offenen Gemüth das Schöne, Erhabene, Große, den Spiegel des Göttlichen vorhält und hierdurch in Ahnen, Streben und Bilden das oberste ewige Richtmaß alles menschenwürdig Erreichbaren feststellt.

Je weniger etwas an dieses Richtmaß, der eigentlichen Beziehung alles Menschlichen, hinaufreicht, und hinaufhebt, so weniger Werth!

Leben läßt sich nicht begreifen ohne Werth — ohne ein Höheres und Höchstes. Es läßt sich so wenig begreifen, als ein Werkzeug ohne den Zweck, wofür es gebildet. Nur an erkanntem Werthe öffnen sich die Quellen der Achtung,

an der Achtung die Ehre, an der Ehre, welche bis zum Göttlichen aufsteigt, an dessen richtigem Wissen und Ahnen das rechte Gebot, die rechte Begeisterung, der rechte Eifer, der rechte Sinn dessen, was in Gehorsam und Liebe für ein Höchstes zu thun sey, die wahre Würde des Lebens — der überall mit freiem Geiste vollzogene Wandel zum Guten und Schönen.

So theilt demnach alles Menschliche, was darauf in Bezug tritt und dafür veranstaltet wird, sich in die gleiche Sorge für Denken und Fühlen; für Wirkliches und Ideelles, für Erkennen des ersten und Gebilde des letzten, für bedürfen die Lehren und erleuchtende Dichtung. Dichtung, die, wenn auch nicht wesentlich außer, doch wesentlich im Menschen — als unentbehrlich, unausbleibliches in ihm und für ihn zu erwägen ist. Nur eine alle diese wechselseitig sich ergänzende Theile gleich ehrende und pflegende Erziehung kann eine vollständige und Vollständiges bewirkende genannt werden.

Für's Leben erziehen, in's Leben einführen, das Leben entwickeln, heißt — jeden Theil an seine gehörige Stelle und, wo eine Lücke, das sie Erfüllende beisetzen. Wer solches umfaßt, ist — praktisch.

Wenn geistiges Leben auf zwei Forderungen — bleibendem Seyn und fortschreitendem Wachsthum, — auf zwei Lichtpunkten seines Kreises ... Denken und Ahnen, Wissen und Dichtung... dem Vereine von Idee, Phantasie, Gefühle und Wissen — blaue Ferne mit deutlichem Vorgrunde (Wissen ist Vorgrund) beruht; wenn in jedem nicht zerstörten Menschen zwei Kräfte forttreiben ... a) das höhere Bild, das nie zu ganzer Erfüllung gelangt, dem aber jede bessere Vergangenheit und jeder bessere Antrieb sich verschmilzt; b) die ernste Wirklichkeit, die bescheiden vor

dem Abſtrahle des Göttlichen in der Menſchheit an ihm, was weiter zu thun ſey, ermißt, und hiedurch gegen Dünkel wie gegen Erniedrigung ſchützt; ſo iſt hieran zu lernen, was Menſchen erziehe, und wie er erzogen werden müſſe, um Lebenswerth und Werth durch ſolches zu erringen.

Wer fühlt, daß nicht Gegenwart ſein einzig Geſetz, nicht blinde Gewöhnung ſein Loos — er ſelbſt nur durch Muth und Entſagung, im geläuterten Sinne des Geiſtes, wo Pflicht ruft, beſtehen könne; daß jede Verbindung zwiſchen Menſchen nur an dieſer Erkenntniß ſich wahrhaft entwickle; nur auf dieſem reichen Boden ſich wahrhaft vollziehe, daß, welche über dieſes Allgemeine der Menſchheit ſich ſelbſt und ihre vereinzelnden Zwecke hinausſetzen wolle, weder ſich, noch den Menſchen, noch des Lebens hohen Umfang verſtehe: der hat in dieſem Gefühle den Aufſchluß gefunden, was geachteter Menſchen-Verein am Rufe höherer Dinge, was Vaterland; Freundſchaft, alle nähern Verhältniſſe des Gemüthes, was des Lebens ſächliche Güter geiſtig bedeuten; welche mehr? welche weniger? welche ausſchließlicher oder nur untergeordnet, welche zur eigentlichſten Erhebung des Daſeyns ſich darin behaupten, daß ſie durch Handlungen, welche für ein rein Allgemeinſtes der Menſchheit geſchehen, dieſe ſelbſt und ihr Leben deſſen wahrhaftem Ziele am wahrhafteſten nähern.

Unter den Mitteln, welche das Leben erhöhen, müſſen wir unterſcheiden, die, welche der Erinnerung, die, welche den Reizen einer thätigen Gegenwart angehören. Leben beſteht vorzüglich in dem Gefühle — zwiſchen einer fortſchreitenden Reihe Erſcheinungen durch das, was zwiſchen uns und ihnen ſich bildete und bildet, zu wandeln. Am meiſten wird es ſich und wir ſelbſt uns ein Ganzes durch Erinnerungen! Sie als dem Leben entnom-

mene Form ſeiner Fortſchreitung im Werden, ſind unſer eigentliches Ich, der thätige Mittelpunkt und das Kapital unſeres geiſtigen Daſeyns. Was aufgefaßt, aufbewahrt durch inneres Vermögen, zugeführt der Idee zu eigener Erhellung, ein Bleibendes wird in uns ſelbſt, wird auch die Welt, an welcher mit allem, was der Zeit Reihenfolgen Neues hinzufügen, unſer Weſen, als ein eigenthümlich beſitzend und ſchaffendes, als ein ſtetiges ſich ſpiegelt und begreifet. Die Bildung der Menſchheit beruht auf der Art, wie Geſchehenes und Geſchichte ſich feſtſtellen im menſchlichen Sinne, er ſich durch ſie, ſie durch ihn.

Wie Handlungen, die für ein Großes geſchehen, unterm Strahle der Ferne erſt den Standpunkt erreichen, an welchem ſie ſich inniger mit dem Gemüthe, als in noch alltäglicherer Nähe, begegnen; wie ſie erſt durch Gedächtniß und als Gedächtnißwürdiges jene ſtolzeren Umriſſe empfangen, durch welche ſie ſich unſerer Liebe verknüpfen: ſo laſſen höhere Erinnerungen allerdings ſich dem beirechnen, was Geiſter erziehend, dem Gange der Völker einen höhern Charakter einprägen — Macht des Ganzen und die Werthe des Lebens vermehrt. Nur durch das, was in ihm ſelbſt ſich geſtaltet und ſammelt, gehört der Geiſt ſich ſelbſt an in eigenem Seyn. Nur durch eine innere, an des Vergangenen freien Gebilden durch deren eigenes Bilden erweiterte Kraft, durch ihre immer ſtrengere Heiſchung des Großen und Schönen, ſteht er mit immer größerer Feſtigkeit auf ſich ſelbſt. Der Beſitz eines Vermögens, Höheres in Andern, in der Menſchheit, in der Geſchichte zu finden, zeigt ihm, daß er für Aehnliches geboren, den Werth ſeines Daſeyns in dem ſuchen müſſe, was ihn für Aehnliches ſtärke. Der Menſch, die Menſchheit, das Leben erklären an dieſer Welt ſeines Innern ſich ihm als Etwas, das edlerer

Gestaltungen fähig, deren Verwirklichung am gewissesten darin erreichet, wenn jeder in eigenen Anlagen ihre wahre Bestimmung und hierdurch deren richtige Verwendungen an dem erkennt, was früher gethan, was demnach er zu leisten verbunden. Und darum, weil durch Erinnerungen das Leben einen innern Haltpunkt als Ganzes — den breiten Unterbau seiner festesten Erhebung empfängt, nenne ich die heilige Sorge für Reinheit der ersten, alles weitere sich dann anartenden Eindrücke; das wichtigste in der Oekonomie der nationellen Erziehung — den Lebens-Werth des Ganzen durch den der Einzelnen und den der letzten durch ersten festzustellen. Darum ist nicht Vielheit des Wissens, sondern was und wie man es wisse, nicht Menge des Besitzes und der Güter, sondern ihr Stoff für die Gemüthsart . . . das Wirken und Nachwirken eines früher verlebten, der Stellung, welche der Geist dadurch erhielt, der Eindrücke, durch welche es anderes überwog, das Gestaltende für's Leben.

Was ist der Mensch ohne großartigere Gedächtnisse, deren Wünsche, deren Neigungen auf etwas Festeres, als die unsteten Nebel des Kommenden zurückweisen! Was ist ein Volk, dem ohne Welt des Innern kein Licht der Gegenwart sich entzündet an dem der Vergangenheit! Nur zwischen Geschehenem und dem, was geschehen soll für eine Nachwelt, bedeutet die Gegenwart Etwas. Nur zwischen zwei unendlichen Reihen und einem Ideellen in beiden gehet das Gemüth auf. Und was ist das Leben ohne des Gemüthes Erhebung! Ruhiger mag es oft an dumpfer Alltäglichkeit hinfließen und unruhiger zwischen zwei ideellen Aussichten mehr fordern als gewähren. Darum neigt sich auch der Sinn vieler zum ersten und bis zum Zerstören der höheren Erinnerungen als peinlicher Mahner. Aber

ertragen, oder beſſer, als höherer Auftrag mit Anſtrengung vollzogen, ſoll es ja werden; vollzogen durch Kühnheit und Stolz der Entſagung, durch feſte Hingebung an Höheres, durch Gebilde, welche die edlere Macht unſeres Inneren bezeichnen ... bis zur Freudigkeit frei, durch das Innere ohne eigenen Gewinn, Gutes zu vollziehen. Frei lebt es ſich nur in der Haltung, welche eine weite Stammfolge geheiligter Erinnerungen dem Gemüthe und der Phantaſie geben. Nicht Herkömmlichkeiten, nicht Formen-Erinnerungen nur als Bürgen eines Beſſern in der Menſchheit, und eine Geſchichte, in ſolcher Beziehung verſtanden, ſind der geſchichtliche Grund, auf welchem ein Volk zu freudiger Höhe erwachſet. Nur Vergangenes gibt den Spiegel — für Einzelne, für ein Volk, ſich als Gewordenes, als Ganzes, als Mahnung und Belehrendes zu erſchauen. Der Augenblick kann ohne ſolchen nichts zeigen, als ſein vereinzeltes Selbſt. Man iſt kein Volk ohne Geſchichte.

Die Meiſten, mit ſeltener Ausnahme, ſind als Leben ſich nur am Schatten des Lebens, der neben ihnen herzieht, ein ſichtbares Bild. Nicht ihr Weſen, ihr eigentlich Ich, die innere Summe von Möglichkeit und Anlagen tritt vor ihre Augen. Sie haben keinen ſubjektiven Blick nach innen, ein Selbſt, aber kein Ich. Nur ein ſtetes Einbringen und Hinauswenden, ein Hergang von außen ſagt ihnen, daß ſie — nie aber — was ſie ſind. Sie fühlen, es ſey etwas da, an dem zu Furcht oder Hoffnung, zu Luſt oder Schmerz ſich Aeußeres ſpiegele, ein Mittelpunkt jener Refraktionen, welche ſie ihr Ich nennen, ohne es jemals näher zu faſſen. Darum auch, was ihr Eigentlichſtes angehe, den Meiſten ſo fremd oder ſo gleichgültig, ſo ſorglos, oder ſo drückend zur Seite geſchoben, und nur das eine Theilnahme, was mit dem ſtündlichen Abrollen des

Daſeyns unter mancherlei Spielen der Empfindniſſe in Beziehungen tritt.

Ihr Ich auf nähere Weiſe oder doch mit durchgreifenderer Stetigkeit als bloß in ſeinem Schatten-Wechſel zu erblicken, iſt nicht von vielen zu erwarten. Das Mögliche, das Gewiſſere alſo bleibt die Sorge, daß jene Strahlenbrechung, von reinern und edlern Gegenſtänden zurückfallend, ihr Daſeyn ſich doch erweitere für ein höheres, wenn auch bewußtloſeres Mitwirken am Ganzen.

Leben — die erſte Eigenheit deſſelben iſt ... Gefühl ſeiner Selbſt. Die zweite — Macht, aus ſich ſelbſt zu entwickeln. Ob es mit Bewußtſeyn Ausgeübtes oder mit blinder Vollziehung der Funktionen, welche ein wechſelſeitiger Reiz erzeugt, in die Macht des Organismus aufgenommen und Ausgeübtes iſt ... Gleichviel! Eigenes Gefühl und jenes Vermögen, in welchen die Funktionen des Daſeyns ſich ſelbſt fortſetzend bedingen, bleiben immer das zuvörderſt Nothwendige zum Charakter des Lebens.

Leben iſt ein Wort weitumfaſſender Bedeutungen; vielartig gebraucht. Jeder Einzelne, jedes Volk jeder Zeit ermiſſet ſich am Leben: ein genießendes, glückliches, ruhiges, geachtetes, ruhmvolles, ein großes, ein verſchobenes Leben. Das Leben eines Mannes, eines Volkes, es lebt gut, anſtändig, es iſt Ton in ſeinem Leben oder drückende Verödung. Die Natur lebt und jedes Einzelne in ihr. Vom engeſten Daſeyn bis zur bewunderungswürdig höchſten Aeußerung von Kräften, die wahrhafte Durchführung wie die bloße Schautragung eines Charakters; jede Summe von Energien für einen Kreis, jeder Inbegriff zur Ausübung gelangter Thätigkeiten; die Art, was man iſt, zu übertragen auf das, was man ergreift, was man will, ſoll oder muß; eine Reihe durchlaufener Schickſale u. ſ. w.

alles wird mit dieſem Worte bezeichnet. Körperliches — Geiſtiges — Sittliches — Ideelles — Geſellſchaft — Politiſches, jedes Verhältniß, das den Menſchen oder das er an ſich ziehet, heißt ſein Leben und gibt ſeinem Leben Farbe und Ton. Leben überhaupt iſt demnach zu betrachten als ein ſehr mancharti ger Anwendung und Auffaſſungen fähiges Vermögen, nach Forderungen und Aeußerungen jedes objektiven Kreiſes, in welchen es geſtaltet wird, zur Ausübung bedingt; für jeden ein Kapital, das ihm ſelbſt auf vielfache Weiſe zum Ertrag eigener Entwicklungen, je nach dem Ziele ſeiner Thätigkeit, werden kann. Als Erſcheinung für andere, der Widerſchein deſſen, was ſich am unmittelbarſten damit berührt und vollzieht. Dieß alles iſt ſein erſichtliches, das Prinzip ſelbſt, an dem ſich alles entſpinnt, ein undurchſchaubares Etwas. Zwiſchen Leben, Lebensanſichten und Werth ſteht die engſte Beziehung. Jeder Werth der Dinge, der Thätigkeiten und Zwecke beſtimmt ſich hiernach. Alle Artung der Zeiten und Menſchen geht aus Lebensanſichten und deren Schätzungsurtheilen hervor. Aber welche Verſchiedenheiten, Widerſprüche, Abſtände oder Mißübereinkommniſſe zeigt die Geſchichte! Leben, als Standpunkt bezugsweiſer Werthe wird — aber — iſt kein durch ſich ſelbſt beſtimmt ausgeſprochenes oberſtes Maß: ſondern bedarf ſelbſt eines Abſoluteren und Höheren für ſeine Vollziehung als Ganzes.

Leben iſt des Lebens Bedingung. Jenes Abſolutere in ihm entſcheidet über das immer Gemäße, über den durch Zeit, Ort und einzelne Umſtände herbeigeführten relativen Werth, Dauer, Faßlichkeit, Beibehaltungsrechte und Verſtändigung. Das Relative, genehmigt durch jenes, entſcheidet in ſeinen örtlichen, zeitlichen oder höhern Erforderniſſen, über der Dinge Stellung, Reihenfolge,

Beziehung, Vergleichwerth und des Lebens Anwendung für sie.

Leben ist der Güter höchstes nicht. An einem Höhern muß es erst den Standpunkt seines Werthes aufsuchen, muß Gesetze und Maß dort empfangen. Wie könnte es absolutes Maß seyn für alle Werthe! Ein relatives allerdings für vieles. Wenn also nur an einer höchsten Beziehung sich die absolutere Gewißheit für alles, was recht, was gut, was erhaben, was Würde und Pflicht feststellt; so ist einmal um so mehr für dessen rechte Klarheit und überall gegenwärtiges Bewußtseyn zu sorgen. Zweitens zu verhüten, daß nicht bei so vielen in den Wahn — — (der Rest fehlt).

Lebens-Oekonomie.

Bei allen Funktionen des Erhaltens, Erwerbens, Ergültigens, Verschönerns deſſen, was in ihm enthalten und was ihm Bedarf, ſelbſt bei den Richtmaßen aller Beſtrebungen, die es an einem Höhern aufſuchet, erſcheinet das Leben als Verwaltung und Haushalt, als Verliehenes, das ſich ſelbſt zum beſten Ertrage zu bringen hat.

Das Leben als menſchliches Wirken, das in ſich ſelbſt zu Mitteln, zu Zwecken, zu ihrem Ergreifen und Durchführen zwinget, ſtehet ganz auf dem Boden der Oekonomie, übet ſich nach allen ihren Seiten hinaus; ein Haushalt eigener Führung mit dem, was es vermag, was ihm erreichbar, für das, was es bedarf, begehret, muß oder ſoll. Durch alle Anlagen, Beſchaffenheiten, Geſetze ſeines Beſtandes, durch eigene ſelbſtthätige Kräfte und ſeine eigene Natur aber ſtehet jeder einzelne Lebenshaushalt zugleich in einem allgemeineren der Welt, an deſſen Mitwirken ſich alles bedinget, an deſſen Ganzes alles geknüpft iſt, in deſſen Geboten ſich alles aufſchließet.

Lebens-Oekonomie (der Einzelnen oder des Ganzen) iſt wie jede Oekonomie das, was nach ewigen Geſetzen der Natur in immer geltender oder durch Umſtände herbeigeführt beſonderer Nothwendigkeit jedes Daſeyn für das, was es ſeyn ſoll und ſeyn kann, für ſeine Zwecke,

ſeine Stelle im All oder im Zuſammenhange anderer Glieder bedinget, um das, was es bedarf oder vermag, was volles Weſen entwickelt, und gegen Störungen ſichert, nach Zeit, Wachsthum, Fortſchritten der Begegnung und Folge nach Verhältniſſen zu vermitteln, wie alles bei- oder zurücktreten muß.

Leben fordert gebieteriſch, abſchließlich a) durch ſich, b) durch ſeine Formen, c) durch das, was ſich nach Zeit und nach Ort auf beide oder eines begründet, oder in ſeinen Erreichungsweiſen unter Formen ausſpricht. Zeit und Ort werden, geben oder fordern Geſetze. Wie ſie in wahr oder falſcher Anſicht ihrer Benöthigung Anläſſe, Urſachen oder Quellen vieler ökonomiſchen Einrichtungen ihrer Art, Verhältniſſe, Stellung und Bedeutſamkeit werden, ſo ſprechen jene Anſichten, bis Zeit, Ort oder ſie ſelbſt ändern, ſich aus, als feſte Richtpunkte des Thuns oder doch als Maximen deſſen, was allmälig zu beſſern, was zu beſtreiten oder zu tilgen. Alle Oekonomie iſt ein Kind der Zeit und des Ortes.

Leben iſt Haushalt, Haushalt iſt Leben. Jedes gibt und begehret des Andern. Ein Mittel- und Haltpunkt, ein fruchtbarer Satz für Vieles.

In jeder andern Oekonomie kann zuvörderſt nur vom Leben im Wirken, von Lebensausübung, von Lebensempfänglichkeit, vom Leben in und durch Verbindung mit andern, kurz von den wechſelwirkend abſonderlichen Beziehungen dieſes Haushaltes und dieſes Lebens die Rede ſeyn. In der Oekonomie des Lebens, vom Leben ſelbſt und ſeiner Erhaltung, Bedeutung, Entwicklung, Erhebung und deren Erforderniſſen oder Bedingungen. Was durch Verbindungen erreichet oder gehemmet werden möge? was ſie ſelbſt oder die Dinge dadurch werden? oder

werden ſollen? iſt vorzüglich wo Leben der oder in der Geſellſchaft zu behandeln, ökonomiſche Aufgabe.

Urſprüngliches Leben kann nicht der Menſch, nur die ewige Kraft ſchaffen. Aber er kann Vorhandenes auf ſelbſthervorgebrachte Bedingungen anwenden (eine Art Schaffen, beſonders der Lebensformen). Er kann es in ſeine Gebilde übertragen und aufnehmen. Das Leben deſſen, was er ſtiftet, ſeiner Zuſammenſtellungen, gehet von ihm aus. Vereinigungen zu begründen kann nur der das Beſte erreichen, der in deren Ziel und Prinzip mit den vollſtändigſten Erkenntniſſen zu Werke geht, der aller darin enthaltenen und einwirkenden Glieder eigenes Wirken und Lebensempfänglichkeit am richtigſten durchſchauet. Hiernach iſt das Leben der Geſellſchaft ſelbſt, das in ihr, das wechſelſeitig zwiſchen ihr und ihren Gliedern ſtattfindende, das einzelne und allgemeine zu erwägen.

Das Leben, das vom Menſchen aus- und in alle ſeine Stiftungen übergehen muß, iſt, der Art und dem Grade nach, Folge der früheren Entwicklungen, zu welchen das von der Natur ihm Verliehene gediehen. Dieſe Entwicklungen werden die Elemente und Gewähr des Geſelligen, wie ſie ſelbſt wieder durch das Geſellige weiter gewahret und vermittelt werden. Wir ſehen in der Geſellſchaft alſo, wie in allem a) ein Leben an ſich, ein urſprünglich im menſchlichen Weſen durch eine höhere Stimme begründetes; b) ein durch den Menſchen verliehen, in deſſen Formen, Abſicht und Anſichten bedingtes; c) ein auf ihn rückwirkendes.

Wer Leben verleihen (gleichſam Schöpfer einer Erſcheinungsform ſeyn) will, muß das ſeinem Ziele und deſſen Prinzip Entſprechende vereinigen können. Das Seyn kann nicht ohne das Ziel, das Ziel nicht ohne das Seyn

in ſeinem innerſten Gehalte, beide nur wechſelſeitig fortſchreitend, eines aus dem anderen erkläret und geordnet werden. Einſtweilen läßt manches ſich trennen, und in ſeiner Einzelnheit näher erforſchen; aber voll verſtanden kann jedes nur werden durch den ſteten Rückverein des einzeln Erkannten zum umfaſſenden Ganzen, dem es gehöret, in welchem ſich Stelle, Bedeutung und Wirken beſtimmen. Wir glauben an's Leben; wir erkennen das Leben. Der Glaube muß bei einer ſo tief verwickelten Sache manches ergänzen. Er iſt aber auch oft nur Erſatz eines verſäumten Erkennens. Eigenen und fremden Glauben, eigenes und fremdes Erkennen muß die Lebens-Oekonomie auszugleichen wiſſen. Beide gehören zu ihren Elementen. In beiden bedinget ſich zu wechſelſeitiger Anart jedes jetzige Ziel am Weltprinzipe des Lebens. An ihm entſcheiden ſich die Werthe, die Aeußerungen, und was für ſolche zu fordern.

Wer empfangenes Leben und ſein Vermögen gebrauchen oder Leben auf anderes übertragen will, muß es in dieſem Geſetze zu durchſchauen ſuchen. Leben, wie Geiſt, — ihre Quellen ſind verborgen; aus Wirkungen nur erkennen wir beide. Viel Verwandtes in beiden, doch verſchieden an ſich! — oft der letzte die Potenzirung des erſten! — Leben, ein Strom, der obwohl derſelbe, doch nach dem Verſchiedenen, in das er ſich ergießet, verſchiedene Erſcheinungen annimmt. Körperlich, intellektuel, ſittlich, äſthetiſches Leben — Leben des eigenen Seyns — Leben mit Andern und nach dem Tone der Verbindung — für alles deſſen und deſſen Einreihung eine Oekonomie.

Leben und Seyn, zwei ſchwer zu trennende Begriffe! Leben, die jedem Dinge ſelbſtthätig inwohnende Erſcheinung von Kräften, eigener Dauer, Erhaltung, Verwendung

im Seyn. Thier, Pflanze, Anſtalt, jedes lebet in einem ihm beſondern Umfange und Art. Dieſe Art Unterſchiede ſind und neben ihnen die Lebensempfänglichkeiten zu erwägen. Jedes Ding kann nur dem eigenen Leben gemäße Belebung einpflanzen, nur nach deſſen Umfange, Art und Gehalt in ſich aufnehmen oder auf Anderes fortſetzen. Das Geſetz der Verwandtheit herrſchet überall.

Durch Empfänglichkeiten tritt jedes, dem eigenen Stoffe, Bau, Verhältniſſe und Vergliederungen gemäß in Funktionen für ſich oder für anderes, kann es mit anderem verknüpfet und zu gemeinſamer Einheit gebracht werden. Es lebet ſein eigenes, es lebet ein Leben ſeiner Verknüpfung als zweites, ſo weit ſeine Empfänglichkeit erregt wird oder reichet. Da wir Leben an ſich nicht durchſchauen, iſt in der Oekonomie nur von Aeußerung oder von Empfänglichkeiten deſſelben als dem Erſcheinenden zu reden. Im Sinne der Verknüpfbarkeit durch das Empfängliche iſt der oft wiederholte Satz zu verſtehen: „jedes einzelne Leben bedinge ſich je nach Art des Ganzen und Höheren, in dem es begriffen ſtehe.“

Formen des Lebens — Einzelner oder Geſelliger? Alles was zu deſſen Ausübung dem Menſchen ſich vermitteln muß als Art des Erreichens und Sicherns, der Anmuth und des Bedürfens, der Leitung deſſen, was ſanft oder gebieteriſch darauf einſtrömt, was Umſtände, Zeit, Ort, Verbindung mit Menſchen, wechſelnd, ungewiß, nicht immer ergreifbar darbieten oder erheiſchen; was als Vorſtellung des Wichtigſten ſich zu bleibendern Gebilden, zu Maßen eigener Vollſtreckung, zum Richtgang eigener Artung und aller Verhältniſſe des Perſönlichen und Sachlichen nach außen und am Aeußern entwickelt. Form alſo, was der Menſch durch auffordernde Anlaſſe ihren Reizen oder

Ansichten gemäß sich schaffet und gestaltet, was er selbst dadurch wird und in seinen Thätigkeiten zur unvermeidlichern oder doch zuversichtlichern Bahn ihrer Vollziehungen machet. Im jedesmaligen Sinne des Lebens lieget der Sinn seiner Werthe. In den Bildern des Werthes entspringet der eine Theil seiner Formen, der andere in dem, was eine eben vorhandene Stellung der Dinge, wahr oder täuschend, dauernd oder vergänglicher als Nothwendigkeit nachweiset. Darum bleibende oder flüchtigere, gehaltvolle, richtige oder gehaltlose Formen, wohlthätige oder quälende.

Leben, nicht eigentlich mittheilen, nur erregen läßt es sich, wo seine Naturkeime vorhanden, durch Affektionen, deren der Andere durch seine Beschaffenheiten empfänglich; darum müssen, das Einzige so zu leisten, diese Empfänglichkeiten erkannt, oder errathen oder des Schuttes entlediget werden, der sie unzugänglicher machet. Verwandtes, Empfinden, Ahnen, Bilder, Begriffe, schlummernd, aber erweckbar vorhanden, müssen ergriffen und Formen erdacht werden, welche, um Tausende zu einer Richtung in ein Ganzes zu verknüpfen, Jeden in seinen Deutungskräften, Jeden nach seiner Weise, aber Alle zu gleichem Zwecke und Vollziehung anspricht. Umstände geben diese Form. Menschen finden sie zuweilen auf, aber woher sie auch stammen, sie ist, je nachdem sie tausend Mittelmäßige tiefer in ihre eigene Schlaffheit versenket oder an höhere Gegenstände mit unwiderstehlichem Reize hinziehet, der Keim kleiner oder großer Zeiten. Die Zeiten werden groß, wenn auch nicht immer die Thäter, die nicht selten kleiner als die Ereignisse sind; denn groß ist weder der Einzelne, noch sind es Viele, weil sie passiver Stoff einer hohen Unternehmung, tapfer ausharrend oder hingegeben seyn können. Groß ist

nur, wer hingegeben, ausharrend und tapfer seyn kann für ein Ziel, das er mit freiem Sinne, höherer Pflicht und Bestimmung in seinen Bedeutungen selbst fasset, in seiner Würde als Lebens-Lichtpunkt selbst wählet.

So sind Zeiten, so Völker und die Frage zu erklären, warum Großes oft so schnell in Kleines abfalle. Es kam nur von außen hinein, nicht von innen heraus.

Die Natur bleibet der ewige Quell, ein und derselbe. Was einzeln menschlich sich artet, fließet aus ihr, gehet in sie zurück. Der Mensch bestehet fort als wahrhaft in sich vollzogen oder zerrüttet. An diesem, Jahrtausende her bekannt gewordenen Kreise — mehr als er, d. h. das am Geschichtlichen sich offenbarende tiefere Element, lasset sich nicht geben, mag alles Kommende sich bezeichnen, regeln, voraussehen oder erweitern. Was Element ist, bleibet Gesetz. Das höchste, geheimste in der physischen Welt bleibet immer das Leben; in der geistigen, das Ewige! — ein von Ewigkeit zu Ewigkeit durch sich selbst Höchstes.

Gemüth ist innere Wärme, von außen vermehrbar, aber nur durch sich selbst zum Lichte erhöhet, statt daß bloßer Verstand Licht nur von außen erhält, zur Wärme erst durch Mittheilungen aus dem Gemüthe gelanget. Auf letztem beruhet der Reichthum des Lebens. Reich wird es nur, wo die Macht innerer Welt das Gemüth erfüllet mit großen Bedeutungen. Reich, weil es ob dieses sich selbst forterzeugenden Schatzes immer volleren Zuflüssen, nicht weiter in kleinlich ängstenden Wünschen ruhelos etwas ersagen oder sich aufzwingen muß; weil hierdurch, den winzigen Künsteleien jener Wünsche entbunden, dem Geiste Einfachheit, der Stamm alles großartig Selbstständigen bleibet, ohne welchen es keine wahre Poesie des Lebens,

kein Durchdringen in's Innere des Schönen, keine Beziehung auf Höheres und deſſen Verklärung, keinen Blick für ächten Werth in der Geſchichte und der Natur geben kann. Das Leben wird reich, weil es frei wird und rein für das Große. Hohes Gemüth iſt eigenthümliche Entwicklung des Menſchen, darum kann es nur wenig anerzogen, ſehr häufig aber entzogen werden — durch Unterdrücken oder Verarten der Phantaſie, für welche die Natur als beſtimmte Bildkraft der Jugend für Edleres ſich ausſpricht, durch frühes Niederbeugen auf kleinliches Bedürfen, kleinliche Zwecke, kleinliche Thätigkeiten und Verſenkung des Geiſtes in's Hohle, Ueppige oder Gemeine. Eine verborgene, heilige Macht lieget ſie im menſchlichen Weſen; aus ſich ſelbſt gehet ſie hervor eine eigenthümliche Entfaltung in uns, wenn Andere ſie nicht brechen, eine Geſammtartung (keine einzelne) unſerer Anlagen am Naturtriebe nach Höherem und Schönen, dem Strahle eines Beſſern in Allem, der uns ſelbſt die freiere Stellung gewähret, ein nach ſeiner Würde umfaßtes Daſeyn zu ſchaffen. Es ſind die dichtenden, ſchaffenden Anlagen in uns hiebei in beſonderer Thätigkeit. Gemüth aber iſt keine einzelne beſondere Anlage, ſondern eine durch höhere Gewöhnung und Vorbilder vereinende Stimmung unſerer Anlagen in Summa.

Die Erforderniſſe einer großartigen Bildung deſſelben, vorzüglich in ſeinem früheſten Begründen auf die Jugendkraft der Phantaſie, ſind neben jenen innern Anlagen und deren Mahnungen Gegenſtände vielſeitig geiſtiger Bedeutung, jene Anlagen, übereinſtimmend verbunden, zu bethätigen; achtbare Menſchen, — ein freierhaltener, offener Sinn für die Natur, — das, was hierdurch an Gewißheit, Liebe, Antheil, Verehrung und Gefühl aller Werthe uns zuwächſet und ſo mehr vom Gemeinen entfernt hält,

eine Geſchichte, gleichartig hiermit verbunden, daß ſie, trotz allen miterſcheinenden Entartungen, doch am Glauben für ein Größeres in der Menſchheit und dem Wunſche, dafür mitzuwirken, befeſtiget. Hier iſt es, wo die Macht des Glaubens ſich am deutlichſten und wahnlos erweiſet. Edleres glauben können, iſt eine Kraft, die alle übrigen ſtärket. In ihr liegt ſtäte Beſchäftigung mit Großem, durch welche dem Geiſt innere Gewißheit mit ſolcher eigenen Artung dafür erwächſet.

Leben, welches kein gediegenes, bleibt ein nichtiges. Gediegen iſt nur das, welches in der naturgemäßen Uebereinſtimmung all ſeiner Anlagen, was es durch ſich ſelbſt erreichen ſoll, zu erreichen ausgebildet wird. Jedes Leben, bis zu dem einer Pflanze, fordert Erziehung, die es ſich ſelbſt gibt, die es aus Handen höherer Mächte empfängt. Jedes iſt Keim, der, je nach Art, wie er Entwicklungen findet, erwächſet oder verknorret. Im Keime liegt es, ob Baum oder Strauch. Die reine volle Artbarkeit für das, was jede ſeyn ſoll, iſt Gediegenheit des Keimes, die richtige Artung dafür Gediegenheit der Erziehung und Pflege, der Kunſt und des Haushaltes. Des Lebens gediegene ächte Oekonomie iſt nur der Vorſehung erkannt und vollzogenes Geſetz; Achtung aller in einem Keime enthaltenen Anlagen, Ahnung wechſelſeitiger Einheit zwiſchen ihnen, eine hiernach geſuchte Entwicklung derſelben.

Wahre Selbſtwerdung und was in ihr entſtehen kann, wahre Tugend und Herrlichkeit des Daſeyns, iſt nur möglich durch Gerechtheit gegen jede Anlage und die naturgemäß wechſelwirkend übereinſtimmende Entwicklung derſelben.

Es gibt ein Bewirkbares; es gibt ein gleichſam Vegetatives, ein aus ſich ſelbſt fortlebendes und heranwachſendes in Menſchen und Zeiten, in Maſſen wie in

Einzelnen. Jenes Werden aus Werden durch einen Naturprozeß ohne eigenes Hinzuthun und Wissen, das, was aus dem Hauche der Umgebung, wie Luft, Licht und Nichtlicht in die Pflanze, zu Entwicklung, Gedeihen, Hemmung oder Verartung übergehet. Dieses schwer zu Beobachtende und wenn auch am Wirken bemerk-, doch selten beherrschbare ist in jeder Lebens-Oekonomie der fortgesetzteſten Betrachtung werth, erstens damit man bei diesem in alle Art Werden so entscheidenden Einflusse, was zu thun, was zu meiden, immer genauer erforsche, zweitens damit man jener, unserem Thun zur Seite schreitenden Macht demüthig stets eingedenk bleibe. Sie fördert, sie störet; meist geschiehet nur, was sie erlaubet.

Man betrachte die Jugend oder jedes Lebensalter (denn Lebensökonomie, Erziehen, stehet, so lange wir leben, nie still), wer und was, welche Führer, welche Gegenstände sie umgeben, in welche Wünsche sie hinein-, aus welchen heraus sie gerissen, gewöhnet oder geschmeichelt werden; man erwäge frei (Menschenkenntniß und Geschichte zur Hand) das, woran das Leben zu Thätigkeiten, Einsichten, Stimmungen, Gefühlen eines wahrhaft höheren, zu eigenem Charakter und dessen Kräften sich entwickeln könne, — durch welche Richtpunkte diese Bestrebungen gewonnen und gesichert werden mögen; und man ermesse dann, wie viel am wirklichen Erwachsen der Zeit, mit jenem ewig Wahren in Ueber- oder Nichtübereinstimmung trete, was Wünsche und Schätzungen zu fortschreitender Herrschaft oder Wechsel bedinge, — welche Gegenstände der Beglückung, der Ehre, der Meinung über beides man den Menschen aufzwinge oder lasse. Man ermesse! man hemme oder befördere, was eine edlere Erkenntniß vorschreibet. Das ist Lebens-Oekonomie, Erziehung durch und

für ächte Menſchennatur, das göttlich Gebotene. Erziehung und Lebens-Oekonomie — zwei Ausdrücke für eine Sache.

Lebensprinzip? Etwas, ein X, durch das es beſtehet, möglich iſt oder wird. Sind aber die Worte „höheres und niederes Lebensprinzip" (nicht wie Univerſaliſiren und Individualiſiren verſchieden, ſondern beide immer in beiden zugleich; höheres — potenzirteres, niederes — nicht potenzirtes Simultanal- und Ichſtreben) mehr als bloße Worte? oder die folgenden viel mehr: „die höhere Lebenspotenz ſpreche ſich aus als erhöhtes Streben', das All in's Ich zuſammenzuziehen und zugleich das Ich in's All zu erweitern?"

Daß etwas potenzirbar, die Thatſache, die Erſcheinung, ſelbſt die Begegnungen, unter welchen ſie ſtatt findet, iſt bemerkbar, aber nicht das innerſte Weſen und Seyn des Potenzirenden und Potenzirbaren, der innerſte Hergang. Leben bleibet ein X. Nur was es nicht hemme, was es fördere und fordere, dieſe mehr negativ als poſitiven Erkenntniſſe bleiben die unſern. Beſſer noch iſt zu ſagen: „es könne das All nicht auf's Ich bezogen werden, ohne daß in Reaktion das Ich auf's All zurückbezogen werde, nur mit mehr oder minderer Klarheit; das einzelne Organ lebe ein eigenes Leben, aber nicht bloß dieſes, ſondern es trage mit bei zum Geſammtleben des Organismus." Es empfängt und hilft rückwirkend wieder zum Ganzen. Aber wer kann zu ſcheiden verſtehen oder ſcheiden, was nur durch und für einander beſtehet! Der Kern jedes Naturganzen iſt wie Leben und Seyn = X.

Die Ritalität iſt ein allverbreitet Geſetz, doch ſo, daß trotz der Beharrlichkeit am Entwicklungstypus und trotz ſeines bleibenden Geſetzes, doch ein Veränderungsprinzip

darneben beſteht und die Reſultate der Entwicklung höchſt verſchieden ſeyn *können*, obgleich nicht ſeyn *müſſen*. Das iſt's, was jede Lebensökonomie ſo vielſeitig erſchwert! Mag es auch ſeyn, „daß jedes Höhere als geſteigerte Aufgeſchloſſenheit und Spontaneität ſich aus dem engen Niederen emporſchwinge" — wiſſen wir darum genau, was wahrhaft ſteigere, d. h. bleibend ermächtige? oder was bloß vergänglich oder gar ſtörend erhitze? —

Leben, — Leben des Menſchen, der Dinge, der Anſtalten, des Geiſtes und ſeiner Oekonomie — drei Fälle ſind möglich bei zwei nach irgend einem Geſetze der Stätigkeit oder als Gegenſätze von einander abhängigen Größen, die ſich wechſelſeitig Funktion und Wurzel zugleich ſind, erſtens, jedesmaliges Zunehmen der einen bei Zunehmen der anderen, abſolute Sympathie; zweitens, die eine nimmt beim Zunehmen der anderen jedesmal ab, oder zu beim Abnehmen der anderen, abſolute Antagonism; drittens, mit dem Zunehmen der einen, nimmt je nach Maaß ihrer Werthe und Stellung, die andere ſowohl ab als zu, relatives Wechſelverhältniß, durch Zurück- oder Beitreten eines dritten, oder veränderte Bahnen. Es zeiget ſich hierin, wornach und wie in dem Falle weiter geforſchet werden müſſe.

Wenn z. B. im zunehmenden Leben äuſſerer Arbeit der Geiſt zugleich ſich beſtärket und erweitert, oder in der Zunahme gewiſſer Beſchäftigungen, der Geiſt immer tiefer verſinket, ſo iſt an dieſe ſich offenbarenden Sympathieen, Antagonismen und deren innerſte Gründe die Forſchung über rechtes Feſthalten oder Meiden, die Diätetik der Geſundheit oder Krankheit zu knüpfen. Faſſen, erregen, vermitteln, vollziehen, vier Funktionen der Lebens- und Geiſtes-Oekonomie! Ihre Verfahren, ihre Mittel,

ihre Freunde oder Gegner sind hiernach zu erwägen. Die meisten menschlichen Anlagen, Vernunft, Gefühl, Phantasie, das Empfangende, Schaffende, Dichtende u. s. w. in ihnen, sind eben sowohl einzeln als zusammen für alle diese Funktionen in gleich häufiger, stätig und wechselwirkender Bewegung. Die meisten menschlichen Werke sind Werke ihrer höchst manchartigen Verknüpfung, je nach Zeit, Stellung, Umgebung für jeden Fall besonders geartet. Wenn der Gott im Menschen sich von allen Erdenbanden losreißet und jedes Daseyn in den großen Angelegenheiten eines Ganzen, frei sich den eigenen Lebenserhebungen zuwendet, wer kann vorschreiben, wer kann sagen, welche Kraft dabei am meisten, am ersten, oder wie sie in gegenseitige Thätigkeiten treten? Undurchschaubar wird alles, je nach ihrer Artung, im Innersten gefasset, erreget, vermittelt, vollzogen. Darum ist, alle menschlichen Anlagen gleichrichtig entwickeln, keine versäumen, keine verkennen, die wahre Lebensökonomie, die wahre Erziehung eines Volkes. Jeder ziehet dann nach eigenem Vermögen daraus, was durch ihn selbst ihn gestalte, was in sich selbst er und hierdurch nach außen vollziehet.

Drei Güter machen das Leben reich: Vieles und Viele achten; hierdurch Liebe und des Lebens freudige Verwendung; eine damit in stätem Schwunge erhaltene Phantasie, Vernunft, und beider Gebilde für Herz und eine höhere Entwicklung. Wehe dem, der sie oder das mehrste derselben verlor! Das ganze Leben, Einzelner oder der Gesellschaft, auch dessen gleichgültigsten Partieen, sollen nach einem außer dem Leben liegenden Ideale ausgebildet werden. Die Wurzel dieses Idealen ist religiös, ein Höchstes über uns. Als Sinnbild aller geistigen

Interessen an Wahrheit, Schönem und Großem, lebendig und der menschlichen Natur freundlich muß es aufgefaßt werden. Das Mittelalter stellte es auf als Feind der sichtbaren sinnlichen Welt, als einseitiges Bild der Armuth, der Keuschheit und des dumpfen Gehorsams. Der Mensch kämpfte in Klöstern und Kirche, nicht um mit allen Theilen seiner selbst in Uebereinstimmung zu kommen, sondern die Hälfte seiner selbst zu vernichten. Was war die Folge? — —

Zweitens: als Zustand an und zu dessen Formen, — unwahre oder wahre, naturwidrige oder genehme — der Mensch sich entwickelt; welchen Formen zufolge, seine Vorstellungen über nützlich oder erfreulich, seine Begehren, Schätzungen, Erstreben, Thätigkeiten und Gebrauchsweisen sich gestalten.

Leben ist ferner zu betrachten a) als Werk der Mode .... einer über alles in geliehenen, wechselnden Neigungen, Ansichten und Glauben hinfahrenden Auffassung der Schätzungsweisen, an die es sich hingibt; b) als das was, durch mächtige Ereignisse und bleibendere Versippung, lange, überall oder immer (wenigstens durch Oertlichkeit immer) dem Leben, neben jenen innersten, ewigen Naturbedingungen, zu einem nach Zeit und Umständen unerläßlich Nothwendigen wird oder würde.

An Erstes, an Mode, wird sich immer Mancherlei hängen, das Zweite bleibt aller großen, verbreiteteren und allgemeineren Betriebe, Verkehre und der nationellen Oekonomie, Bau, Wurzel und Kern.

Kurz, Zeit und Art werden Gesetze! das Leben fordert durch sich! Es fordert durch das, was seine jedesmaligen Formen bedinget und bedingte.

Jeder will durch Haushalt ein stark, tüchtig, wohlbehalten Leben. So weit wird, was ihm als Solches erscheinet ihm auch Maaß für Thätigkeiten und Werthe. Gelingen kann ihm solches nur in aller Theile Harmonie und gleicher Besorgung. Sein Haushalt theilet sich in den des materiellen Besitzes und Betriebes; in den der eigenen Persönlichkeit nach Innen und Aussen, in den des Lebens selbst, in alles, was dessen Gesundheit, Kraft, Fülle und Wachsthum an Geist und Körper versichert; was in und außer ihm als Mittel, als Reihenfolge der-

Jedes Kleine und Einzelne kann Gegenstand allgemeiner Vorstellungen und aus höchstem Bedünken aller übrigen, Maaß, Verhältniß, Erniedrigung oder Ausgeschlossenheit werden. Eben darum aber, weil ein Einzelnes und Vereinseitigendes, führet es, auch wenn ein Gutes an sich, zu Nachtheil: um wie viel mehr, wenn ein an sich ins Gemeine Hinabziehendes. Wie also Leben seiner vielartigen Vorstellungen, ihres Wechsels und ihrer Theilbarkeit wegen nicht allgemeinstes Grundmaaß nur immer ein sehr mannigfaltig bedingtes seyn kann, so muß um so mehr der allgültigere Standpunkt der Ausbildungen aufgesucht werden, die ihm selbst zu größerer Wahrheit seiner Berichtigung zu ertheilen.

Wünsche bilden dessen innersten Verlauf. An den drei Grundtrieben und ihrer Artung entstehen die Wünsche. Ginge starkes Wünschen immer aus starken Gemüthern hervor . . . . . Wohl! Aber daß sie in Leeren und Hohlen, als todtes Gewicht, so sich an sie hänget, und nur hierdurch nicht als innere Kraft — vorwalten, machet sie zu Uebeln. Hiernach am häufigsten bildet sich der Zustand der Zeiten! darum, was geschiehet, meist so abgerissen, so schlotterig, eilig begonnen, verlassen oder zu ganz anderen Enden schwankend vollzogen.

Leben, als allgemeinerer, in sich aber höchst vielartiger Beziehungsmittelpunkt aller Bestrebungen und Arbeiten, Güter und Werthe, der Gewerbe und des Handels, — ist es zu betrachten: Erstens: einmal als ewige natürliche Quelle all der Forderungen, Bedürfen, Neigungen und Bedingnisse, durch welche sich ausspricht, was, jetzt oder für immer, nöthig, gemäß, erfreulich oder heilsam? Und für diese Beziehungen in seinen innern, absoluteren Gesetzen allerdings auch ein absoluteres Maaß.

Zweitens: als Zustand an und zu dessen Formen, — unwahre oder wahre, naturwidrige oder genehme — der Mensch sich entwickelt; welchen Formen zufolge, seine Vorstellungen über nützlich oder erfreulich, seine Begehren, Schätzungen, Erstreben, Thätigkeiten und Gebrauchsweisen sich gestalten.

Leben ist ferner zu betrachten a) als Werk der Mode .... einer über alles in geliehenen, wechselnden Neigungen, Ansichten und Glauben hinfahrenden Auffassung der Schätzungsweisen, an die es sich hingibt; b) als das was, durch mächtige Ereignisse und bleibendere Versippung, lange, überall oder immer (wenigstens durch Oertlichkeit immer) dem Leben, neben jenen innersten, ewigen Naturbedingungen, zu einem nach Zeit und Umständen unerläßlich Nothwendigen wird oder würde.

An Erstes, an Mode, wird sich immer Mancherlei hängen, das Zweite bleibt aller großen, verbreiteteren und allgemeineren Betriebe, Verkehre und der nationellen Oekonomie, Bau, Wurzel und Kern.

Kurz, Zeit und Art werden Gesetze! das Leben fordert durch sich! Es fordert durch das, was seine jedesmaligen Formen bedinget und bedingte.

Jeder will durch Haushalt ein stark, tüchtig, wohlbehalten Leben. So weit wird, was ihm als Solches erscheinet ihm auch Maaß für Thätigkeiten und Werthe. Gelingen kann ihm solches nur in aller Theile Harmonie und gleicher Besorgung. Sein Haushalt theilet sich in den des materiellen Besitzes und Betriebes; in den der eigenen Persönlichkeit nach Innen und Aussen, in den des Lebens selbst, in alles, was dessen Gesundheit, Kraft, Fülle und Wachsthum an Geist und Körper versichert; was in und außer ihm als Mittel, als Reihenfolge der-

ſelben, als das, was von Naturwirkſamkeiten abhänget, als das, was eigener Leitung, Gemäßheit und Thun überlaſſen bleibet — erkannt werden muß. Nur an dieſem Erkennen kann er leben, und was er für ſolches unternimmt, als Ganzes verſtehen. Hierin muß alſo allgemeine Oekonomie ſich ſelbſt und jeden Einzelnen zu rechten Ueberſichten bringen, damit nicht hier überſtarket, dort überſchwächet, damit in Allem und gemeinſam mit Allem erreicht werde und geſchehe, was dem Ganzen als ſolches zukommt. Daß nicht jeder mit gleich klarem Geiſte oder gleich offenem Standpunkte dieß alles überſiehet, machet allgemeinere Vorſicht und allgemeineren Einfluß der Hellſehenderen nöthig. Das iſt die Stelle der Staats-Oekonomie. Des Menſchen wahre Beſtimmung bleibt ihr Grundmaaß für Leben und deſſen getheilte Begegnungen.

Kann Leben, als Höherem untergeordnet an ihm erſt ſich orientirendes, nie abſolutes, oberſtes, allgemeinſtes Grundmaaß, ſo kann es doch Etwas werden, was vermöge mancher an ihm ſich ausſprechenden abſolutern Geſetze, Forderungen und Grundbedingungen, in Kreiſe derſelben, eine abſolutere Ermeſſensfähigkeit annimmt. Was des Lebens wahren Beſchaffenheiten oder Bedürfen gemäß ſey, was ſeinen Fortſchreitungen zu deren Entwickeln und Erhalten nöthig als Mittel, was ihm heilſam, kann und muß an dieſem Nöthigen allerdings ſich ermeſſen. Daß das Leben ſelbſt dabei immer unter dem oberſten Lichtpunkte ſeiner wahren Beſtimmung erkannt werden müſſe, verſtehet ſich von ſelbſt. In einem gewiſſen, nur nicht dem gewöhnlich ſo ausgedehnt und zu ſehr erweitertem Umfange, kann Leben oft als ein wiſſenſchaftliches Grundmaaß für Einzelne und Geſammtleben, ein Maaß geſellſchaftlicher Anordnung und allgemeiner Oekonomie ſeyn.

Menſchliche Anlagen, — nur in individueller Abſtufung verſchieden — ſind ſie zu allen Zeiten dieſelben, oder man iſt kein Menſch. Daß ihm allgemeineres Hervortreten nach Völkern, Begebenheiten, Erforderniſſen und Zeiten, ſo manchartig, daß ein Zweites, daß Gegenſtände dieſe ſubjektiven Aenderungen und Geſtalten vermitteln; daß es eine Art und eine Artung der Gemüther, die erſte durch Miſchung der Anlagen, die zweite durch des Lebens Ganzes gegenſtändliche Gewöhnungen, Uebung und Erſtrebungen gibt, iſt als die kategoriſche Quelle aller Fragpunkte, als die Quelle ſo manchartiger Erſcheinungen, Wechſel und Maaße des Daſeyns, deſſen, was ihm gebühre, ſeiner Verhältniſſe, Werthe und Fügung zu betrachten.

Daher der Mangel eines allgemeineren Grundmaaßes, jenes obgedacht Höchſte ausgenommen, das aber für ſo manches Kleine nach der Beſchränktheit menſchlicher Geiſter zu groß, nur ſelten ſeine helleren Vergleichspunkte zeiget. Dieſer Mangel iſt allerdings beſondern für den allgemeineren Haushalt ſehr empfindlich und die Urſache, warum ſo Vieles nur Bruchſtück und ſo oft eine Lücke; daß man wiſſenſchaftlich darnach ſtrebe — iſt alſo kein Wunder; daß es Allen ausübend klar werde, was Oberſtes bleibe, iſt ſchwer zu erwarten. — Ums Leben dreht ſich Alles; bewußt oder bewußtlos richten in Gefühlen jedes Einzelnen ſich alle Wünſche und deren Schätzung dahin; man ſollte meynen, daß es das Schicklichſte ſey, Grundmaaß für Alles zu werden. — Aber es iſt ja ſelbſt nur ein Traum, der vieles zu ſeiner Ergültigung bedarf. Schon der Gegenſatz: körperlich und geiſtiges Leben, deren keines des andern Maaß ſeyn kann, tritt entgegen. Daß es Bedarf, iſt das zweite Prinzip von allem, was durch ſolches beſtehet; Kraft für alles, was durch ſolches

geschiehet, beuget es sich selbst unter Bedingungen, durch die es sich ausbildet, erhält und erzeuget; Ausflüsse dessen, ohne welches es nicht wäre, nicht wirkte, nicht bliebe. Unter die Frage „Wofür?" die seines eigenen Zweckes? Ueberall zeigt sich, daß es ein allerfordertes, aber kein allermessendes seyn könne, daß es selbst einem Maaße unterworfen.

Wer ist unabhängig, wenn das Leben selbst es nicht ist? Oder was lasset sich ihm zu vollem Umrisse bestimmen, wenn es durch Beding und Bedürfen in tausend Abhängigkeiten verflicht? Kann, was in sich selbst und seinen Erfordernissen kein immer Gleiches in sich Festgestelltes, sondern Wechselhaftes bleibet, Grundansicht seyn? Oder darf der Mensch glauben in einem bloßen Vermögen zu handeln, aller Dinge Maaß für seine Bestimmung zu finden, da er für dieser Dinge und jenes Vermögen die rechten Verhältnisse der Anwendung erst in der Stellung seines Sollens zur Gottheit empfängt? Ein vielseitig relativer Beziehungs- und Erwägungspunkt, als Prinzip und als Kraft bleibet allerdings das Leben für das Meiste in der Oekonomie. Jedes Einzelne hat einzeln aber nur den eines in seiner Art vollkommenen Wirkens und Seyns. Wo aber ist der Urtheilende? Ist er auch immer der Messensfähige? Rechtmessende? Stehet er im rechten Vollkommenheitsstandpunkte? — Daher der Streit.

Menschen und Sachen — unter zweierlei Beziehungen eignen wir sie uns an; verständig ökonomische Aneignung, zum Zweck und Gebrauch; freie ästhetische Aneignung, das Gefühl befriedigend, ohne Rücksicht auf Gebrauch. Ob ein Mensch, eine Sache uns freundlich und nützlich? was zu hoffen? zu erreichen? zu fürchten?

das ist die verständige Ansicht. Welchen Werth er oder die Sache an sich, ohne Beziehung auf uns, wie viel mehr den reineren Menschheitsideen entsprechend, das die freiästhetische Ansicht. Diese letzte, das Gefallen ohne Hinsicht auf Vortheile, findet vorzüglich, wo die Einzelnheit, wo der Eigennutz, auf den höheren Standpunkten des Daseyns, in Geschichte und Dichtung statt. In beiden Fällen ist Leben das Maaß — Lebenssicherung und Bedürfen, allgemeinere Lebensergültigung, enger oder weitere Urtheilserwägung.

Es befriediget das Große und Schöne bloß durch seine Gegenwart. Der reine Eindruck, welchen es auf das Gemüth — ein fassungsfähiges nemlich — machet, ist hingebende Huldigung. Das zu enge Gefühl irdischen Wechsels, dem Jemand unterworfen, das nie Hinausgelangtseyn über solches ist es, was aus Sorge des Verlustes, das Begehren zum Herrschenden machet. Er will, was entgehen kann, enger an sich schließen. Das Kind strecket die Hand nach dem Monde aus, dessen Schimmer es ergötzet; es kennet nur noch Ergötzliches, nicht Hohes. So machet kindische, eigennützige, befangene Begierde des Herrlichen Besitz zu dessen einzigem Werth. So zerstören wir aber auch das Schöne in uns. Was wir an uns reißen, ist doch nur die äußere Erscheinung, das Irdische, Vergängliche. Bleibet uns denn nicht das einzig unserem Geiste Gemäße, die freie, höhere, ewige Erinnerung und seine Veredlung von jedem Schöneren?

Es gibt einen tugendhaften Willen, einen tugendhaften Glauben. Dem ersten soll alles gut werden, dem zweiten erscheint Gutes im Seyn.

Daseyn und Leben — letztes, man kann da seyn ohne Leben — eine Form, eine Ermächtigung des ersten. Wie oft

werden sie verwechselt! Wie oft wird in das Wort Leben, bei so vielfachem und unbestimmtem Inhalte desselben, willkürlich vieles geleget, oder ein Einzelnes in ihm als Einziges, als ob kein Anderes neben ihm wäre, ausgesprochen. Die meisten Ansichten sagen nur, Tod sey nicht Leben, also nichts in der Sache; oder nennen todt, was nicht in dieser Art lebet. Tod freilich ist immer = 1. Leben aber, wie vielerlei Aeußerungen, Verknüpfungen, Uebergänge und Grade! Seine Erscheinungen setzen wir, selbst diese nicht immer. Aber sein Wesen? — Wenn wir sagen: „es sey, was es sey, durch innere Einheit einer sich selbst erhaltenden, sich selbst immer hervorbringenden Kraft" — haben wir mehr als eine Worterklärung, höchstens eine Seite der Sache, im Worte Kraft blos ein X gegeben? — oder — „Organismus sey ein Spiel von Kräften, zusammengehalten durch eine innere verborgene Einheit" (sie ist ja das X), „die Form des Organismus sey die jedes Lebens." Eine Form des Lebens ist er freilich, eine Bedingniß seiner Aeußerungen; aber er selbst, was ist er? Er selbst wird belebt und gibt nicht das Leben. Mit denselben Gliedern ist die Leiche leblos. Das Zusammengehaltenwerden, die Folge sehen wir freilich; aber auch die Ursache? Daß Leben eine sich selbst erhaltende Kraft sey, ist nicht so unbedingt gültig. Auch das Leben bedarf. Maaß ist demnach das Leben, so weit sich bestimmbare Bedürfnisse desselben zeigen. Selbst ist es nur nach hervortretenden Wirkungen, nicht nach seinem Inhalte zu messen. Ein X bleibet es, darum so schwer zu behandeln, zu erregen, zu bewahren oder in seinen Möglichkeiten zu verstehen.

Es gibt Menschen, a) welche alles oder das meiste durch sich, b) andere, welche alles durch andere. Letzte

theilen sich wieder in zwei Arten, 1) einige empfangen absichtlos alles von andern; bloßer Abdruck der Umgebung, nehmen sie alles in sich auf, wie es sich bietet; oder 2) sie nehmen alles auf für irgend eine in ihnen festausgesprochene Absicht, um Beifall, oder Güter, oder Gültigkeit bei anderen zu erhaschen. Jede Form ist ihnen recht, leicht oder gleichgültig, so weit sie augenblicklich ihren Götzen befriediget. Aber außer diesem Streben ist oder wird ihnen nichts eigen, nichts werth oder bleibend. Ihr Abgott bleibet ihr Maaß.

Alle Gebrechen oder Fehlgriffe der Erziehung, alle durch sie in uns aufgekeimte Scheu, Widerwille, Leere, Halbheit, kommen am sichtbarsten im spätern Alter herfür. In der Zwischenzeit haben Erwarmung, Anstrengung, mancherlei Hoffnungen, Betriebe, Neuheit und der Jugend vielfältigere Reitzbarkeit über vieles hinweggeholfen. Das Alter, welches, wenn nicht große Gegenstände dem Geiste die Flügel edlerer Jugend forterhalten, unter so manchem Ueberdruß der Erlebung, an Wunsch, Vorstellung und Triebkraft verliert, und in der ängstigen Reflexion so mehr sich vereinsamt, bringet uns, sobald wir diese Entfernung von allem zu fühlen anfangen, zu jenen rohen, unausgebildeten oder verbildeten Keimen zurück. Sie finden in Leere des Geistes Raum der Entwicklung. Was unter der Macht regerer Empfänglichkeiten entschlief, erwachet, wann Jeder mit seinem Ich wieder mehr allein. Darum schwinden Glaube und Freundschaft, nicht so sehr am fremden Unwerthe, als an eigener Zerrüttung aus dem späteren Leben hinweg. Darum tritt das eigene Leben in seinen verschiedenen Perioden uns mit so wechselnden Maaßen zur Seite.

Leben — Was?

Seine Gestaltung, Art und Beding.

Leben und sein Haushalt, — eine Aufgabe sind sie, die, indem man sie löset, sich erweitert: Unbekanntes am Beginne und im Fortschritte; eine Reihe, bei dem alle Erfahrung nur Erlebtes, über das Erleben selbst wenig Aufschlüsse darstellet; — eine Aufgabe, die bestimmt ist, sich immer als solche zu zeigen, — die, indem sie in Wirken und Brauchen, in den Formen, auf welche sie durch ihre Ausübung führet, ein offener Hergang, — das Geheimnißvolle in ihr zum Reiz all der Entdeckungen machet, an welchem sie zu neuen Geheimnissen entschlüpfet. Leben, — (der verhüllte Mittelpunkt einer Menge, in höchst mannigfaltigen Aeußerungen höchst verschiedener, Beziehungen: Jeder erblicket, Niemand durchschauet oder begreifet ihn) — weil Jeder das Eigene nach eigenen Anlässen und hierdurch alles Uebrige nach Individuellem ermisset, so bedarf es, wo alle Einzelne auf ein Ganzes hingerichtet seyn sollen, einer allgemeineren, absolutern Grundlage seiner Erwägung, um was ihm selbst als absoluterer Werth zukomme zu entscheiden. So sehr es vor vielen Maaßen das Beziehungs-Allseitigste ist, so wenig ist es als ein von allem Gleichangenommenes, Gleich-

verſtandenes, Gleichverliehenes, auf alles in gleichen Verhältniſſen Paſſendes, als Grundmaaß der Dinge und ihrer Schätzung zu gebrauchen. Nur ein Höchſtes für Alle kann Alles unter den allgemeinen Karakter ſeiner Geſetze vereinen. Dieſes Höchſte muß erkannt werden.

Leben? die Summe der in Jedem regbar vorhandenen Anlagen; Lebensgang? das, was jener Summe gegenüber, die Bedingniſſe ihrer fortſchreitenden Artungen enthält und auf ſie überträgt; Lebens-Prinzip? das Unbekannte in beiden. Leben iſt uns nur eigen durch ſeine Empfindung, Empfindung nur etwas durch das Gebilde, an dem und durch das ſie ſich ausſpricht.

Objektive, vielartig objektive Ausbildung, Entwicklung, Erweiterung, Steigerung, Thathöhe nach Außen kann der Menſch dem Leben verleihen. — Arten kann er es, eigenes wie fremdes; wie viel er an und in ſich ſelbſt, ſubjektiv als intenſive Summe ſeines eigenen Beſtandes unmittelbar (direkt) mehren könne — iſt eine andere Frage. Er kann ſich kein fehlendes Glied, keine Anlage geben, die er nicht hat. Kann vieles lernen durch Fleiß, aber kein ſchaffendes Genie werden durch eigene Wünſche. Er muß ſich nehmen, wie er ſich empfing. Die Grenzlinie erwerbbarer Beſchaffenheiten oder Schätze — und unerwerbbarer Eigenſchaft iſt ſtrenge gezogen. Zeichner kann man abrichten, Kunſtjünger heranziehen, aber keine Künſtler. Man wird es, ohne recht zu wiſſen, weil ein Inneres dahin dränget.

Ueberall zeiget ſich demnach, auf jenes Objektive und deſſen indirekte Einwirkung auf das Subjektive komme es bei allen menſchlichen Veranſtaltungen an. Gegenſtände kann man wählen und häufen, — was ſie Jedem werden, entſcheidet eine ihm eigene, unbeherrſch- und undurchſchau-

bare Macht. Nur Buchſtabenweisheit, der kindiſch hoffärtige Wahn eingebildeter Gelehrtheit kann lehren wollen, was nicht zu lehren, ſchaffen wollen, was nicht zu ſchaffen. Auf einer ſtrengen Erkenntniß deſſen, was man und wie man es könne, auf einer richtigen Betrachtung des Lebens, ſeiner menſchlich offen und zugängigen — ſeiner naturabgeſchloſſeneren Kreiſe, beruhet demnach die richtige Bildung der Menſchen und Völker.

Ich ſage Leben — und — ſcheide in ihm Leben — und — Lebensgeiſt. Erſtes als Summe in ihm vorhandener Anlagen, letzten als die unter wechſelſeitigem Erregen und Bewegen, für Combinationen deſſen, was Daſeyn und Gegenſtände hierbei leiſten, vorhandene und erwachte Art der Energien.

Wie Auge und Ohr, als Fachwerk und Raum, als Sinn und Vermögen mit dieſem oder jenem erfüllet zu werden, iſt — Leben zu betrachten, als Beſitz zum Kapitale erſt verwirklichet durch Gegenſtand und Verwendung.

Beſchäftigtes — Seyn, als erſtes Bedürfen des Lebensgeiſtes — und — was jede Beſchäftigung außer dem vorgeſetzten Zwecke und ihrem erſichtlichen Wirken, und wie manches ſie auf vielfache Weiſe und am richtigſten oft durch dieſes Selbſtmächtige, Verborgenere für Geiſt und Daſeyn hervorbringe — bleibet unerläßlicher, wenn gleich meiſt ſchwer zu löſender Betracht ihrer Erwägung. — Ins Leben treten, ins Leben einführen heißet alſo die Reihenfolge von Gegenſtänden, das, was Zufall oder Wahl, eigene oder fremde auf der Bahn des Daſeyns Jedem zur vorzüglichen Beſchäftigung, Kampf, Uebung, Gewöhnung oder Erforderniß, zum bildenden Grund alſo ſeiner Entwicklungen, ſeiner mehr oder mindern, ſo oder ſo geſtellten Artung zum terminus a quo

und ad quem, zum Concentrations- und Lichtpunkt seines Wesens machen. Daher die verschiedenen Hervortretungsweisen menschlicher Anlagen, wie sie als eben so viele, verschiedene Erscheinungen des Wirkens und Werdens am Gange und den Gegenständen des Lebens sich bedungen. Darum zeiget sich der ganze Verlauf menschlicher Geschichte als ein fortwährender Commentar zu den Sätzen: „Des Menschen Herz sey ein trotzig und verzagt Ding; Gott hat den Menschen einfältig gemacht; aber sie machen sich viele Künste."

Leben und Zeit: nicht nur daß beide Worte in menschlicher Sprache oft für dieselbe Sache gebraucht werden; so haben sie auch das noch gemein, — als Worte mehrfacher Bedeutung sehr oft ein Spiel mythischer Personifikationen zu werden. Man spricht von beiden, als Jedem bekannt. Aber Jeder summiret unter beide nach eigenem Sinne, was ihn eben befällt, grämt oder erfreuet, um einen Ausdruck zu finden, mit dem er sich oder Andern genüge. Leben — durch Macht eines selbstständig innersten Prinzips, ein fortgesetztes Werden — ein Prinzip, welches aus der Reihe von Zwischenzuflüssen das zur Erhaltung ihm Eignende in sich aufnimmt, das Uneignende ausstoßet, seinem Wesen nach unseren Erkenntnissen ein nur wenig Durchschaubares. Was dem allgemeinsten Leben jedes Wesens am innigsten verwandt oder entgegen, wird auch als allgemeinste und unmittelbare Potenz auf dessen Organismus wirken, während eingeschobene Reihen von Zwischenmitteln nach ihrer beschränkteren Artung und Gleichart nur zu besonderen Entwicklungen und als Bedingteres wirken.

Die Lebenskraft des Organismus, die sich selbst stets gestaltende und wiederhervorbringende (die

geſellſchaftlich geiſtige, wie die in jedem andern Weſen) iſt eben deßwegen auch die nährende und heilende. Alle Mittel, inſoferne ſie nähren oder heilen, leiſten beides nur durch die Lebenskraft und das Aneignende, Verwandelnde in ihr, ſie ſind im erſten Falle gleichartige Stoffe, welche der lebensthätige Organismus durch eine ihm inwohnende Beſchaffenheit in ſich aufnimmt, die conditio sine qua non ſeiner Dauer, wie er hingegen conditio sine qua non und Vermittler ihres nach ſeinen Funktionen gearteten Eintretens in das Weſen!

Im zweiten Falle bewirken ſie Aenderung einer fehlerhaft verworrenen Lebensthätigkeit im Organismus, indem ſie das zu Aufhebung des Fehlerhaften in ihm vorhandene Gegengewicht reger machen oder verſtärken helfen. Beides — nähren und heilen, ſind alſo Forterzeugungen oder Wiederermächtigungen des geſetzlichen Organismus und ſeiner Bedingniſſe; ſie ſind es durch Vermittlung ihm inwohnender Kräfte, vernichtend, was ihnen entgegen, aufnehmend, was ihnen gemäß. Was durch uns für ihn verbrauchet wird, gehet der Form nach unter — dem Weſen nach über in die Geſammtheit ſeiner verwandelnden Anartung; ſo im Leben des Körpers, ſo in dem der Geſellſchaft.

Alle einzelnen Naturerzeugniſſe ſind als theilweiſe Darſtellungen ihrer allgemeinen Kraft anzuſehen, ſo wie alle Thätigkeiten des Menſchen als Ausflüſſe ſeines Lebens in deſſen Macht und Mittheilung zu betrachten kommen. Sie ſind nichts, ſobald er ſie nicht mehr beſeelet, oder nur nachäffet. Alle werden, vermöge dieſes allgemeinen und ſie begründenden Lebens, Darſtellungen deſſen nach Maaß und Verhältniß ſeiner Erkräftigungen (Energie). Alle Ausflüſſe eines höheren Lebens ſind als ein in ſeinen

Geſetzen Vorhandenes zu erwägen; alle vermitteln ſich in und zu ſeinem Stehen und Beſtehen. Da Mannigfaltigkeit und Wechſel derſelben auf Eigenſchaften, auf Vielheit, auf Verhältniß und Gemäßheit, auf einem objektiv vom Subjekte geforderten oder ſubjektiv auf Gegenſtände übertragenen Mitwirken beruhen, ſo entſtehen ſo viel qualitative oder durch Vielheit entſchiedene Gegenſätze, ſo viele ob- und ſubjektiv verſchiedenartig, wechſelnd und einzeln herbeigeführte Lebenserſcheinungen des Wirkens, Hervorbringens, Wachſens oder Vergehens, daß man, was das Entſcheidende hierbei, nur ſelten recht darthun kann. Ein ähnlicher Organismus und Lebensprozeß gehet vor am Daſeyn der Geſellſchaft; ein analoger Standpunkt iſt nöthig; — daher die Mühe oder häufige Unmöglichkeit vollſtändiger Durchſchauung deſſen, was in, was außer ihnen begünſtigend oder ſtörend beitritt. Aller Kräfte und Funktionen Uebereinkunft zum Ganzen iſt Geſundheit, ihre Abweichungen Krankheit.

Leben und Lebensglück.

Das Spiel, welches unter den Benennungen — Leben, Lebensglück, Lebensziel, Lebensentzweiung u. ſ. w. mit Worten getrieben wird, kann uns ein Beiſpiel geben, wie, wodurch und warum, unter welchen Lücken des Geiſtes mit den ernſteſten Dingen — mit Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, Geſellſchaft und Recht, mit allen in ihnen enthaltenen Schätzen ſo wenig und ſo ſelten Feſtes oder Erſprießliches bewerkſtelligt werde. Nicht die Güter ſelbſt, ſondern die Art ihrer Ergreifung entſcheidet über den Werth ihres Beſitzes und Wirkens. Daher ſo vereinſeitigte Lebenstheorien z. B. die, welche auf materiellen Reichthum als Macht eines Volkes und Ziel allgemeiner Oekonomie ausſchließlicher hinweiſen.

Kein Wort hat mehr Unglückliche gemacht und Unheil erzeuget, als das Wort: Glück, ins Leben hineingetragen ein Gebilde, zu welchem man die Aehnlichkeit ſuchet und eben darum nur immer Ungenügendes findet. Es iſt die vornehm trotzende Bettelhaftigkeit des Dünkels einer Gabe, zu der man ſich berechtiget glaubet. Eben dieſer Dünkel wird das Maaß, warum man ſie immer zu klein findet. Darum verdirbt Glück im Begehren oder Empfangen, Suchen oder im Beſitze die Gemüther ſo leicht, weil ohne eigentlichen Sinn ein haſchendes Hineinblicken

in Etwas, ſo uns farbewechſelnd umriß, los vorſchwebet, weil es ſtets zurückweiſet auf das Selbſt und nicht hinaus auf ein Größeres, Ewiges und Feſtes.

Der Menſch hat nichts zu fordern als — nicht unglücklich zu ſeyn d. h. alles zu meiden und jeden Widerſtand zu beſiegen, der ſein Leben unter den Kreis höherer Pflicht, ſeine Vermögen unter das Ziel, das ihnen Gott ſteckte, zu verworrenem, nichtigem, niedrigen hinabdrücken kann. Stark ſoll er werden, würdig des Höheren und edel. Erreichet er ſolches, wird es nicht an innerer Uebereinſtimmung fehlen, die, wenn auch äußerlich erfolglos durch Umſtände, doch in dem was er erſtrebte, ihm das Zeugniß richtiger Zwecke hierin die Palme des Gewiſſens, das eigentliche Lebensglück darreichet. Laſſet Hunderte, was ſie Glück nennen — jeder wird Anderes heute als morgen, jeder eine einzelne Sache, die ihm das Heiterſte zu verſprechen ſcheinet, — ausſprechen. Keiner wird mit ſich, um ſo weniger die Menſchheit in ihrem Ganzen, zu bleibender Uebereinſtimmung gelangen. Nur an einem wahrhaft Göttlichen und Rechten wird ſie möglich.

Im Empfangen und Genießen, nicht im Thun ſelbſt und deſſen höheren Vermögen das Glück ſuchen, darin lieget der Irrthum, darum gibt es ſo ſelten eine status publica, weil das Wort ſelbſt hierdurch auf falſchen Boden geſtellt wird.

Glück iſt Vorſtellung und Verlangen eines Beſſeren. Darum erging es ihm, wie ſo manchem Beſſerem, ſo Vielen, welche mit vager, charakterloſer, unbeſtimmter Sehnſucht darnach, Boten des Heiles für Andere ſeyn wollten und nur Anklänge ihrer Hoffart in die Herzen der Jugend hineinlegten. Beſſern? Wie viele gehaltloſe Reden werden gewechſelt, dem andern zu beweiſen, man

ſey beſſer als er. Beſſern — kann man es, iſt's möglich, wenn zwei ſich begegnen, als ausſchließliche Lobſprecher der Geberde, der Mode, des Halts, des Ganges, den jeder von jeher und weil er ihn genommen, ohne eigentlich innere Regung der Idee oder des Lebens? Ein Putz, den man trägt, ein Ding, das man ſeyn, eine Form, in der man glänzen möchte; kein höher wahrhaft Erkanntes. Derſelbe Fall findet ſich faſt bei jedem Geber und Empfänger. Beide ſtehen getrennt, Jeder übet ſein Maaß, der letzte hat Anderes erwartet; der erſte glaubt viel gethan zu haben; beide können ſich ſelten begreifen noch erklären. Mehr Uebles, als durchs Ueble ſelbſt wird durchs Beſſern hervorgebracht, weil jeder nur zu ſehr und zu gerne ſich ſelbſt höret, den Honig ſeiner Rede, den Tonfall ſeiner Worte, den Hochduft ſeiner Blumen in ſich ſauget und ſo im Rauſche des Selbſtgefallens vergißt, was dem andern zukomme, und wenn er nun endlich merket, wie wenig er erreicht — den andern verurtheilt und verachtet. Es kommt ja weniger auf Stimme, als Stimmung, auf das, was man ſaget, auf Sätze und Phraſen, als auf den Augenblick und was im Hörer vorhanden, auf das, was in ihm ſich anknüpfe, auf die Art an wie man das in ihm deutend verwandte errathe. Der Wunſch zu beſſern wie nach Glück, keiner ſollte anders gegeben werden, als der letzte unter der Form einer Hinweiſung auf das, was wir ſollen — welchem Thun eine rechte Entwicklung zum Menſchen verbunden. Der erſte nie als eitle Sehnſucht, ſondern als Kunſt im Menſchen zu leſen, um an ein ihm Begriffenes was er weiter begreifen kann, Verwandtes an Verwandtes zu reihen. Beſſern kann man keinen, man wiſſe denn ſich in ihn zu verſetzen, höchſtens kann man ihn ſonſt eine Zeit lang in

eine gewiſſe Modetracht hineinziehen. Leichter iſt es oft, Maſſen als Einzelnheiten zu beſſern; ſie ſetzen die genaueſte Kenntniß der Individualitäten voraus. Die meiſten Tugend-Belobten und Tugend-Redner aber, ſind ſie mehr als Elegants nach der Mode, nur durch ſie vorhanden und geltend?

Das Gewiſſeſte bleibet — — mit Wahl der Stimmung und des Augpunktes, vor das klare Bild eines allgemein Großen hinführen, und dort Jeden ſich und ſeinem Glücke überlaſſen, was er mit eigenem Blicke ſchön finde. So wenig ſich der dichteriſch-äſthetiſche Werth einer Antike dem Andern einpredigen laſſet, ſo wenig der des Guten! Auch hier iſt's nur der eigene äſthetiſche Sinn, der es faſſet; offenes Sehen, Vergleichen, Selbſtdenken — das ihn Entwickelnde. Darum iſt jenes Sinnes — wie die Natur ſelbſt ihn in unſere früheren Tage als Wachsthums-Geſetze unſerer Vermögen legte — und des Ideellen in ihm, frühe Bewahrung und eigene Entwicklung, höhere Gegenſtände und richtiges Sehen — die wahre aber nur durch jeden an ihm ſelbſt ganz vollziehbare Erziehung zum Guten. Er iſt eine weit ſelbſtſtändigere Kraft an ſich und Quelle aller Selbſtſtändigkeit, als er gewöhnlich dafür gilt. Er, die ahnenden, ſchaffenden, ſelbſtbildend gereinigten Kräfte der Fantaſie und Gefühle ſind, zuſammengenommen, Theile des Gemüthes, das in ihrer Summe ſich darſtellet als höherer Karakter des Lebens.

Glück — oft Zufalls-Genuß: aber auch der Verſtändigſte kann dem Gefühle nicht ganz entgehen, ſich dadurch geſchmeichelt zu finden. Es ſcheinet doch immer Vorliebe eines verborgenen, mächtigen Weſens. Jeder ſcheinet ſich höher, wenn ein Höheres ihn ehret. So hängen ſich die Triebe, Größe und Gewißheit, an den des Glückes, wie

dieſer an jene. Alles iſt proteiſch verwebet. Der Hoffart des Menſchen mangelt nirgend ein Haltpunkt.

Erhebung — und — Glück (Wohlſeyn) beide ſuchen im Triebe nach Gewißheit feſten Grund. Beide wirken auf ihn. Beiden wird er bald Freund, bald eine Art Wahrſager, bald grimmer, gefürchteter Meiſter, bald falſchgedeutet oder beſtochener Rath. Dennoch ſind Glück und Erhebung ſich oft rein entgegengeſetzet in Farbe und Zweck. Der erſte will haben. Der zweite will ſeyn. Dort wollen wir: alles ſoll unmittelbar, müheloſer und ſchmeichelnd uns zuſtrömen. Hier ſuchen wir etwas, was feſt ſey, eine Ferne zu erreichen; kein Geſchenk, ſondern ein Errungenes, ohne deſſen Mühe zu ſcheuen. Erhebung fordert Leben in großen Ideen und bringet einem Ziele, das durch ſich gibt, oft Glück und Leben zum Opfer. Glück überſtimmt wohl die Erhebung, aber Leben, ſein eigentlich Ziel, gibt es nicht ſelbſt willig hin; es fragt weniger, was eine Sache an ſich, als was ſie ihm, dem Glückſuchenden ſeyn könne. Darum ſind Weltbeziehungen bei Erhebung, die individuellſten beim Glücke das Grundmaß. Schimmern wollen oft beide. Doch laſſet ſich nicht ſagen, daß im Triebe nach Wohlſeyn die übrigen aufgehen. Oft zeigen jene ſich zur Ehre der Menſchheit als Sieger. Alle drei berathen, berichtigen, verführen, befreunden oder befeinden, ſtärken oder entzweien ſich; die Einzelnen in ſich, wie die Menſchenvereine, je nachdem jeder ein eigenes den übrigen gleichartig oder widerſprechendes Grundmaß in den Neigungen oder Sitten empfing oder nahm.

Glück — eine Vorſtellung, ein Gefühl, ein vorgeſetzter oder erreichter Beſitz. Derlei eng in einander ſpielende, darum, wo ſie getrennt betrachtet werden wollen, oft verwechſelte Begriffe einen ſich in dieſem Worte: a) Etwas,

das uns zufällt, ohne unſer Thun, b) Etwas, das unſerer Bemühungen Ziel war und Gelingen. Mit beiden verknüpfet ſich das Gefühl unſerer Vorſtellungen. Sie deuten das erſte; ſie bezeichneten das zweite. Geſchenket aber oder erſtrebet — unſere innerſte Artung nimmt in ſich auf, vermiſſet und ſetzet ſich in den Gebrauch des Erreichten. Wir nennen Glück, was mit unſeren Wünſchen übereinkommt — einen „Glücklichen," wem zufällt oder wer erwirbt, was wir nach eigenen Schätzungen als die ſeinigen vorausſetzen.

Glück ſuchen — wecket Thätigkeiten. So weit iſt nichts gegen den Trieb, vieles für deſſen höhere und richtige Gebilde, für deren Wahrheit und edleres Richtmaß zu thun. Glück blos als Geſchenk von irgend einer Macht heiſchen — bleibet ein Kind eigner Hoffart oder Trägheit, eigenen Trotzes oder Verzagtheit, der größeſte Nachtheil eigener Entwicklung, eins mit der Forderung, daß ein Engel vom Himmel uns Gewißheiten verkünden, deren Erwerbsmühe uns zu läſtig oder zu ferne bedünket.

Aus ſolchen Forderungen iſt die Mehrheit deſſen abzuleiten, was unter den Formen des Aber- — und — Unglaubens, des Hohnes oder der Mißdeutung mit ſo vielen Wahnbildern der Klage oder der Selbſtſtörung, der Schwäche oder des Uebermuthes das Leben der Geſellſchaften durchziehet. Will Jeder im Andern nur einen Diener eigener Wünſche, im Großen nur, was ein weichliches Glück ſichert, im Glücke nur, was den Schein eines Größeren ermittelt, — entartet ſich eines und einer durch den andern, je irriger und unlauterer das herrſchend Erſehnte, ſo mehr — dies alles iſt Folge eines krankhaften und eben dadurch immer kränkeren Gemüthes. Man will kein Gutes mehr, deſſen eigenen Werthes wegen. Alle

Begriffe über Werth und Bestimmung werden immer verworrener.

Der Mensch nennet Glück — was nicht schmerzet! was berauschet! was lange Hoffnungen krönet! was ihn gleichstellet denen, welche sein Wahn über ihn stellet! was die Lage, die Mode, das kleinliche Gefühl eigner Entzweiung so betitelt! Was sich zwischen ihn und seine grellere Erbärmlichkeit als deren Verhüllungen stellet! Was aus bitterem Bewußtseyn in Selbstlob herab oder den traurigen Blick vom Nichts der eigenen Verarmung auf ein Aeußeres hinziehet! Was betäubend in die hohlen Räume eigener Leerheit hineinschallet.

Glück? — Menschlich erfundene Windfahne; sie leistet nichts; sie zeiget nur an! Ein tüchtiger Mann, vermöge seines Verstandes und Gemüthes, wird überall, im Lager, am Pfluge, auf dem Amtsstuhle an seiner Stelle, dem, was er unternimmt, zur Ehre zu seyn wissen, sein Haus, seine Sippschaft gelten lassen oder ertragen, überall das Beste, so sich daraus machen lässet, machen. Der, welcher selbstständig sich seine Stelle schaffet, oder eine gegebene ruhmvoll behauptet und einflußreich dastehet für ein besseres Ganze — *ist* der Glückliche — er hat des Lebens Bestes erreichet. Andern *erscheinet* er so, weil er nie jammert, nie bettelt, nie sich erniedrigt. Wer nach Glück ringet, hat, so viel er auch erreiche, doch nur die Wolke, nie die Göttin erfasset. Die Wolke — weil Glück in seinen Träumen meist nur das Spiel aus geistloser Dürftigkeit aufgestiegener Vorstellungen ist.

Darum das Streben nach solchem — meist nur Geständniß eigener Jämmerlichkeit, ein Aufgeben seiner selbst, das Aechzen eines sich selbst nicht zureichenden Wesens — am häufigsten uns die Menschheit von ihrer verächtlichsten

Seite zuwendet. Nicht der Wunsch „Glück," sondern die Erbärmlichkeit der Ansicht, das, was dafür gehalten wird, ist es, was unserer Gattung zu einer so unerfreulichen Geschichte verhilft. Darum, wenn nicht vom höchsten Verstande geleitet, das Bemühen . . . Glückliche, d. h. in ihren Wünschen Befriedigte — zu machen, trotz seines wohlwollenden Antriebes, das verderblichste Unternehmen. Erst müßte man sie ja lehren, was zu wünschen. Gewöhnliche Vergnügungen mehren, heißet sehr oft, für den Augenblick geben, um auf immer zu entkräften, — das Gänschen Tochter täglich auf den Ball schicken — die totale Nichtigkeit ihres Lebens methodisch begründen.

Leben verhält sich wie Kapital und Vermögen. Mag in letztem auch noch so viel liegen, es erreichet doch nur den Werth, den seine Verwendungen im Ausüben entwickeln.

Darum bleibet eine höhere, allem Engen entzogene, in freier Umfassung des menschlichen Wesens in seinen absoluten Tiefen erkannte, erahnete, zum Leben gebildete Berichtigung des Begriffes „Glück" — der Staatsökonomie eine so wichtige Grundlage. Weiß man sonst mit dem besten Wohlmeinen, was zu leisten oder zu versagen, zu schätzen oder gering zu halten sey? Was kann, wer nicht selbst auf höherem Standpunkte durch ein fürs ganze Leben und dessen wahre Gestaltung reich entwickeltes Innere stehet, — was kann er geben? Thränen trocknen?! Aber Kinder weinen auch, wenn die Schulstunde schlägt.

Alles, Tugend wie Laster, Glück wie zu Fürchtendes, hat seine Systeme, Lehrsätze, Maximen und Theorien gefunden. Angestaunt wird von der gaffenden Menge, wer in einem oder dem andern ihr ein Meister bedünket. Mag er der Menschheit Würde verherrlichen oder schänden — gleichviel! sie wissen's nicht besser.

Verfolgen wir die Menschheitsgeschichte alle Reihen hinauf — so wird uns der falsche Begriff „Glück," die gehaltlosen Elemente seiner Entstehung überall unter den vielseitigsten Quellen und Folgen alles Kläglichen, Verderblichen und Unheiles begegnen!

Was vom Glücke lässet sich von Ehre, Ruf und Achtbarkeit sagen: weil auch sie — Gebilde des rein- oder unreineren Geistes! Was ward nicht verehrt und wird es! Errungen, erraffet, erlistet, mit kaltem Blute erkämpfet oder anderes zerstöret! Ein Beispiel — — Vaterfreude, wenn das Söhnchen nur beglücket, schimmert, steiget und befiehlt, ob, schaaler Gönner schaale Gunst, das Amt dem Gemeinbesten eine Last, ein Krieg gegen Menschenwürde sey? was fraget der liebe Papa, der nie mehr schätzen lernte, als was der Halsgerichtsordnung nicht gerade entgegen, zu eigener Befriedigung führet.

Wer ist glücklich? d. h. wer findet ein in Wahrheit und Recht zu edlen Folgen festgestelltes Leben? Der, welcher allgemein Gutem oder welcher vereinzelnden Zwekken sich hingibt? Welcher ängstlich nach jeder Leistung auf Dank und Preis harret, oder welcher handelt, wie das Recht ihm gebietet und sein eigener Sinn ihm die höhere Pflicht auflegt. Glücklich ist eigentlich der, welcher aller trefflichern Menschen Achtung und Gottes Wohlgefallen verdienet. Glückliche machen kann nur der, welcher andere zu solchem Verdienen erziehet und befestiget. Der Glücklichste der, welchem gelänge, ein ganzes Volk dahin zu führen! zu machen, daß wechselseitig alle am schönen Bilde eines reinen Wohlwollens fürs Ganze erglühen, daß in dessen Antheil und Wärme, Leben und Pflicht, Geschichte und Dichtung, jedes todte, träge, zweifelhafte Entzweiende eines seelenlosen Daseyns zurückweiche, ihrem

Innern aber die freudige Gewißheit des vorhandenen oder erreichbaren Beſſern auch den freudigen Drang gebe, es mit Zuverſicht überall zu wollen und zu erſtreben. Was man ſeyn müſſe durch treue eigene Entwicklung, um ſo auf und mit andern zu wirken, um vereinet durch wahrhaften Werth mit ſo vielen Gemüthern ſich ſagen zu können: die menſchliche Natur hat an uns erwieſen, was ſie dem Leben an Zier, Schönheit und Würde zu geben vermöge — iſt wohl zu erwägen. Denn nur eine ſolche Stellung (oder was wenigſtens ihr nähert) iſt, wenn es irgend etwas bezeichnen ſoll, mit dem Worte „Glück" zu bezeichnen, d. i. Fülle eines durch ſich ſelbſt zum ewig Guten und Schönen aufrecht erhaltenen Geiſtes. Nur der iſt glücklich, weil frei, den nichts Einzelnes, nichts Eigenes, nichts Fremdes umſtricket — den nur Allſeitiges in ſeinem höheren Werthe erfreuet und beweget.

Das Glück iſt ſittlicher und folget dieſem Weltgeſetze mehr als es ſcheinet. Aber einmal ſind die (Combinationen) Vergliederungen, an welchen ſich dies ergibt, dem menſchlichen Blicke oft zu weit; zweitens muß man, um zu urtheilen, nicht blos die eine, ſondern beide Seiten, alles, was ſich hierbei im Gegenſatze findet, betrachten. Wenn der Tugendhafte untergehet, weil ſeine Zeit ihn nicht faſſet, ſo iſt er freilich nicht im Erfolge glücklich zu nennen, aber die, welche ihn hemmten, welche ſeiner nicht werth zu ſeyn wußten, welchen entgehet, was er hätte leiſten können — noch weniger. Es werden, um hierin zu entſcheiden, mehrere Standpunkte und Maaße nöthig. Ein anderes — Lohn und Erfolg - glücklich: ein anderes — glücklich im eigenthümlichen Werden und Seyn. Von allen Lehren die engeſte und gefährlichſte bleibet . . . Tugend, welche weder reich, noch gewaltig, noch hochbegün-

stiget, sondern nur stark und den Menschen zu dem, was er seyn-soll, zum Edelsten und Geistesgesunden machen kann und nur dazu bestimmt ist, — auf Glück und nicht auf dieses letzte zu verweisen.

Wer Wohlthaten, selbst sittliche, von der Hand annimmt, welche nur durch ein Unrecht die Macht sie zu geben erwarb, und sie eigentlich blos um sich zu befestigen gibt, tritt ein in die Bahn eines Unrechts. Seinen Gewinn theilen, heißet sich in seine Mitschuld und Folgen verflechten. Unstreitig wollt ihr in eurem ersten Nachgeben nicht dies und nicht jenes: nur Gutes, wie es eben die Klugheit der eigenen Ohnmacht darbeut. Aber schlüpfrig ist die Bahn und für die Kleinmuth nur scheinbarer, kein eigentlicher Halt. Der Mann, welcher dem Unrechte einen ersten Schritt einräumt, hat sich beschimpfet in eigenen Augen und in fremden. Er sinkt von Unehre zu Unehre. Die Macht der Umstände hat ihn ergriffen. Das eigene Gewissen macht ihn feig. Jedes Nächste wird ein Unabwendbares. Wer nicht mehr rein ist in sich, hat alle Stärke des Widerstandes verloren und stehet in eines Jeden Gewalt. Weil er Ehre heucheln oder erschleichen will, muß er in Mitschuld immer unehrlicher werden. Ein Volk aber, welches einer Ungerechtigkeit Wohlthaten sich hingibt, hat keine weitere Schranke seines Falles im Tiefsten der Tiefe. Zu spät wird es sein Unglück bejammern, wenn gleich nicht die Ursache erkennen: und so auf seine Kosten erweisen: das Glück sey in seiner Quelle sittlicher, als man gewöhnlich glaubet.

Unter die vielfachen Aufgaben eines besseren Seyns gehöret groß- oder — besser- oder das sogenannte Glücklichmachen. Gefährliche Ansprüche: weil weder die Mittel noch der Sinn des Empfängers gewiß. Ein

anderes — mit offenem Blicke eingreifen helfen, retten, erfreuen, wo ſich Gelegenheit darbietet: Ein anderes — auf das Glück, Glückliche zu machen, wie auf eine Jagd ausgehen und die wenigen Raubthiere, die man erlegte, ſich als Gewinn zuſchreiben. Hat man ſie wirklich durch Beſſeres erſetzet, oder nur neue Lücken geöffnet? Die Welt würde wenig beim Unterbleiben des größten Theiles deſſen verlieren, was man als Glückbringer verſuchet, was weder gut noch übel an ſich durch Unbedacht, Folge, Zuſammenhang und Art des Geſchehens ein Unheil wird — ſo manches Eheſtiften, Erziehen, Etabliren, Fabriziren, ſo manches geſchäftige Beſſern und thätig ſeyn wollen. Was ſollen die Siechen und Schwächlinge, Menſchen, Anſtalten oder Waaren, die man ſich ſelbſt und der Welt, als gültig überfirnißet, die gerade, wenn man ſie brauchet, zerfallen? Es iſt ungefähr ſo wie das Lehrgeſchwätz über Höhe der Zeiten und Thaten. Erzählen ſoll man, was und wie es geſchah. Wer Sinn hat, wird das Wort „Höhe" ſelbſt hinzudenken. Für die andern bleibt es Plunder, der ſie nur hoffärtig macht. Sie prunken, weil ſie mit Arthur's Helden zu Tiſch ſitzen. Iſt man es darum ſelbſt, weil man ein Glas Wein mit ihm trinkt? Gefühl muß entſtehen aus ſich ſelbſt; gegeben kann es nicht werden; das Reden verſenket, wie beim Schatzgraben, die Schätze noch tiefer. Es bleibet ein Art Inſpiration: ein Unbekannt, ein Unbeherrſchbares im Gemüthe. Es kommt aber nicht nach unſerm Gebote. Es weiß am beſten, wenn die würdige Gelegenheit ſeines Hervortretens, das, was ſeine Beſtimmung, ſeinen Reiz, ſein Urtheil in ſich ſelbſt trägt, da iſt! Heilig will es gehalten, aber kein Spiel der Eitelkeit, ſeiner größten Gegnerin, ſeyn, die es hervorrufen möchte, um ſich ſelbſt in ſeinem Schimmer anzu-

beten. Wahres Gefühl ist ein Gotteskind, aber kein Götze. Zur Größe sich aufspannen wollen oder Andere, heißet einen Bogen Papier vor sich hinlegen, um Gedichte auszumeißeln. Groß, andächtig, hochfühlend, hochdenkend, wahrhaft glücklich oder wahrhafter Dichter kann man nicht seyn wollen, so kann man auch nicht Andere dahin ziehen: Man ist es: Sie sind es; es tritt ein, wenn der rechte Augenblick schlägt. Ein eitles Spiel hoffärtig äffender Siechlinge muß Hohes (wie viel Aefferei wird selbst mit dem Glücke getrieben) nie werden. Lasset sie, was sie sind — siech: aber doch in Demuth unschädlich! Oeffnet Jedem die Bahn zu dem, was er seyn kann! aber aus sich muß er das Größere nehmen! Gegeben kann's ihm nicht, geliehen soll es ihm nicht werden.

Lebenshalt verwandt mit Lebenskunst.

Beide beruhen vorzüglich auf Erkennen und Mißkennen — darauf, daß man wahr gegen sich selbst zu seyn wisse — wie weit man hiedurch unter richtiger Beziehung aller Handlungen den Karakter einpräge, welcher durch eigene Würde Andere bescheidener, einfacher oder wenigstens verzagter mache, ihr loses Spiel mit uns zu treiben, oder den Einfluß von sich abzuwenden, den er allmählig zu besserer Bildung des Ihren ausübt. Am meisten wird das Leben und die Grundlage seiner Kunst, seiner Erhebung und Veredlung in der Wahrheit verfehlet ..... durch Hoffart, diesem inneren, unaufhörlichen Reiz, sich selbst zu belügen, im eigenen Wesen, in jeder That, Besitz oder Sache sich selbst und Andern etwas anders zu scheinen, als man ist. Nicht umsonst ward der Sündenfall, diese Empörung gegen Sich, hierdurch gegen Gott und die Natur, hierauf gestellt.

Was weiß der Mensch sich nicht zur Hoffart, d. h. zur Blende gegen alle Erkenntniß seiner selbst und der Dinge zu machen! Wachen und Träumen, mehr Wissen oder gewaltiger Fühlen, kälter oder leidenschaftlicher als Andere seyn — alles mag ihm Reiz der Selbstlüge werden. Tief fühlend wollen die Meisten

ſich zeigen, und wie Wenige ſind es! Wie Wenige tragen große Neigungen, große Erregbarkeiten (Affekte) oder eine dafür fähige Seele in ſich. Und doch! Daß ſie freundliche Gewöhnungen herkömmlicher Reize, etwas rührigere Verhältniſſe dafür hinnehmen, möchte noch hingehen! Daß ſie Andere und ſich ängſtig hineinpreſſen in Schauzeichen deſſen, was ſie nicht ſind, daß ſie ſogar mit ernſtern Hingebungen, mit Anſprüchen auf Opfer und bewieſene Tugenden ſich berauſchen für etwas, was immer nur Wortgebilde bleibet, und ſich dadurch von aller beſſern Wahrheit, von beſſerer Selbſterkenntniß und Selbſtbeſchämung ausſchließen — das verdirbt und verwirret und hat das Heiligſte zum Spiele verzerret.

Die Meiſten ſind doch gar zu erbärmlich, wenn ſie z. B. viel von Liebe reden, Liebe fordern, ihrer ſich rühmen, des unendlichen Bedürfniſſes, geliebt zu werden, Märtyrer zu ſeyn wähnen. Meiſt nur eigner Unvollſtändigkeit, eigner Haltloſigkeit Zeichen! oder Eitelſucht in blinder Ergebenheit Anderer ſich geſchmeichelt, das aufgedunſene eigene Gemüth auch in Anderen zu finden. Da erquicket man ſich dann, wie man mit eigener Trefflichkeit Andere an ſich gezogen, durchdrungen, erhoben, ſich eigen gemacht habe in ihren zarteſten Neigungen, oder ſelbſt im Verſtande fremder Trefflichkeit ſo geworden. So ſtehen ſie, wie die Beſchreiber ſolcher Verhältniſſe, gleich mittelmäßigen Schauſpielern, in falſchem Pathos, ſich ſelbſt zu übertreffen, zuweilen ſo lärmend geſpreizet, daß ſie unter Aehnlichen laute Bewunderung finden. Der Vorhang gefallen, die Poſaunenſchreie verklungen — würzen die Bewunderer ruhig ihren Abendwein mit der Betrachtung, wie alles das ſo groß und ſo ſelbſt empfunden. So knüpfet zwiſchen dieſen Nachklängen, ihrer Wiederholung und

der Nachbarin ergötzlichen Beifall ſich ein weiteres Band, bei welchem der Neubeſeeligte oder Weinerliche ſich auch wieder ſaget: liebe ich nicht unendlich und wer iſt mir gleich!

Wie Liebe, ſo jede andere Affekt- und Begeiſterungsart — Vaterland oder Menſchheit, ihr äffendes Spiel — das oft den Thoren überhebet, den Klugen verwirret. Was Pflicht und Recht — kann Jeder zu leiſten, ſich ausbilden kann Jeder begehren. Aber Begeiſterung kann man eben ſo wenig begehren, als in ſich ſelbſt ihre Stimmung erzwingen. Man kann ein brauchbarer Mann ſeyn, ohne ſie. Warum ſcheinen, was man nicht beſitzet? Laſſet Jedem das Seine. Und trachte nur Jeder zu ſeyn, was er iſt . . . folgerecht, ſelbſtſtändig und ein Ganzes ſeiner Art. Nur dadurch lernen auch die Verſchiedenſten an Empfinden und Dichtung, ſich verſtehen im Handeln.

Folgerecht — und — ſelbſtſtändig (in Empfinden und Denken) Jedes iſt's auf ſeine Weiſe. — Das Verſchiedene, in ihrem Seyn, Werden, Stelle und Werth in ihren Verhältniſſen zu Flug — und — zu Schwerkraft, zu Bewegung und Ruhe, Kraft und Stoff, Fortſchritt und Halt, Wirkendem und Feſtem, iſt wohl zu erwägen, beſonders wo von höherer Lebenskunſt, Lebenserkennen — Mißkennen und Standpunkten die Rede.

Tugend, lehret Sokrates, fordere Helldenken, Hellfühlen. Ohne beide nur Truglicht. Wahrheit iſt eine Läuterung aller Tugenden. Helldenken — eine Läuterung deſſen, was man ſiehet und ergreifet. Darum ſtehen *thätige* Sittlichkeit, in immer zunehmend vernünftigerer Geiſteserweiterung und jene *Trugſchwindelnde* im Gaukelwerke der Abbüßung, der Formeln, Magien und Gebräuche — was erſte bezwecket und erreichen hilft —

was zu letzter verlocket und umnebelt, — so ganz feindlich und unvereinbar sich entgegen! Kein Vertrag ist möglich!

„Sittlichkeit," kann man sagen, „sey ein in eigener Kraft, Würde und Einklang geistiges Leben;" aber darum nicht sogleich zusetzen: „Unsittlichkeit sey Zerstörung des Lebens!" Des Sittlichen freilich: aber nicht des Lebens selbst; denn auch das Böse, das Häßliche lebet mit einer sich selbst forterzeugenden Macht, wie das Bessere. Der gedachte Spruch sagt also wesentlich so wenig als ein ähnlicher: „Was lebendig erscheine, sey schön, sey gut, in so fern es lebe. Häßlich, was todt oder den Schein des Todes an sich trage." In einzelnen Fällen, aber nicht allgemein mag das zutreffen. Was uns feindlich entgegen lebet: finden wir es schön? Ein Spiel mit 2 x, wie so häufig, ist also der Satz. Leben — und — Tod, als zwei gegenseitige Verneinungen kennen wir sie! Nicht viel weiter!

Leben ist Daseyn; Daseyn ist Leben — höhere Ermächtigung und Form des ersten. Aeusseres — inneres Leben; Bedingungen, Aeusserungen und Halte beider nehmen wir wahr. Damit müssen wir haushalten. Weiter bringet selten unser Auge. Und auch hier, an diesem Sichtbaren, wie leicht ist ein Fehlblick!

Ein vorzüglicher Lebenshalt ist der Sinn für das Schöne. In der Freiheit vom Selbste, in der Kraft ohne alle Beziehung auf solches, Werthe erkennen und achten zu können, gründet der für das sittliche Schöne, der für das Sinnliche, in der Entbundenheit von Begehren. Ueberall ist der vereinte Sinn beider und dessen Quellen auch Quelle des sittlichen Lebens! Lebenshalt — weil im Erschauen und Ahnen eines geistig Vollkommenen

auch die Entfaltung des eigenen Innern in seiner Macht, Fülle und Neigung für sittlich Höheres sich aufthut. Aber nicht allein und ohne Sittliches reichet der offene Blick für das Sinnlich-Schöne hin. Selbst die Griechen, welche Göttliches in die anschauliche Gestalt des Schönen kleideten, ohne den höchsten Gedanken eines Schönen festzuhalten, versanken in Lüsternheit und Leichtsinn. Weil sie, was in seinem großen Lichtpunkte, aber eben dadurch nur ungetheilt, Eins und Alles vorschweben kann, in Einzelnes ohne einen Gegensatz, welcher diese immer weiter gehende Zersplitterung aufhielt, zersplitterten: so behielt Jeder seine Willkühr; war Schöpfer seines Gottes, nicht Geschöpf; konnte einschieben, was ihn gelüstete, und nichts, was ihn beherrschte. Ihm fehlte ein Höheres. Und das ist's, was jedes Leben, nicht blos in Religiösem, sondern im Sittlichen — und in allen Entwicklungen mit Haltlosigkeit bedroht. Nur der Blick auf ein unwandelbar Höheres gibt Halt.

Hoffnung eines Nahenden, Sehnsucht eines noch Fernen, oder schon weithin Verlorenen — beide sich entgegengesetzt; und doch wieder so nahe oft in denselben Ergreifbarkeiten verwandt — der Sonne Nieder- und Aufgang kann beide erregen. Ist's Sehnsucht oder Hoffnung oder beides, was nach oben uns ziehet? In beiden, welche zugleich als ein Verein von Muth und Ergebung uns ansprechen, öffnet sich als Nachbild ursprünglicher Heimath, ein Ziel, wohin zu gelangen uns ahnet! Ein Ziel, dem wir folgen, das bei allem zum Bessern der Menschheit Unternommenen, sich immer weiter hinausschiebt und dennoch, bei dem steten Gefühle, daß es nie ganz zu erreichen, weder Ungeduld noch Kleinmuth, sondern einen desto höheren Reiz seiner Mühen erreichet:

das sind die Elemente, aus welchen ein kräftiges Leben erwachset. Wer sie vereinet — ist der Tapfere. Er hat einen Halt. Dieses Gefühl der Empfänglichkeit für ein Höheres, als wir; seiner Demuth und doch zugleich des Strebens nach solchem — ist die Quelle alles lebendig frommen Sinnes — der Begeisterung, des Glaubens an Menschheit, des Heldenmuthes und der Andacht, durch welche wir einem ewig Größesten uns immer nahe empfinden.

Was man als früher beseelenden, erwärmenden, beseligenden und nachher verlorenen Glauben bejammert, wenn spätere Wissenschaft — welche wir in seinem Vergleiche eine tödtende, erkältende, haltnehmende schelten; — uns einen Theil desselben entziehet und wenig Festeres dafür gibt .... lieget der Grund in uns? Im Gange des Lebens? Im Wechsel seiner Stellung zu Allem? In der Art, wie Wissen mitgetheilt wird? In Allen zugleich oder in Einem von ihnen? Hänget nicht das Meiste an der Jugendbeschaffenheit selbst, in welcher man alles Erste Gegebene freudig und kräftig ohne Zweifel umfasset, weil, ohne üble Erfahrungen, im noch unbenommenen Raume, alles zu festeren Eindrücken und süßeren Gewöhnungen eindringet? Hätte nicht das Spätere, zuerst gegeben, denselben Glauben gefunden, den es jetzt als prüfender Entgegensatz stört, und umgekehrt das Frühere, als Späteres, eben so gewirkt? Muß es nicht so kommen? Ist blos verloren, und nichts Weiteres gewonnen? Gehören nicht Zweifeln und Ringen zur Reife des Lebens? Und ist nicht jenes Jammern bloßer Schmerz der ehedem ruhigen Gewöhnung gegen das Bestreitende derselben?! Darum bleibet als fester Lebenshalt Weise und Pflicht der Erzieher, in der Jugend alles so vorzu-

bereiten und nichts in sie zu legen, was nicht durch die Kämpfe des in sich fortschreitenden Lebens endlich geläutert, bestätigt, erkräftiget, als höhere Wahrheit hervortreten und nie als Nichtiges verhöhnet werden könne.

Aus Kennen und Mißkennen der rechten Standpunkte . . . Lebenshalt! Aus Lebenshalte, Schwankem oder Festem, . . . des Lebens Leiden, Gefahren oder höhere Entwicklung! Leben ist — Geschehen. Jedes Leben ist eine Geschichte, hat eine Geschichte, ist verflochten mit der Geschichte Anderer. Auf edleren, immer gewürdigteren Erinnerungen der Jugend beruhen die vorzüglichsten Haltpunkte. Die Sehnsucht eines Höheren, welche in der Jugend so lebhaft sich ausspricht, gibt Zeugniß des Höheren in menschlicher Bestimmung und Anlagen, lehret den Erzieher, wie der Mensch zu ergreifen. An ihr erwächset der Glaube, das Streben, die bleibende Begeisterung des Besseren. Jugend ist die heilige Zeit. Wer von ihr geschieden wird, durch Mangel edler Erinnerung und Gebilde, hat die Wurzel verloren, eine Eiche der Menschheit zu werden. Alle Gefahren, Verkümmerungen und Leiden des Lebens entstehen vorzüglich aus Entbehrung oder Störung jener frühesten Eindrücke, welche gestaltend über das Leben entscheiden. Nicht Worte, sondern Anschauung und eigene Gebilde machen seine erste Erziehung.

Freilich gibt es auch in der Uebersehnsucht eines Verflossenen, im Schmerze seines Mangels, fortan kranke Gemüther. Aber dies erweiset sich uns als Folge einer durch Mangel großer Aufforderungen vermehrten Schwächung derselben. Nur große Gegenstände können große Kräfte entwickeln.

Es kann Achtung geben, ohne Liebe — und achten,

achten können, ist des Lebens größester Halt. Aber ächte Liebe ist immer nur gesteigerte Achtung. Alles Andere ist hohler Name, Wunsch, Neigung und Schwäche. Auch eine mit alten aber festen Gebilden beschäftigte Fantasie, wenn sie auch für Neues verschlossen, kann dem Leben noch Halt geben.

Leben, Seyn, Werden, Vermögen, Wirken und Karakter deſſelben.

Wo Unendliches beginnet, kann das ins Endliche Beſchränkende, wo Idee, kann das Begreifen nicht mehr herrſchen.

Bei aller Erſcheinungen Wirken und Werden ſind zu unterſcheiden (als zwei weſentliche und zwei geſchichtlich oft verſchiedene Momente), Leben, Werden und Wirken a) nach innen, b) nach außen, — was von außen ins Innere eingehet, ſich miſchet und artet, und umgekehrt, was geſtaltend vom Innern auf Aeußeres übergehet; der Mann und ſein Karakter, die Zeit und ihr Einfluß, was wechſelnd von Einem zum Andern ſich verwebet und ergibt.

Wir glauben an's Leben, an ein Gut, welches durch und in ſolchem uns zukomme; an eine Kraft und ein Ziel neben vielem Unerklärbaren in ihm. Ein großer Theil alles übrigen Glaubens und Meinens, aller Fähigkeiten Neigung für ſolches, bildet ſich hieran, ſtammt aus den Formen, unter welchen wir das Leben erſchauen. Daß es wie eine weite Landſchaft mit hellen Gebilden auf dunkleren Fernen, mit Sonnenglanz der erſten und Nebeln der letzten, halbbewußt, halbträumeriſch in Hoffen und

Gefühlen uns vorschwebe, ist so ziemlich ein Bild, wie alle einzelnen Strahlen unserer Thätigkeiten, Ereignisse, Aeußerungen und Empfänglichkeiten in ihm zusammenfallen, wie sie in den Uebergängen zwischen Nähe und Ferne, zu Form und Bedeutung sich knüpfen. Es erscheinet uns als Stätiges und doch wird es durch so mancherlei Absprünge bedinget, als Ganzes, und doch ist es oft Stückwerk. Ein X, ein Unbekanntes, waltet überall mit. Es ist ein beständiges Werden und wie vieles bleibet im Zusammenhange dunkel! Es hat einen Karakter — aber wie proteisch sind seine Gestalten! Wie das Leben selbst nach seinem in's Aeußere tretenden innersten Hergange unter steten Kontrasten eines erkennend Unerkennbaren abläuft; wie es uns selbst ein ununterbrochenes, wenn gleich nicht immer klares Bewußtseyn, die stete Anschauung aus uns selbst sich entspinnender Erscheinungen, ein Konzentriren ihrer Vereinzelungen auf Umriß, Farbe und Stellung des Allgemeinen ist; so ergehet es auch mit jedem uns eigenen Vermögen oder Bedürfen, die sich als einzelne Aeußerungen an diesem Allgemeinen uns darstellen. Alle haben, wie das Leben, ihre Nähen und Fernen, Lichter und Nebel, Offenes und Umhülltes. Alles schließet zuletzt an einem Unendlichen, an einer Reihe, deren erste Glieder aus einer Wolke hervor- oder zurücktreten. Und warum will der Mensch gerade sein Größtes aus Hoffart sich nicht eingestehen? warum überall nur durch ein Endliches, Begriffenes herrschen, statt sich zu sagen: „Ich bin mehr, weil ein jedes Gelöseie auf ein neu zu Lösendes führet, weil ich mich nicht ganz begreife?" In dieser Demuth öffnet sich ihm die rechte Aussicht auf Höheres. Warum erreichet er so selten, warum schließet er sich selbst diesen Standpunkt? Weil er zittert vor der Mühe, was

er vermöchte, zu erſtreben! Weil er aus Trägheit ſich verkennet und aus Leichtſinn etwas anderes ſeyn will, als er iſt! Weil ſchlafſüppiges Hingeben an einzelne, zufällige Vorſtellungen ihn mehr reizet, als treue Erforſchung ſeiner ſelbſt! Aber woher dieſe Trägheit? Am meiſten aus der Furcht — nach Entdeckung eines Höhern in ihm, für dieſes Höhere mehr thun zu müſſen, als ihm gerade gefällig. Lieber will er lungern im Staube, als menſchlicher Würde nacheifern. Dieſe Furcht ſtammt ſie aus der Erziehung — aus ſeiner Natur? oder aus beiden? Aber dadurch verliert das Leben Farbe und Fortſchritt, Karakter und rechtes Wirken.

Zum Verſtehen des Menſchen, der Dinge, der Ereigniſſe, des Herganges, des Haushaltes und Lebens iſt ein ſtrenger Standpunkt, für Wirken und — Nachwirken, wirken auf ſich, wirken auf Anderes — und deren Unterſchiede ſehr wichtig. Jedes Wirken iſt ein Aendern: Aendern der Richtung, des Zuſtandes, der Stelle, der Thätigkeiten, der Bahnen, der Verknüpfungen, welche gelöſet, der neuen, welche geſtiftet werden. Auch in dem Wirkenden ändert manches Vorige . . . ſchnellere Thätigkeiten, oder erſchöpfte, neue Mittel, andere Erkenntniſſe, andere Bahnen, erweiterte Richtpunkte, andere Verwendungs- oder Erheiſchungsbehelfe — kurz ein durch Gegenſtände und Augenblicke beſonderes Form-Nehmen, Spannen oder Stimmen des Karakters: oder was im Erreichten zum Reize ganz anderer Ergreifungen, zu Lebens-Hoffart, Dünkel oder Veredlung, zum Anklang anderer Selbſtgefühle, Verhältniſſe und Beſtreben werden kann. Man denke nur, daß überall ein Wechſel — ein Rückwirken, ſelbſt des paſſiven Gegenſtandes, hierdurch andere Neigungen, Anſichten und Gebrauchs-Weiſen ſtattfinden.

Kein Menſch tritt aus einer Thätigkeit, wie er hineinging. Verfehlter oder gelungener Zweck — was als Folge ſeiner Bewegungen in ihm ſelbſt ſich anders geſtellet, das berechnet er ſelten, und weiß es oft nicht! oder was aus den Bewegungen eines Volkes, auch wenn ſie längſt vorüber, als Artung noch fortdaure?

So weit Spannungen des Karakters, als jetziges Mittel, als Hebel oder Zufälliges zu Belebung der Anlagen gebrauchet, nach geendeter That, in ihre alte Ruhe zurücktreten — haben ſie gewirket. Der Menſch ſcheinet wieder der Alte. Aber ſo weit er es doch nicht eigentlich mehr iſt, ſo weit dem Weſen ſelbſt, jenen Anlagen, ihren Getrieben, den Auffaſſungen des Lebens und ſeiner Werthe der bleibende Keim veränderter Reize ſich einimpfte — was hiervon als Folge erwachter Empfindungen oder Gedanken zu Standpunkten neuer Verkettungen, Artungen, Kräfte und Sitten ſich feſtſtellt . . . nenne ich Nachwirkungen . . . die Gründe eines in ſich ſelbſt fortſchreitenden Kreiſes von Verwandlungen. Ein Stoff eigener Erwägung! Denn ganz Unvorgeſehenes, oft ganz Entgegengeſetztes kommt durch ſie zur Ausbildung. Kein thätiger Hergang, aus welchem nicht, neben dem Bezweckten, noch manches frei Selbſthervorgebrachte, lange Reihen von Seiten- und Nachwirkungen ſich entſpännen: des Undurchſeh-Unbeherrſchbaren großes und ſo größeres Reich, als der menſchliche Geiſt, aus träg- oder einſeitig-hoffärtiger Beſchränkung des Blickes, was er beobachten ſollte und könnte, verſäumte! So im Leben, in ſeinem Karakter und Werden. Daher die Thorheit, ſo vieles nur für hie oder dort Brauchbares, für machtlos, unnütz, nicht mitwirkend bei anderen nach den wenigen Radien einzelner Erſcheinungen zu er- und zu verkennen: kurz, nicht

nach der Allseitigkeit seines Kreises mit Bescheidenheit unausgesetzt zu beobachten. Wird doch Niemand voraus bestimmen wollen, ob dieser Bissen Brod in das linke Knie, oder dieser Mundvoll Speise in die rechte Schulter sich absetzen werde: erkennet er hier die Naturmacht der Verwandlung aller Speise in ein Gemeinsames und deren Vertheilung auf die Glieder als Zufluß durch das Ganze an: wie kommt es, daß im Gebiete des Geistigen man einzelne Wissens- oder Thätigkeitszweige ausschließlich nur für dies oder jenes Ersichtlichere wirksam, nicht nach ihren freilich unsichtbaren Verwandlungen in Nahrungsstoff für alles anerkennen will. Wer auf sich achtete, wird bemerket haben, wie ein scheinbar zu weniger Anwendung Erlerntes oft plötzlich als Mahner und Licht für diese oder jene Umfassung als verknüpfender Mittler für so manches Getrennte hervortrat! Wie viel mehreres mag noch unbemerkbar, als Folge eines Erlernten, als Gewöhnung, Fertigkeit oder Entwicklung eines sonst nicht Vorhandenen sich in des Geistes Tiefen verbergen. Jedes einzelne Treiben wirket in das Ganze, jedes Wissen auf allgemeinere Bildung des Geistes, jedes Geschehene nach mancher umhüllten Richtung auf Späteres; und seine Folgen sind es, welche in ihren zahllosen Verwebungen leben, geben oder empfangen. An ihnen entstehet und ist des Lebens Gestalt, Werden und Karakter zu erforschen. Was aus Forderungen oder Artungen entsprungen, aus solchen ins Aeußere tritt, kann nur durch Mahnungen, die dahin trieben, durch Verwandtes, durch Zusammentreffen mit dem, was als Idee, als Neigung, als Affekt in ihm waltet, als Wirkendes auf solchen zurückgeführet, oder in seiner Wirkung einbegriffen werden. Aber wie verschieden in allen Verschiedenen der Individualitä-

ten. Die Natur handelt hierin nach ihren Gesetzen. Der Mensch muß lernen nach diesen zu handeln. Den Berührungspunkt, der etwas zum Wirksamen machet, errathen, heißet, etwas ins Leben einführen. Z. B. nicht die Bildchen, die Jemand tuschet, sind es, was Zeichnen zu einem verborgenen Entscheidungswerth über sein Daseyn erhub; sondern die verbleibende Sehweise, die eindringendere Auffassung der Formen und Fernen, der Lichter und Farben, was Umfang und Schönheit, Wechsel und Fülle der Natur ihm bemerkbarer, seine einsamen Gänge reich, das Land, wo er lebte, theurer machte, was in freudiger Betrachtung dem Geiste höhere Mahnungen gab und hierdurch bewahrte gegen so manches Bedürfen müßiger Herzen ... Dieser Geist des Zeichnens, übergegangen zu wirksamerer Entwicklung des Gemüthes — bleibet der Gewinn. So sind Einzelne, so Völker, so die Dinge, ihr Treiben, ihr Wissen, ihr Leben und ihr Einfluß auf das Leben zu erwägen. In jedem Lernen oder Thun — lernet von allem der Mensch sich selbst, den Trieb, den Wunsch, die Sehnsucht, das Vermögen des in ihm Niedergelegten, was er seyn kann oder sollte, heller oder verworrener erschauen und empfinden. Nichts ohne Folge für Gut und Uebles. Im Geistigen wie im Körperlichen ist das Leben ein unausgesetztes Bedürfen und Aneignen, der Luft, die man athmet, der Nahrung, die sich darbietet. In allem Lernen lernet der Mensch am meisten nur sich, ein Inneres durch Aeußeres, letztes durch erstes begreifen. Und wo er nichts lernet, schaffet die innere Leere sich Träume. Aller Unterricht sollte demnach so gestellet werden, daß jenes immer vorhandene, unaufhaltbare Wirken, jenes immer rege wechselseitige Gefühl der Vermögen und Bedürfen (und das ist ja Leben) seine Richtpunkte an

ſolchen Gegenſtänden und Verwendungen finde, wie ſie zu einem Erhebenden und hierin zur richtigen Uebereinſtimmung alles Menſchlichen führen. Dann würde das nosce te ipsum — nicht blos was man eben iſt, ſondern was man ſeyn kann und ſeyn ſoll — ſeine Wahrheit erhalten. Was iſt ihm die Welt, wenn keine eigene in ihm, ihr Klarheit, Beziehung und Bedeutung verleihet; wenn er nur höret und nicht vernimmt, nur ſiehet und nicht faſſet, nur die Laſt eines Erlernten auf ſich häufet, an der ihm kein inneres Leben aufgehet. So was iſt, nach obigem Beiſpiele, ein Zeichnen, das man nur ſchätzet und lehret nach ſeinem nächſten Gebrauche, das nur gilt, nach ſeiner ſinnlich unmittelbarſten Hervorbringung! bei dem man nicht fraget, woher es aus dem menſchlich Innerſten ſtamme? — (wäre es ſonſt erfunden?) wie dort ein Verwandtes es fordere? Wie der Geiſt, der durch das Techniſche zu heller und immer hellerer Anſchauung des in ihm und in den Dingen Enthaltenen ſtrebe, — es bedinge und ſchaffe, aus ſich herausſtelle und wieder in ſich aufnehme?

Jedes Leben artet ſich nach den Richtungen, in welchen es fortwährender gehandelt hat, oder eben handelt; iſt zu betrachten nach ſeinen Anlagen als Kapital der Gewöhnungen, welche an ſeinen beſonderen Thätigkeiten als Summe und Mögliches ſich qualifizirten durch herrſchendere Zwecke, durch die in ihnen enthaltenen Erforderniſſe, Arbeiten, Antriebe und Gegenwirkung. Hierdurch der Karakter — des Lebens Geſtaltung! Wenige forſchen und denken genau, wenige wiſſen, weil immer die Stunde ſie fortſtoßet, — wofür es ſich handle um zu leben? Was Leben fordere und ſey? Oder, wenn ſie forſchen geſchiehet es bloß oberflächlich und ſich ſelbſt nur zu rechtfertigen

über die Hingebung an einzelne, abgeriſſene, augenblickliche Neigungen, über den Tauſch einzelner Zwecke, über den Gebrauch vereinſeitigter Kräfte, um ſich mit ſchmeichelndem Gebilde zu belügen oder unbefriedigten Wünſchen mit Bitterkeit nachzugrübeln. So wird ihr Karakter mehr der einer unabläſſigen Selbſtbeſchönigung als einer wahrhaften Ergültigung ihres Weſens. Was ſie dann wiſſen oder zu wiſſen vermeinen, iſt das Ergebniß ſolchen Forſchens. Auf der Frage, was Leben? wie es verſtanden, wie ſie beantwortet werden müſſe an einem höheren Ganzen — beruhet Alles. Aber dazu fehlen den Meiſten die Elemente... ein großartig bewahrtes Gewiſſen menſchlich göttlich gewollter Beſtimmung. Im Grunde iſt Leben nur ein anderes Wort für Ich: und die Fragen... was bin ich? was ſoll ich? was habe ich zu hoffen? nur zu löſen an der — was iſt des Menſchlichen göttliches Ziel? Thiere haben Gattungen — ein Gemeinſames von der Natur ſelbſt in weitere Arten getrennt. Tieger und Löwe ſind zwei Arten der Katze. Der Menſch iſt eine Gattung. In Arten trennet ihn erſt eigene Vermittlung... Völker, Stände, Gewerbkaraktere, nach den verſchiedenen Forderungen, Antrieben, Entwicklungen, Erreichungen oder Schranken eines Jeden.

Hierbei ſind beſonders zu erwägen — ſein körperlich- ſein geiſtiges Leben, nach beiden Verein oder Entzweiung, nach Prinzip und Geſetzen, welche erſtes dem zweiten unterordnen oder mit Tendenzen, welche nach Verhältniß der Energien das zweite dem erſten unterwerfen. Das Gattungsleben... Menſch, iſt als Naturſtoff zu betrachten, Art und Individuum als Folge der verſchiedenen ſich oft widerſtreitenden Entwicklungsbedingniſſe des körper- und geiſtigen Lebens, des daraus entſpringenden

Charakters, der gebildet wurde durch Vergangenes, aber in sich selbst nun als bildende Kraftart für Weiteres bestehet.

Es gibt also einen Lebenscharakter der Gattung, der Einzelnen, der Völker und Zeiten — Summe der Beschaffenheiten, Thätigkeiten und Tendenzen, bedingend, das vorhandene und fortgesetzte Seyn, entsprungen aus einem Verflossenen. Das es Stufen von Mischungen, unendliche Möglichkeiten derselben zwischen Mehr oder Minder, So oder So in verschiedenen Verhältnissen der Beeigenschaftungen gibt, trennet Arten von Arten; eine ähnliche Folgereihe von Entwicklung und Aufstufungen trennet Individuen von Art. Daß das Leben im Seyn, als ein so manchfaltig Artbares an Wirken und Aeußern, an Eignung und Begehren, als ein so verschieden Undurchschaubares erscheinet, machet alle Behandlung desselben so schwer und ist eine der Ursachen, warum es — ein so unendlich individuelles — so selten ein allgemeineres Grund-Maaß ist, wenn gleich, vorzüglich in der Oekonomie, oft ein Besonderes und eine überall unentbehrliche Beziehung,... eine vieles ermessende, aber immer nur einzeln bedingte seyn kann.

Jedes Wesen, vermöge und nach Maaß eines ihm inwohnenden Prinzips — hat und führet sein eigenes Leben, dessen Umfang sich bedinget, erweitert, verenget nach Maaß des Fremden, mit welchem es aktiv oder passiv in nähere Berührung oder Verbindungen tritt. So Leben der Einzelnen, der Dinge, der Einrichtungen, der Anstalten, des Staates (als umfassenden aller) in eines durch das andere beweget, entbunden, begeistiget oder gedrückt.

Leben des Staates (wie jeder Anstalt). A. Ein Gei-

stiges bedinget a) durch das Geistige und den Geist seiner wechselseitig inneren Getriebe in Vergliederung, Thätigkeiten, Empfänglichkeiten, Bedürfen, Vermögen seiner Verfassung überhaupt. b) durch den Geist derer, die in sich entwickelt, nach Außen hin wirkend, an solcher theilnehmend, sie tragen, halten, ausführen, in ihrer Beschaffenheiten Gunst oder Ungunst, stark oder schlaff.

B. Ein Körperliches — bedinget durch Sachen, welche seinem Daseyn zuströmen oder zugehören.

Beides bedinget sich zugleich aus einem eigenen Beherrsch- oder Unbeherrsch-, Ergreif- oder Unbegreifbarern der Massen überhaupt, des Einzelnen einzeln; des Zusammengreifens (complexus), in welchem dieses Alles sich schwinget, treibt oder bekämpfet, oder tödtet, erreget, ermächtiget oder lähmet, gebietet oder dienet, gemeinsam wohlthätig oder je eins auf Kosten des andern sich ausübet.

Leben — was es sey? ein Räthsel an sich! wie es sich äußere — oft nicht minder — der eigenthümliche nie ganz erklärbare Strom aller im Innern eines Daseyns sich tragenden, hebenden, erhaltenden und erregenden Mächte, — bildet — und wird gebildet! Ist Ursache — und — Folge! Aktiv — und — Passiv. Diese Doppel-Ansicht ist nie zu verlassen.

Leben, in den Reihenfolgen, wie die Natur sich alle Anlagen, Dinge, Bewegungen, einzeln oder in Massen geordnet, verstehen, ist die Kunst des allgemeinen Haushaltes. Das Leben verstehen, saget nicht — sein Wesen: sondern nur sein Kennbares; seine Affekzionen, seine Aeußerungen und ihrer Anlässe, das Positive und Negative derselben, was hemme oder nicht errege vielseitige Beobachtung. Also vorzüglich wie das Einzelne sich arte durch seine Stellung im Zusammenhange, wo so vieles

wechſelſeitig ſich anreget oder aufhebet, wie was Einer erfindet, Alle angehet und wie Einer oder Viele es ergreifen für Jeden und Alle ein Hemmendes oder Erweiterndes wird. Der Menſch in Maſſe treibet, lähmet, erhöhet, erniedriget ſich, wird beſſer oder ſchlechter als jeder Einzelne durch ſich geworden wäre. Er wird ein Weſen der Geſellſchaft und ihrer Art, weil dem Leben eines Jeden ein Ton aus dem Aller ſich aufdringet; weil nach Beſchaffenheit einzelner zur Herrſchaft gekommener Dinge, die Viele ſchätzen oder verachten, fordern oder vermiſſen, Jeder dem Andern zunöthigt, wechſelſeitig darüber ſich einet oder entzweiet — auch Jeder zu eigener Sicherung oder zu eigenem Vortheile ſein eigenes Leben einrichten und Gewöhnungen erwerben muß. Die Geſchichte lehret, was Maſſen werden. Aber eben darum auch mehr, was ſie werden und wirken konnten, als was der Menſch an ſich ſey. Ihr muß die Anthropologie zu Hülfe kommen, um durch weſentliche Gründe, wie alles ſich ſo erzeugen konnte, den höhern Standpunkt zu ergänzen.

Wie aus dieſem Zuſammenhange wieder Einzelne, durch eines vollen und ſelbſtſtändigern Geiſtes innigere Kraft, oder Solche hervortreten, welchen eine zu gewaltige Selbſtheit überall Unzufriedenheiten zeiget, oder ſolche, welche ſtark, edel, gebildet in einigen, ſchwach, vernachläſſiget, verbildet in andern Anlagen, uneins hierdurch mit ſich und mit Allen, in Peinlichkeit, Scheidung und Kampf ihr, zugleich aber auch oft ihrer Zeit Lebensſchickſale entſcheiden, ſo wird die Maſſe, indem ſie bildet, auch durch dieſes und vieles andere gebildet.

Was man im Leben ſuchet und von ihm fordert, wird auch die Form jeder Forderung an uns und die

Umgebung, die Form der Erziehung, welche aus beiden auf uns zurückſtrömet. Ein Grundbild, ein früheſt entſtandenes (der Kriſtalliſationspunkt unſerer Entwicklungen) lieget in jedem, dem er alles zuweiſet, dem er alles aneignet, welches eben daher immer herrſchender — ein Abgrund wird, in dem ſich alles verſenket oder ein Geſtaltendes, an dem ſich Alles zu immer höheren Formen erweitert. In jenem Bilde lieget ausgeſprochen, was zu Wiſſen und Thun treibe, was für Thun und Wiſſen erläſſige! Die Wünſche, welche man zu befriedigen trachtet, finden Reiz und Urſprung in ihm. Wem Rauſch, ſinnliches oder dumpfes Nichtsthun genüget, warum ſollte er zu wiſſen, ſich zu erweitern die Mühe übernehmen? Wie jeder anklopfet, wird ihm aufgethan. Wunſch iſt in den Vorſtellungen von einer Sache entſtandener Habhaftigkeitstrieb; erſter Akt des Willens, Keim des erregten Strebens zur That. Was man fordert, entſpringet aus innerem Maaße — und — wird Maaß des Suchens! Des Gefundenen Aneignung oder Erringung, indem es Hinderniſſe überſteiget, oder an ihnen, an ihren Mühen und Anſtalten ſich erſchöpfet, Muth gibt oder in bloßes Sehnen, Träumen und Klagen ausgehet, — ändert, mehret oder mindert den Zuſtand der Kräfte, hierdurch den Lebenskarakter, der ihr thätig bedingter Verein, die Summe deſſen iſt, was ſie wurden; ſo wie jene Forderungen, in einem früher ſchon vorhandenen Karakter entſprungen, durch das, was er nun wurde, zu neuen und weiteren führen. Der Karakter iſt kein Stillſtehendes, ſondern ein ſtetiges — täglicher Abſchluß deſſen, was zu fortſchreitendem Werden und Seyn ſich ſummiret, aber auch aus ihm bedinget. Deſto ſchlimmer, wenn er gegen die Natur, ein ſtillſtehend erſtarrtes, geworden; oder ſtatt zu Höherem

in seinem Zuwachse hinaufführend, zu Tieferem hinabdrückt.

Alles ist wechselseitig — Karakter gibt Leben, Leben Karakter. Beides nur Darstellungen der Art, wie das Leben durch ein Princip seiner Führung beweget werde? Sich bereichere oder verarme? Aber Leben — was? woher? zwei ewige X! Darum über seinen Karakter und Wirken, die Art sie zu stärken oder zu heilen, so wenig uns klar! Die Heilung Glücksgriff meist mehr als Wissen! Thierisches Leben? — Aeußerung des Organismus; Bewegendes des Organismus, Pflanzenleben? in so ferne es dem Thierischen ähnlich — auf organischen Funktionen in materiellen Formen unter dynamischen Getrieben beruhet.

Leben des Geistes — sein Wirken, seine Empfänglichkeit, die hierin wiederkehrenden Gesetze — kennen wir mehr? Und vollends Leben der Natur? Und doch greifet eines in's andere! Unser Wissen ein meist Negatives! Keine unserer Berechnungen ohne X, das Unbekanntes aufdecken hilft, aber selbst eines bleibet. Darum wie thöricht alle Hoffart!

Ernst ist das Leben. Kraft kann nur wurzeln auf Ernst — oder — Kraft entstehet nur aus jedem mit Ernste d. h. in höherer Richtung und Ahnung betriebenen Lebens-Geschäfte. Ernst ist nicht so sehr Anlage als Ton der Gewöhnung, in welchen die Anlagen zur Ausübung gelangen. Wie viele und mancherlei Anlagen können in diesem kleinen, aber höchst zusammengesetzten Worte sich vereinen. Grundtriebe, Denken, Vorstellungen, Fantasie-Gebilde, Ideen, ästhetische, bürgerliche Gefühle, Folgen der Umgebungen, der Art, wie das Nothwendige sich erringet, der Bedürfen, der Vermögen und ihrer Gebrauchsweisen, je nach Beschaffenheit der Gegenstände,

der Dinge, welche als Eindrücke oder Ansichten des Vorzüglichsten im Leben zur Herrschaft gelangen u. s. w. Einzelne wie Völker... der Boden auf welchem sie wandeln, die Welt-Verhältnisse, die Lebenserhebungen, die er darbietet oder versagt, die Vergangenheit und die Geschichte wirken bei. — Ernst? Mischung aus Festhalten, Beharren des Antriebes, der Achtung, des lebendigen Gefallens oder Glaubens an die Wichtigkeit dieser oder jener Erreichung! Ernst! Wie erwähnet, ein Erzeugtes aus Umgebung, Erziehung, Thätigkeit und Erstrebung. Ernst? Glück hat den seinen, wie Unglück; rasches Erreichen, wie mühvolles Daseyn. Oft ist Leichtsinn dem Unglücke verwandter als dem Glücke. Stark wird, wer durch anhaltendes Forschen zu rechtem Wissen, durch solches Wissen zu rechter Achtung der Dinge, hierdurch in rechter Anwendung zur Freiheit der eigenen Zwecke, durch große Zwecke zum richtigen Sinn menschlicher Würde und ihrer Pflichten, welche ihm überall das Beste erkennen und vollziehen helfen, gelanget. Das ist der wahre, Kraft gebend aus Kraft entspringende Ernst. Es gibt aber auch einen, der weniger freie Macht, als Verknöcherung, wie Ernst aussiehet, aber nur starre Lebensverarmung ist.

Wirken des Lebens — Erziehung durchs Lebens — Wie das Leben erziehe, scheinet mir am besten durch die Zeichnung eines großen Meisters zu erläutern (Quintin Durward): „Ohne aus Lust grausam zu seyn, war Balafre gleichgültig, stumpf für menschliches Leben und Leiden aus Gewöhnung. Tief unwissend, beutegierig — als Muthlohn, nicht zartängstig über die Mittel zur Beute, und verschwenderisch, wo es Gelüste zu befriedigen galt; — hatte die Art seiner Stellung, ausschließlich für die Bedürfen und Interessen seines einzelnen Selbst sorgen

zu müſſen, ihn in eines der ſelbſtiſchſten Thiere der Schöpfung verwandelt. So war er kaum fähig, einen Gegenſtand lange ohne beſondere Beziehung auf ſeinen Genuß zu betrachten — oder wie er es nannte — die Sache zu der ſeinigen zu machen, freilich nicht nach Gefühlen, wie die goldene Sittenregel ſie heiſchet. Der enge Kreis ſeiner Pflichten und Vergnügungen hatte allmählig den ſeiner Gedanken, Wünſche und Hoffnungen verenget: hatte großentheils den wilden Schwung ſeiner Ehr- und Auszeichnungsbegierde in den Waffen, der einſt ihn erhitzte, gedämpfet. (Dieſes einſt noch für Beſſeres Empfängliche — ſchwieg.) So war er alſo ein kecker Soldat, abgehärtet, engherzig, thätig und kühn in Erfüllung ſeines Dienſtes: außer dieſem aber für wenig anderes offen, abgerechnet die gedankenlos pünktliche Beobachtung andächtiger Formeln, unterbrochen von gelegenheitlichen Gelagen mit ſeinem Beichtvater und Trinkbruder Bonifaz."

Die einſeitigen Lobredner häuslichen Glückes werden freilich ſagen, ſolches ſey untrennbare Folge des Einzeln-Zuſtandes. Nur in der Familie lerne der Menſch ſein Gemüth öffnen! Ich aber meine, wer Gemüth habe, werde es mit oder ohne Familie, wer keines habe, in keinem Falle öffnen. Könnten ſonſt jene inneren Zerwürfniſſe, jene Erſtarrungen, jenes peinliche Verdorren des Lebens, ſelbſt der Nepotismus, das in's Selbſt aufgenommene Stammglied, — ſtattfinden! Nur Allgemeines — die großen Bilder eines Vaterlandes und ſeiner Angelegenheiten — kann allſinnig, gemüthsfrei, erhoben machen und ſelbſtlos. Nur auf dieſem Wege wird Leben durch ſein eigenes Wirken zu einem großen Karakter entbunden.

Einſeitig nur zu leicht — hänget ſich der Menſch an

das, was unmittelbarst in die Sinne, in die augenblickliche Summe des Lebens eingreifet! fortgerissen von dem, dessen Meister er durch einen höheren Standpunkt seyn sollte und könnte, sucht er Wirklichkeit des Urgrundes in den Erscheinungen selbst immer zuerst; leihet ihnen Sprache, gibt ihnen eine Deutung durch die persönlichen Beziehungen, in welchen er sie mit seinem Leben zu erblicken glaubet. So, indem er sich selbst in die Dinge hinüberziehet, schaffet er sich in ihnen eine Gewißheit, ein Glück, eine Größe, ein Oberstes und selbst Göttliches, eine Philosophie — und — eine Religion, welche immer nur Wiederhall seiner selbst, ihm ein Wirkliches dünkt und ein Erdichtetes ist! So wird das geistige Leben der Meisten ein passiv Bewirktes und erst hiernach höchst bedingt Wirkendes, statt etwas Selbstständigeres zu seyn.

Tag und Nacht können in der Dämmerung zusammenfließen. Darum sind sie doch ein entgegengesetzt Verschiedenes und lassen sich so wenig indifferenziiren, als z. B. Naturvergötterung — und Anbetung eines über die Natur erhabenen Gottes, welche sich gegenseitig aufheben. — Die Folgerungen aus diesem Beispiele stehen in analoger Anwendung auf so vieles in Haushalt und Leben.

Nur in Entbindung vom Selbste wird der Geist frei. Nur in dieser Freiheit — er groß und das Leben. Selbst hier in dem zweifachen Sinne a) sittliche Selbst-Ermessung aller Dinge nach eigenem Genusse b) selbst des Verstandes; Ermessung der Dinge nach den Schranken, welche er in eigener Trägheit und Hoffart sich setzet.

Lebenskunst, Kunst als Folge, Kunst als Quelle des Lebens.

Jedes Hervorbringende wird durch das Hervorbringen und Hervorgebrachte selbst wieder geartet, erziehet und wird erzogen. Hervorbringen ist ein Symptom, wird ein Mehrungs- und Entwicklungsquell innerer Kräfte.

Wissen und Dichtung, Wirklichkeit und Ideelles treten hervor, treten heran an das Leben. Dichtung ist Folge des ästhetischen Sinnes (einer Uranlage); poetisches eigentlich, ästhetisches, ideelleres Leben — ein nach den Formen des Schönsten und Erhabensten, in dessen Sehnsucht und Erstreben gebildetes.

Poesie des Lebens — Freiheit des Lebens! Der Geist, der aus eigenem Gebilde, Neigung und Schwung, über Müssen, Gebot, herkömmlich Bedürfen, über das, was man tägliches Brod des menschlichen Zusammenlebens nennen könnte, hinaus, einem Ziele des Lebens, kräftig Schönerem, einem aus seinem Inneren entspringenden Erhebendem zueilet: ihn bindet, ihn bezwinget, ihn beherrschet nichts: er will! will durch den Flug, den sein Inneres ihm gibt. Nur im Ideellen wohnet Freiheit. Nur dem Gemüthe, so Höheres aus sich suchet, wird sie zu Theil. Das Meiste, was man gewöhnlich Liebe und ihre

Machterscheinungen nennet, ist ein ähnlicher aber nur vorübergehender Zustand, wenn aus bloßen Anregbarkeiten, nicht auf tieferem, bleibendem Boden ästhetischer Sinnesweise entsprungen. Er unterscheidet sich von letztem dem aus subjektiv eigener Fülle erwachsenden, daß er blos durch einzelne Gegenstände erreget, an solche gebunden, mit ihnen ein rascheres Streben hervorbringet; aber auch mit ihnen vergehet. Liebe ist Stimmung; ideeller Sinn bleibender Lebensgehalt. Dadurch wird keineswegs bestritten, daß nicht oft beide auf demselben Stamme verwachsen. Was am Körperlichen, als Bedürfen — als bloßes Empfinden und Bewußtwerden eines Nöthigen sich ankündet, wird auf der höhern Stufe des Geistigen als Gewissen und Sehnsucht eines bessern erscheinen. Ich sage . . Gewissen, nicht Bewußtseyn, weil letztes ein bloßes Auffassen und Erinnern eines Gefasseten: bei erstem aber als einem aus sich Herausleben und Handeln, immer ein Selbstempfinden, Selbstschaffen nach höheren Richtmaaßen, ein gesetzliches Wissen, ein Anschauen unserer Selbst als Wesen weiterer Bedeutung, die Gefühle eines Könnens und Sollens nach ewigern Gebilden mit eintreten. Es ist nicht der Wille allein, es ist etwas Höheres als er, was ihn ergreifet. Unser Leben erscheinet in einer zweifachen Verzweigung . . . ein aus uns Hinausleben, ein aus uns selbst entspringendes Subjektives . . ein von außen Hineinlebendes, in uns Hineingezogenes, ein Objektives. Im ersteren ein Nehmen und Schaffen aus uns. Im zweiten ein Nehmen aus Anderem, dem wir aber doch einen Theil aus uns selbst heimischen, ein Deuten, ein Ringen, ein Streben, etwas uns Eigenes aus jenen Stoffen zu machen, zum Theil werden wir auch in sie hinein oder von ihnen gezogen.

Das eben ist ein Absonderliches im Geistigen und das Wesentliche unserer Freiheit, daß nichts von uns *aus*- undnichts *in* uns eingehe, ohne Schöpfen und Schaffen aus uns — ohne ein nach selbst erkannten, selbst gewählten Lichtpunkten gebildetes Höhere, wenn wir uns selbst nicht vernachläßigten. Darum spricht, wie gesagt, Bedürfen hier sich aus, als Mitschaffendes, Eingebildetes, als Sehnsucht und Gewissen — als das vorzüglich, was ich Gewissen vor der That und im Thun nennen möchte — eine freie Ausübung unseres geistigen Lebens (selbstlebend wie athmen), das stete Gefühl eines Höheren, eines Sollens, dessen, was wir auf diese, nicht auf jene Art sollen. Daß einem ewigen Richtmaaße zufolge, unser Leben ein Auftrag zu dessen Vollziehung, ein unserer Verwaltung anbetraut Gut sey. Dieser Gedanke stellet alles Sittliche und Rechte auf gediegenen Boden.

Es gibt thätige aus sich, schaffende Geister durch eigenen Antrieb: Es gibt Passivaktive, d. h. die viel bedürfen, viel ersehnen, aber nur nach den Formen eines nicht aus ihnen entspringenden Vorbildes, die wenig an sich, das Meiste aus Fremden ziehen müssen. Sie sind immer in Gefahr, schmerzend auf das eigene Unzureichende zurückzusinken, wenn Aeußeres fehlet. Ihnen vorzüglich sind ergreifende Gegenstände solche, an welchen auch der Schwächere für höheres Wählen, Wünschen und Wollen Reiz finden lerne, nöthig. Was der Stärkere durch sich, muß bei ihnen — und ihrer ist die größte Zahl — auf *ihre* Weise angeregt, auf Mächtigeres geleitet, anders ergriffen werden. Weil sie nach ihren Anlagen empfindend, das Leben nach andern Verhältnissen schöpfen und schaffen, müssen ihre Empfindlichkeiten das Maaß seyn,

wie sie einzuführen ins Leben. Das ist die Lebenskunst allgemeiner nationeller Bildung.

Es gibt eine Sehnsucht, — das eigene Gefühl eines Höheren, dessen Erreichung unsere Aufgabe, der Ruf innerer Ideen und Gebilde. Es gibt eine Sehnsucht — blos Gefühl eines Mangels, einer Leere, die nur durch Fremdes erfüllt werden kann, eines ergänzenden Zuflusses für das Thun! Zwischen dem, was nach eigener Artung, als Ungenügendes drücket — und — einer selbst aber schwach schaffenden Gestaltung tritt, je nachdem es sich füget oder nicht füget, das, was wir ergreifen, erstreben oder verwerfen, der Grund eines Gefallens oder Mißfallens, der Freude oder der Klage und aller Formen, zu denen sich beide so verschieden in Jedem ausbilden, hervor.

Hievon müssen sich uns Gesinnung und Meinung, Gestalt und Wechsel der Zeiten, was durch und für Menschen geschehen kann, erklären. Alles ist Folge innerer Fülle, innerer Leere, innerer Formen, äußerer Gegenstände, wie sie sich darbieten, wie sie nach den Eigenschaften eines Jeden oder der Mehrzahl in jene Formen aufgenommen werden. Leben ist — Wechsel von Beschaffenheiten, männliches Fortschreiten, oder kindisches Hin- und Herhüpfen in solchen, ein stätes Werden oder Aendern. Sehnsucht ist bildende Kraft: ist — Zeichen ihres Mangels. Die Frage: was poetischer Stoff? Warum manche Zeitalter und ihre Karaktere, wie man meinet, so sehr — oder — gar nicht dazu taugen? gehören allerdings mit zur Betrachtung des Lebens und seiner Anstalten. Einmal, weil Poesie, wenn sie ist, was sie soll, das Höhere am Leben inniger erfasset und strahlender hervorhebet. Zweitens: weil sie — welchergestalt auch erscheinend — immer Merkzeichen bleibet vorhandener Lebensansichten in

Geiſte der Zeit. Drittens: weil ſie durch innigere Berührung mit Jugend, Gefühl, Fantaſie und ſo mancher bewegtern Lage des Daſeyns, ſo vieles bewirken, beſeelen, erhöhen oder verwirren kann. Weil ſelbſt ihr Schweigen beredt iſt, ihr gänzliches Verſtummen aber eine Lücke im Seyn zugleich erweiſet und vergrößert, eine Lücke, in welcher ſo manches, was ſie abwenden konnte, Raum findet und wuchert. Warum blos leidenſchaftlich ſcharfgeſpannte Lagen, wilde Umtriebe, in ſchrankenloſen Zeiten zum Kampf genöthigte Gemüther, die ſtrengen Formen rauher Tage — poetiſcher Stoff ſeyn ſollen — iſt noch zu fragen. Anſtrengung der Kräfte, kühne Zwecke unter Stürmen errungen, ſind allerdings, wenn Liebe eines Höhern ihr leitender Antrieb, dichteriſche Erſcheinungen und Gegenſtände ihrer Auffaſſung. Aber auch die Einzigen? Sind ein umfaſſender Blick, Anſchauung und Ahnung eines Höhern auf ſternenhell ruhiger See, nicht ebenſo dichtungsgeeignet, als ſturmbewegte Wogen? Einen andern Auffaſſungsſinn fordert freilich jedes von beiden. Warum aber ſoll, was der Eine nicht kann, oder Wenigere zu durchdringen vermögen — den Dingen abgeſprochen ſeyn? Sie bleiben poetiſch, wenn auch in Jahrtauſenden nur Einer ſie zu begreifen vermag.

Wünſchen, Sehnen, Lieben und Dichten — der Menſch muß! Alles ziehet ihn dahin! Aber zu wiſſen „Was?“ bleibet das erſte; zu wiſſen „Wie?“ iſt die Kunſt. Warum haben ſie ſo Wenige? Warum wird ſie häufiger benommen als entwickelt? Was heißet erziehen? Wer kann es? Vorzüglich ein Volk? Erziehen heißet — in Jedem nach ſeiner Art und Vermögen, was er vom Leben zu erwarten und für ſolches zu leiſten habe — wecken! Richtig wiſſen, richtig fühlen, richtig dichten, Erhebendes

ſuchen und nach ſeiner Bedeutung verſtehen, ſo weit eigene Anlage ausreichet, das ſind die Geſammtweſenheiten eines zu größerer Wahrheit vorbereiteten Lebens. — Gott im Herzen, Vaterland um ſich her und das Rechte vor Augen iſt für Poeſie des Lebens der eigentliche Grundhalt; jedes dieſer drei, in der Kraft des Andern erſtreben und behaupten, kann der Menſch *mehr* vom Leben begehren?! Die meiſten unſerer Dichtungen, faſt die ganze Geſchichte, und was als Inneres der Menſchheit und ihren Artungen in ihnen ſich ausſpricht, geben uns das Bild einer, in der Verſäumniß jener drei Richtpunkte verworrenen und zu ihrem eigenen Untergange hinarbeitenden Geſellſchaft. Eine faſt immer tragiſche Form der Ver- und Entwickelungen tritt als herrſchende hervor; kein eigentlicher Schlußakt: jeder letzte nur der Vorbereitungsknoten eines neuen.

In dieſem endlos fortſchreitenden dramatiſchen Verlaufe ſind nicht blos einzelne Menſchen oder Menſchenmaſſen die ſpielenden Perſonen, ſondern auch allgemeine Anſtalten, Lebensweiſen, Staat, Wiſſenſchaft, Religionen, die mancherlei Geſtaltungen, unter welchen menſchliche Eigenſchaften, Karakter und Richtpunkte wechſeln, treten gleichſam als ſolche mit ein. Sie umfaſſen, bewegen, bedingen, entſcheiden die Handlungen, an welchen ſich die Looſe der Völker beſtimmen.

Daß der Gebildetere, demnach mehr Berührſame, auch der ſo Empfindlichere gegen Mißſtimmigkeiten der Zeit oder des allgemeineren Zuſtandes mit ſeinen Anſichten und Vorſtellungen, Forderungen und Gefühlen werden könne; daß eben darum *ihm* eine mit jeder Fortſchreitung an Erkenntniſſen, Auffaſſung und Sinn gleichartige Stärkung des Karakters, als unerläßliches Gegengewicht, ertheilet werden müſſe, um ſein Gemüth ſtatt ſchmerzender,

einſeitiger, egoiſtiſcher, klagender Weichheit zu einem ſelbſtſtändigen Ganzen der Durchſchauung, Thätigkeit, Ertragung und Ausſöhnung mit ſich und dem Daſeyn zu erkräftigen. Dieſe beiden Wahrnehmungen allein hätten über Leben und alle Scheinurtheile deſſelben, über alles, was für deſſen Berichtigung oder Erhebung zu thun oder zu meiden — auf richtige Standpunkte führen können.

Wie dem Künſtler in jedem Fache eine tiefere Durchſchauung der Dinge nach innerer Bedeutung und Wahrheit unentbehrlich, ſo Jedem; denn nur durch höhere Richtpunkte lernet er die Gegenwart verſtehen. Darum — wohin mit Anſichten, wie nachſtehende eines geleſenen Schriftſtellers, welche, wie ſie Folge einer durchaus falſchen Auffaſſung des Daſeyns, ſo fortwährend an ſolche knüpfen und alles zu einer Art mythiſcher Perſonifikation machen, mit der wir und die mit uns ſpielet .... „Und „ſo erblicken wir nach dem harten Spiele, welches ein „blindes Verhängniß mit dem Leben der Menſchen durch „die ganze Erzählung zu treiben ſcheinet, — am Hungertode Ottiliens, dem edelſten, weil härteſten und ſtandhafteſten von allem — die freie heroiſche Kraft des „Menſchen über das Schickſal, und die Verſöhnung des „Daſeyns mit einem Höheren in uns, bewerkſtelliget.“ Was wäre zu verſöhnen? Was iſt verſöhnet? Ein Sylbenſpiel iſt das Wort Verſöhnung hierbei. Begangene Thorheiten können nicht ungethan gemacht — aber die Seele zu beſſerer Haltung der Zukunft ermächtiget werden! Wird durch alles Obangeführte, auf eine künſtleriſche Ausbildung des Lebens, auf deſſen Selbſtſtändigkeit, auf Verſtand und Gewiſſen des Schöneren und Großen hingewieſen? Das Beſſere, Klügere, Kräftigere, die Rückkehr aus dem Irrigen, die Vermeidung deſſelben, die

wahre Freiheit, der Machtsinn eigener Würde, das Beste, was der Mensch vermag, wäre mit dem zehnten, aber richtiger verwendeten Theile der Anstrengungen erreichbar gewesen, welche der Hungertod kostete. Nicht Kraft, nicht Heldensinn, nicht Gewalt über das Schicksal beweiset ein solcher Tod — nur die frühere Schlaffheit, das haltlose Spiel mit dem Leben und dessen ernstem Begehren. Ein heller festerer Bedacht eigenen Sollens und Könnens würde die Nothwendigkeit aufgehoben haben, durch Angst und Reue, wie Kinder zum Unvermeidlichen solchen Ausweges zu gelangen. Es war die That einer Betäubung. Von Versöhnung ist hier nirgend zu reden; denn welches Zerstörte ward wiederhergestellt? . . . Für die, welche leidend mittrugen? Oder für andere, denen man es als eine höhere Lebensansicht aufschließen will. Wir können die kurzsichtige Inkonsequenz solcher Menschen warnend beklagen. Aber über das Leben geben sie keine weitere Belehrung, als was am meisten zu vermeiden; einen Beleg zu den Worten: „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet." Man verwechselt ein selbstgeschaffenes Begehren mit Dichten, Verschwindeln, Verschweben mit Kunst, leidenschaftliche Eingriffe mit Schwung. Dichten setzet Maaß der Begehren, ein Gemüth, welches Freiheit dadurch behält für Auffassung des wahrhaft Schönen voraus! Es wird vernichtet gerade durch das erste, durch ungestümes Verschwindeln, Verschwanken in dem, was man so oft und so irrig des Lebens Kraft, Fülle und Hoffnungen nennet.

Die Werke altgriechischer Kunstmeister — am lehrreichsten sind sie eben darin, daß sie an dem, was man mit einem etwas unzureichenden Namen „Ruhe" belegte — uns den besten Aufschluß über ein großes Leben, die

richtigſte Definition über das, worauf es beruhe, über die eigentlichen Elemente hoher Lebenskunſt gaben — die innere Gediegenheit eines an erhabenen Gegenſtänden ſtarkgewordenen Karakters, den wenig hin- und hertreibet, weil er viel durch ſich ſelbſt, den nichts leidenſchaftlich fortreißet, weil innere Gewißheit ſein Richtpunkt, der darum, was zu thun, mit ſicherm Blicke ergreifet, und weil er als Held fühlet, nicht Held zu ſeyn wähnet. Man betrachte Meleager, oder Kaſtor und Pollux u. ſ. w.. Die in ihnen ausgeſprochene Geſchichte, was der Menſch ſolle, wie er es werde, wie zu erziehen — ſtehet vor unſeren Augen. Nur dann wird die Kunſt ſprechend, wenn ſie ſelbſt als Kunſt des Lebens begriffen, darſtellet, was wahrer Lebenshalt ſey. Wenn ſie betrachtet wird, wie ſie entworfen und verſtanden in dem Höheren, ſo ſie durch ſich aufzuſchließen ſuchet.

Leben — ſeine höchſte Vollziehung iſt Kunſt im edelſten Sinne des Wortes. Kunſt in perſönlicher Führung! Kunſt im Durchſchauen und Auffaſſen deſſen, was Andere thun und wie ſie zu beſſern, zu leiten. Leben — und — Drama, das Seyn und deſſen Abbild — dieſelben Stoffe, dieſelben Geſetze in beiden. — Hergang einer That wie ſie a) aus Karakter, Grundeigenſchaften und Lage der Handelnden, aus ihren wechſelſeitigen Stellungen und den daraus hervorgehenden Reizen, Getrieben und ihren Anlagen ſich erzeugte. b) Was unter fremd beitretenden Umſtänden, Zerwürfniſſen oder Ereignen zu Vorſtellung und Neigung, zu plötzlichen Anläſſen, zu Er- oder zu Entmuthigung wurde? c) Was jene Ereigniſſe veranlaßte. Endlich d) die höhere und entſcheidende Anſicht, wie weit an der Menſchheit ſich die ewig waltenden Geſetze des Rechten und Guten durch unerläßliche Folgen

ihrer Erſtrebung oder Verfehlung bewähren; was menſchliche Natur bei richtigem Gebrauche ihrer Anlagen vermöge, bei irrigem über ſich ergehen laſſen müſſe, wie ſolches an den Looſen ganzer Geſchlechter und Zeitalter ſich am helleſten erweiſet. Nur Geſchichte führet zu einem umfaſſend richtigen Standpunkt der Sittenlehre; nur letzte und ihre tieferen Gefühle, durch Beherrſchung des Lebens und Freiheit des Geiſtes, zur Poeſie oder Kunſt ſeiner wahrhaften Ausbildung. Aber nur eine in der Freiheit des Geiſtes verſtandene Geſchichte machet ſtark, ſie durch ſich ſelbſt und das Leben durch ſie zu verſtehen. Wer die eigene Verſtrickung in kleinliche Gelüſte und Wünſche hineinleget, wird auch nur ſich ſelbſt und ſein verzehrendes eigenes Abbild in ihr erblicken. Nur eine mit Freiheit begriffene kann Achtung gegen Menſchen und Leben, neben den klar aufgeſchloſſenen Quellen des Erbärmlichen in beiden bewahren. Kurz an ihr ſchließet ein göttlicher Wille und ein ſelbſtſtändig Ziel am ewig Gerechten, an dieſem die höhere Ethik — die Lehre der Wahl, des Rechts und der Freiheit, hieran die Philoſophie und Dichtung des Lebens, die Erhebung zu einem Ideellen ſich auf. Nur hieran, nur an einem hierin zu voller Uebereinſtimmung gediehenen Bewußtſeyn und Gewiſſen werden Lebenskunſt, eine künſtleriſche Führung und Bildung deſſelben, wie ſein wahres Selbſtverſtehen möglich. Nur vertraut mit dem Höchſten der Wahrheit durchdringet ſich alles zu dichteriſchem Gehalte. Wer ſie nicht ſuchet und erkennet, beweiſet, die undichteriſche (die ſchwungloſe) Anlage ſeines Inneren.

Kein Wort hat mehr Unglückliche gemacht, als das Wort Glück; ein Bild hineingetragen ins Leben, zu dem man die Aehnlichkeit erſt ſuchet, und eben darum, nichts

gewinnend, nichts lernend, nur immer Anderes und Ungenügendes findet. Ob jenes Bild sehr oder nur leicht ausgeführt — für die Wirkung gleichviel! Der Fehler ist . . . etwas fordern, das man bedünket oder voraussetzet, das man nicht demüthig nach seinem, sondern hoffärtig nach eigenem Maaße betrachtet; so daß nach langer Mühe des „Lebens Nichtigkeit" letzter Rechnungsschluß bleibet. Kein Werk bloßer Empfindung und der Eindrücke, die nach Stimmungen entstehen, kann mit gutem Erfolge Zweck oder Begriff seyn.

Gebet der Jugend Umrisse über das, was sie soll und was der Mensch kann. In beiden wird das Höhere, das Wahre nicht verwirren, und das Größeste so geschehen, oder möglich — das Leben nur so heller erleuchten. In beiden lieget Maaß, Verhältniß, Vergleich und Bestimmtheit des Punktes, auf dem man stehet, des Erfüllten und seines Abstandes vom Ziele, was geschehen und noch zu thun für ein göttliches Sollen. Hierin das Gefühl, aber ein bescheidenes, unserer Kraft, des Möglichen durch uns, des Ausschaffens unserer selbst — die Poesie des Lebens.

Darum, weil so Großes vor uns, so langsam, so stückweise, so einzeln in Ursache, Stamm und Verknüpfung zu errathen, ist vor allem Erkenntniß eigener Beschränktheit in Mitteln, Erreichen und Durchschauen . . . Bescheidenheit des Urtheiles und Demuth neben dem Muthe nothwendig, um zu unternehmen, zu erfüllen, was innerhalb dieses Könnens als Höheres, als Sollen uns vorschwebet! Zwischen beiden — des Muthes und der Demuth — wechselwirkenden Gefühlen entspinnet sich die Lebens-Poesie . . . stilles und doch thatvolles Ergeben an ein Höheres, und des Daseyns, der Ereignisse, der Geschichte Anfassung durch solches. Wer findet das rechte

Maaß menſchlichen und ſeines eigenen Thuns, wenn nicht durch Beſcheidenheit, die durch ſich ſelbſt auf Gerechtigkeit hinweiſet? Wie aber kann der ſie haben, der nur verzaget und nie handelt, d. h. nie des Handelns Pflicht, Antrieb und Muth in einem höheren Geſetze des Sollens empfängt? Nur durch beide, als Elemente des Lebens, entwickelt ſich alles wahrhaft Große, Gemäße, Heilbringende menſchlicher Vermögen — die Tugend; in ihren erweiterten Beziehungen, die ächte Lebens-Poeſie.

Licht von Oben, dem Göttlichen — Achtung der Menſchheit, Richtung zum Erſten und durch Erſtes — innerſte Gemüths-Artung für Letztes — die Klarheit gebenden Gegenſätze, die Angel-Punkte des Lebens! Jede Kunſt ſtehet zwiſchen und vollziehet ſich an ihnen.

Ferner die bei jedem Lebensgebrauche, deſſen und der Sachen Anſtalten oder Ergültigung zu erwägenden Punkte: Ob etwas an ihnen oder durch ſie zu verderben — zu beſſern? Wie und wodurch? ihr Aktives — und — Paſſives? Hiebei die kleinlichen, wie Tropfen wirkenden, aber deſto mächtigeren Hinderniſſe des Guten, die Erſchlaffungen, die Uebertreibungen, welche mehr noch, was ſie ergreifen, als ſich ſelbſt lächerlich machen. — Geprieſene Muſterhaftigkeiten, welche eher die Abweſenheit ſchädlichen Triebes, als das Vorhandenſeyn kräftig edlerer Tugenden verrathen, z. B. jene faſt zu vortrefflichen Jünglinge, um einen beſondern Antheil in und an ihnen zu finden (im Leben oder in Dichtungen), welche ſich nie übereilen, Leidenſchaften mit einer dieſem Alter unanzumeſſenden Stärke beherrſchen, die wie Apathie, wie Erkaltetes ausſiehet, oft iſt, und alſo auch Andere erkältet; was beim Mangel gewiſſer Eigenſchaften, wie bei ihrem Daſeyn, oder weil die recht kräftigen Gegen-

reize fehlen — gleichſcheinende Vorzüge hervorbringet, ohne daß ſie dieſelbigen wären. Das alles gehöret zur Kunſt des Lebens, wie es vorhanden zu durchſchauen; wie es ſeyn ſollte zu geſtalten — im Weſen wie in der Dichtung. Der Jugend ſtehet herrſchende Paſſivität ſo ſo wenig als Völkern, die ewige Jünglinge bleiben ſollen, wohl an! — Eben ſo iſt aber auch zu erwägen: Wie laſſen jene in allmähliger Menſchenverachtung übermüthig einſeitige Geſtaltungen ſich heben? Sind jene Koriolans-Naturen in's Menſchliche unausrottbar verwurzelt? Ueber Lebenskunſt . . . d. h. die Kunſt, den menſchlichen Karakter an ſeinen höheren und ideelleren Anlagen zu entwikkeln, die allerdings eine Mitaufgabe allgemeiner Geſellſchaftsökonomie bleibet, gibt der Tiefblick des Dichters oft hellere Aufſchlüſſe, als ein ängſtliches, zerlegendes Forſchen. Es iſt ein Akt, der ſich im freien Inneren des Geiſtes vollziehet und in ſolcher Freiheit verſtanden ſeyn will. So kann Shakeſpeare's Koriolan dem wohlſinnig denkenden Staatsmanne eine ſo wichtige Anſchauung als irgend eine wiſſenſchaftliche werden. Der Bevorrechtungstrieb (Ariſtokratismus), der überall, wo, mächtiger, glücklicher, groß und geachtet, über kleinere Verhältniſſe Aufſteigendes dem Qualme des bloßen, oft irrig mißachteten Brodlebens und deſſen Bedrücktem, Gemeinem, Dürftigem und Engem gegenübertritt, ſo leicht ſich in Jedem erzeuget, der ſtatt wohlwollend zu mildern, ſtatt größerer Gaben gerechte und ſo viel größere Pflicht zu erkennen, ſtolz ſich abſcheidet, und wo er damit in Berührung kommt, faſt feindlich verfährt, dieſe Klippe des einzelnen und gemeinſamen Daſeyns, an welcher auch höhere Naturen als die ſeinige ſcheiterten, zeiget ſich im Geiſte Koriolans! So weit iſt doch Keiner über die Anderen erhaben, daß

er ſich losſagen dürfte; in jeder Lage bleibet der Menſch — Menſch! der kräftigere, glücklichere, höhere um ſo verbundener, den niedrigeren durch Menſchlichkeit weiter zu bringen. Dieß zu denken und zu befolgen iſt das erſte Kapitel der Lebenskunſt für Einzelne und Völker. Was bei gehöriger Behandlung aus Menſchen zu machen, hätte Koriolan nach der Einnahme Koriolis ſich abmerken können. Aber ihm mangelte menſchliche Stimmung gegen die arme ſich ſelbſt zu lenken unfähige Menge. Hätte er erkannt — wie alle rohen Betrogenen ungeſchickt, leidenſchaftlich und wild, — wie man nur redlich ſeyn dürfe, um durch Liebe und Treue ſie dem Menſchlichen wieder näher zu führen: Wie viele Uebel hätte er ſich und Anderen erſparet!

Lebenskunſt? — des Einzelnen, — des Ganzen und der Geſellſchaft. Letzte fordert vorzüglich eine richtige Auffindung des ewig ſelbſtgültig Höheren in Allem. Die reichſte Natur, ohne Verſtand ihres Gebrauches — und Gebrauch ihrer Vernunft, ohne ein Höheres, an deſſen Wahrheit ſich Werth, Verhältniß und Ordnung, des Lebens Richtmaaße, entſcheiden, — was iſt ſie? was wird ſie? je reicher — ſo verwilderter! — Recht, richtig und nützlich, Beſitzthum und Geiſt des Beſitzes, Worte nur zu häufig getrennt, für Lebenskunſt eines Ganzen untrennlich und Zweige einer Wurzel. Was hat recht genützet, ohne wohldenkende Richter? Geſchichte, ohne den Geiſt, ſie zu fragen? oder Religion, bei falſchem Sinne, ſo manches Verderblichen Quelle? Sind ſie darum keine Güter? — Nur an unendlichen Reihen, nicht an einem Augenblicklichen kann Kunſt ſich entwickeln. Die Beweiſe, daß eine Sache eben jetzt unnütz, ſind die ſchlechteſten von allen gegen das in ihr Enthaltene, Mögliche! Auf Umſtände,

Begegnung, Bedingung kommt es an; an ihnen schließet das Reich der Möglichkeiten sich auf.

Tugend — die Stärke, Allgemeines über Besonderes zu erheben, dem, was nicht Allen ein Recht und ein Gut, zu entsagen, und das, was zum Gegentheil verlocken will, zu überwinden — ist Lebenskunst, — jedes Einzelne und das Ganze in seiner höheren Bedeutung gefasset. Beide werden immer gleichen Schrittes, eine durch die andere, ausgeübet und erworben; beide sind Sieg nach einem Kampfe der Selbstsucht mit dem Allgültigen. —

Der Mensch, als Einzelner, als Bürger, als Weltglied (Bürger im Reiche Gottes) erreichet in jeder Stellung eine andere und immer umfassendere Höhe der Tugend, Vortrefflichkeit, rechten Daseyns und eines höheren Gewissens. Dieses höhere Gewissen ist die eigentlich bildende Kunst des Lebens — durch solches wird Jeder ein in all seinen Kräften übereinstimmend ausgeführtes Ganze. Jeden hierin zu seinem eigenen Künstler zu machen — ist Lebenskunst des Ganzen. Errungen muß es werden! Kein Sieg ohne Kampf. Herbeigeführt kann vieles, geschenket darf nichts werden. Was Jeder vermag, kann er nur entwickeln durch eigenes Streben — sicherer — ungewisser — je nachdem er die rechten Elemente redlicher suchet, muthiger vollziehet oder nicht! Ihr wollet hohes — dichterisches — religiöses Leben, Kunst der Ideale und des Aufschwunges? — Es gibt Keines und Keine ohne jene Bescheidenheit im innersten Gemüthe, welche aus Gerechtheit entspringet, und allein zu Gerechtigkeit, — zu den Verhältnissen, welche Jedem und Allen vermöge göttlich ursprünglicher Bestimmung zukommen, führet. Nichts erstreben, als was man recht wesentlich vermag; nicht in

Begriffe, was still nur sich ahnen, nicht in hoffärtigen Prunk ausschreien, was sich nur fühlen lasset; nicht Kräfte mit Regeln und Lehrzwang umstricken, die Jeder durch sich selbst zu entwickeln bestimmt ist; nicht anerziehen wollen, was Jeder wahrhaft nur durch sich selbst werden kann; nicht Ursachen eindrängen, wo unser Auge für die echten verborgenen zu schwach ist. Nur wer in dieser Demuth eines redlichen Forschens dem, was ihm, was Anderen verliehen, — — — zu gerechter Erkenntniß nachringet, wird auch der Hoffart entgehen, welche unter heiligen Namen schmeichelnd zum Uebermuthe ihres Irrbrauches verlocket. Nur in der Bescheidenheit, welche mit gemäßer, nie stillstehend, nie absprechender Allseitigkeit ein immer noch Höheres, zu Erforschendes erkennet — wird und wirket man als höherer Mensch, schreitet man selbst und lasset man Andere zu immer freierem Wachsthume emporschreiten. Hieran entwickelt sich wahre Lebenskunst.

Groß — glücklich — gewiß will Jeder seyn! Diese drei Grundtriebe sind die Angelpunkte alles ökonomischen Wirkens und Bewirktwerdens. Aber worin? wodurch? auf welchen Wegen? was wahr hierin sey? ihre Gegenstände und deren Verwendung, ihre Werthe und Künste lernen sie erst unterm Beitritte jener vier Elemente feststellen! Der Karakter eines Jeden, seiner und seines Lebens-Stellung zu Andern — hänget ab von den Beziehungen, unter welchen er sich und sein Daseyn denket und empfindet, was als Höchstes in Glauben oder Wissen ihm gilt — und ihn treibet. In jenen vier Elementen, in ihrer Irrigkeit oder Wahrheit ist ihm der Schlüssel gegeben. — Was als Stoff, im Stoffe als Form, in der Form als Uebereinstimmendes seiner Entwicklungen für ein freigestellt volleres Leben ihm zukommen, das nennet

er seine Kunst. Jedes Leben wird, wozu es die häufigsten Anlässe seiner Ausübung, theils in eigenen, theils in fremden Antrieben, oder denen der Umgebung und Begegnungen findet. So wird Selbstsucht, d. h. Vereinzelung, Geringhaltung Aller als bloßer Werkzeuge, so viel häufiger stattfinden, je seltener Menschheit, Vaterland, Gott, ein Leben, das nur in ihrer Beziehung sich ehret und vollziehet, als Gegenstände hervortreten; je mehr in der Jämmerlichkeit Aller Jeder schmerzend oder verachtend auf sich allein zurückgeworfen wird.

Ein anderes — Lebenskunst des Einzelnen: ein anderes — die eines Volkes. Nicht im Wesen — aber, nach Größe des Gegenstandes, an Umfassung, Verhältniß und Mitteln verschieden. Leicht ist oft, daß der Einzelne — glücklich, machtvoll — groß und gewiß werde durch schroffe Vereinzelung und ein fast feindliches Abschließen. Es ist ihm möglich, weil, was Andere vorbereiten, er, in ihrer Schwäche, einseitig an sich reißet. Oft ist's mit allem Verstande unmöglich, weil Andere in ihrem Eigenleben so scharf — oder noch scharfsinniger als er. Er nennet, was gelang, seines Lebens Kunst und Erhebung; da es doch nur gelungene Selbstsucht und Erniedrigung ist. Ebenso Völker. Die Folgen sind für beide dieselben. Nur daß der Einzelne durch sein kurzes Leben ihnen oftmals entgehet, ein Volk immer an der Nemesis seiner Unarten stirbt.

Graf Johann Paar.

Nekrolog.

Am 23. Oktober, nach 10 Uhr Abends, endete nach langen und schweren Leiden der k. k. Kämmerer und Oberst in der Armee, Graf Johann Paar, im 59sten Jahre, in Folge der Ausbildung eines organischen Fehlers im Herzen, sein edles, dem Vaterlande und seinen Freunden und Angehörigen mit unerschütterlicher Liebe und Treue gewidmetes Leben. Graf Johann Paar, aus der fürstlichen Familie dieses Namens, war am 12. April 1780 in Wien geboren. Er trat am 1. Mai 1797 als Lieutenant in das Dragonerregiment Großherzog Toskana, damals Levenehr, und machte seit dieser Epoche alle Feldzüge gegen Frankreich bis zum zweiten Pariser Frieden mit, theils in der Truppe, nämlich als Oberlieutenant im Chevaurlegersregimente Baron Wernhard, damals Fürst Lobkowitz, und bei dem Infanterieregimente Erzherzog Rainer; als Rittmeister bei dem Chevaurlegersregimente Prinz Hohenzollern und als Major in den Infanterieregimentern König Wilhelm, damals Fürst Hohenlohe-Bartenstein, und Erzherzog Carl; theils als Flügel- und Generaladjutant bei Sr. Durchlaucht dem Feldmarschall Fürsten Carl von Schwarzenberg, als Major, Oberstlieutenant

und Oberſt vom Feldzuge 1812 bis zum Schluſſe desjenigen vom Jahre 1815.

Schon als Lieutenant und Oberlieutenant bei vielen Streifzügen und Commanden mit Auszeichnung verwendet, wurde Graf Johann Paar im Jahre 1799 bei Verona und im Jahre 1800 bei Marengo ſchwer verwundet. Im Jahre 1805 bildete er mit ſeiner Schwadron die Arieregarde des aus Tyrol ſich zurückziehenden Armeecorps Sr. kaiſerlichen Hoheit des Erzherzogs Johann. Im Jahre 1809, bei Regensburg, da er ſich mit dem Reſte ſeines Bataillons gegen die feindliche Uebermacht mit ſeltener Tapferkeit vertheidigte, wurde er zum dritten Mal ſchwer verwundet und fiel in Gefangenſchaft. Aus Dijon, wohin er gebracht worden war, rief ihn der nach geſchloſſenem Frieden als Botſchafter Sr. Majeſtät des Kaiſers nach Paris gegangene General der Cavallerie Fürſt Carl von Schwarzenberg zu ſich und von dieſem Zeitpunkte an war Graf Johann Paar dieſes erhabenen Feldherrn ſteter Begleiter, durch die lebendigſte Bewunderung an ihn gefeſſelt, durch die treueſte Anhänglichkeit ihm ergeben bis in den Tod und bis über denſelben hinaus. Er machte den Winterfeldzug 1812 in Rußland mit; er theilte die Anſtrengungen und Gefahren des glorreichen Feldzuges von 1813; er erwarb ſich im Feldzuge 1814 das Thereſienkreuz durch den Sturm auf Dienville und die kühne Wegnahme dieſes am Tage von Brienne ſo wichtigen Punktes; er zog beide Male, 1814 und 1815 an des Feldmarſchalls Seite in Paris ein, und verhandelte und unterzeichnete im März 1814 die Beſitznahme dieſer Hauptſtadt. So wie im Felde deſſen treues, unverbrüchliches Werkzeug, ſo war er in der Heimath deſſen treuer, innigſt ergebener Freund. Er verließ des Feldmarſchalls Kranken-

hette nicht, als schon im Jahre 1817 die Vorsehung den Helden darauf warf; er begleitete ihn nach Prag und Leipzig, und half dessen Auge schließen, als es in den Jahrestagen des Sieges von Leipzig in eben dieser Stadt sieben Jahre später brach. Mit der Todesnachricht ging er nach Troppau zu den dort versammelten Monarchen. Seine Anhänglichkeit an die Person des Feldmarschalls war eine wirkliche Liebe; er verließ den Dienst, so wie der geliebte Feldherr ihm entrückt war, und zog sich in die Stille mehrfacher Studien und in den Kreis seiner Freunde und seiner Angehörigen zurück, denen er, nach dem Verluste seines fürstlichen Bruders, mit der wärmsten Hingebung den Vater, den Freund und Verwandten zu ersetzen bemüht war. Die liebenswürdigste Hinneigung zu allem Edlen und Schönen, die regste Theilnahme an den öffentlichen Ereignissen, eine unbestechliche Liebe für die Armee, eine unerschütterliche Treue der Gesinnung für Regent und Vaterland, die edelste Mildthätigkeit und Reinheit des Gemüthes, — ein würdiger Cultus endlich für das Andenken des theuren, so früh verblichenen Feldherrn bereicherten seine Zurückgezogenheit. Er starb wie ein Held, dem Tode ruhig ins Auge blickend. Vergangenheit und Zukunft gaben sich die Hände, um seinen letzten Stunden die Blüthen des gerechten Lebens, Trost und Hoffnung, darzubringen.

Graf Carl Clam-Martinitz.

Nekrolog.

Am 29. Jan. 1840 zwischen 6 und 7 Uhr Abends ist Graf Carl Clam-Martinitz, Sr. Majestät des Kaisers Generaladjutant, wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Feldmarschallieutenant und Chef der Militärsektion im Staatsrathe, nach kurzem Krankenlager, im 48sten Jahre seines ausgezeichneten Lebens verschieden.

Mit dem Feldzuge von 1809, diesem an Aufschwung und Hingebung für die Sache des Vaterlandes so reichen Jahre, begann Graf Clam seine militärische Laufbahn. Im Jahre 1812 trat er in die zweite Epoche derselben, diejenige seiner Zutheilung zur Person des damaligen Generals der Cavallerie, späteren Feldmarschalls Fürsten Carl von Schwarzenberg, dem er als Ordonnanzoffizier und dann als Flügeladjutant von den eisigen Feldern Volhyniens durch das wiedergewonnene Deutschland bis ins Herz von Frankreich folgte — eine Zeit und eine Stellung, in welcher er, weit über die Gränzen seines Wirkungskreises und seiner Jahre hinaus, Eigenschaften entwickelte, die ihn damals schon von seinem Feldherrn als eine der größten Hoffnungen des Kaiserstaates, als einen der Männer bezeichnen machten, in dessen Hände in

den Tagen der Gefahr Oesterreich die Kraft seiner Waffen vertrauend legen könne.

So jung und so hochgeachtet trat er im Jahre 1817 in die dritte Epoche seines Lebens, diejenige, wo die zwei wichtigen Elemente des Mannes, der berufen war, den Militär und den Staatsmann in sich zu vereinigen, ihre glänzende Ausbildung fanden: der praktische Dienst bei der Truppe und der diplomatische. Graf Clam wurde bald einer der tüchtigsten Obersten der Armee, und Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Hessen auf einer Sendung nach Rußland beigegeben, bewiesen seine Berichte den raschen tiefen Blick, den reichen Geist, den mächtigen Charakter, die ausgebreiteten Kenntnisse, so wie die Gabe praktischer Anwendung — ein Verein von Eigenschaften, die in dem an Gefahren und vielseitigen Berechnungen reichen Jahre 1830 den Grafen Clam in den Hofkriegsrath berufen, und ihm überdieß eine Sendung wichtigster Art nach Berlin anvertrauen machten.

Nach dem Tode weil. Sr. Majestät des Kaisers Franz beginnt die vierte Epoche dieses wichtigen Lebens. Graf Clam wurde von Sr. Majestät dem jetzt regierenden Kaiser zu Höchstdessen Generaladjutanten erwählt und ihm bald darauf die Leitung der militärischen Sektion im Staatsrathe übertragen. Was er in dieser Stelle geleistet, darüber gibt es in Oesterreich nur Eine Stimme, um seinem Verdienst Lob und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die allgemeine Theilnahme dieser Hauptstadt an dem Verluste, den Staat, Armee und Angehörige durch den Tod dieses Mannes erlitten haben, ist ein schmerzlicher, aber richtiger Beleg dafür.

Die fünfte Epoche — er war dafür berufen, und daß er es war, das ist seine Ehre, sein Ruhm. Die

Beschlüsse der Vorsehung haben ihn abberufen von diesem Schauplatze, wo er ein Muster eines treuen und unablässig thätigen Staatsdieners, ein strenger Held der Pflicht, ein Freund alles Edlen und Großen, ein glücklicher Gatte und beneidenswerther Vater dastand! — Die achtungsvolle Erinnerung an ihn steht in dem Herzen jedes Oesterreichers geschrieben.

Gelegenheitlich der Beerdigung des Grafen Clam-Martinitz.

Wien, 1. Febr. Das Leichenbegängniß des Grafen Clam hat heute stattgefunden. Die Erzherzoge, fast alle hohen Angestellten und Würdenträger, hunderte von Generalen und Offizieren wohnten demselben bei. Wer diesen feierlichen Trauerzug an sich vorüber wandeln sah, mußte sagen: Oesterreich hat einen schweren Verlust erlitten, einen von denen, die bis in die letzten Spitzen der Monarchie hinaus gefühlt werden. Das ist auch wirklich der Fall. In einer Monarchie von der Ausdehnung und der Jahrhunderte alten Schule der österreichischen stirbt zwar selbst in dem ausgezeichnetsten Mann kein unersetzlicher; aber es gibt für jeden Zeitpunkt auch besonders geeignete, aus den Ereignissen, welche die Gegenwart bedingen, gleichsam herausgewachsene Männer, mit denen die Verständigung nach allen Seiten hin so wie aus allen Richtungen her, leicht und völlig ist und welche für die Bedürfnisse des Augenblicks, wie schwer oder leicht diese seyen, mit ihrer ganzen Person einzutreten, neben dem äußern auch den inneren Beruf, das ist, Kraft, Muth, Einsicht uud Gewandtheit haben. Ein solcher Mann war Graf Clam. Er war in jeder Beziehung tüchtig; das

aber theilte er mit vielen. Er war durch seine Geburt, durch seine Anlagen, so wie durch die Ausbildung, welche Welt und Fleiß denselben gegeben hatten, zu einer der obersten und eingreifendsten Rollen im Kaiserstaate bestimmt; das mag er auch mit Manchem gemein haben. Was ihn aber auszeichnete, war die Gunst solcher vorbereitenden Umstände, die ihn für die gegebenen Verhältnisse nicht blos zum fähigen, sondern zum geeigneten Manne machten, und diese Gunst, die ein bescheidenes Gemüth allerdings nur als eine Gabe der Vorsehung aufnehmen wird, gab der Brauchbarkeit, dem praktischen Werthe des Mannes den entscheidenden, schwer ersetzbaren Gehalt.

Aufgewachsen als Militär an der Seite des Feldherrn, durch den die Vorsehung auf das Ueberzeugendste dargethan hatte, daß in wirklich entscheidenden Augenblicken Oesterreich der rechte Mann nie fehlt; durch die Schule der ungeheuern Ereignisse vom Jahr 1812 bis zum Jahr 1815 unter solcher Leitung und auf einem Wege gegangen, der ihn mit allem, was Europa an Männern und Kräften aufzubieten im Stande war, in nahe Berührung brachte; getrieben durch seinen Eifer, durch sein Bedürfniß nach gründlicher Forschung in die Bahn praktischen Dienstes, dann wieder durch das Vertrauen des ersten österreichischen Staatsmannes auf das Feld europäischer Geschäfte geführt; hingestellt endlich durch die Kraft der Ereignisse und durch den Bedarf der Monarchie im Jahre 1830 auf einen der Posten, wo er auf das für die Aufrechthaltung des europäischen Friedens unerläßliche Aufgebot der Streitmittel, und dadurch auf die Haltung des Kaiserstaats nach außen den größten und heilsamsten Einfluß nehmen konnte: so wurde er der Mann, dem nach

Erde, könnten Klagen ihn zurückführen unter uns, er lebte in Jugend und Kraft! Der Mann aber, über den man in Wahrheit das sagen kann, hat gewiß nicht umsonst, er hat sich und seinem Vaterlande zum Ruhme gelebt, und die allgemeine Achtung steht als Monument über seinem Grabe aufgerichtet.

dem Tode Kaisers Franz der Beruf werden konnte, in diesem schweren Augenblick mitzuhelfen, der Verwaltung und dem Systeme des Cabinets den Triumph der in majestätischer Einfachheit und Ruhe fortschreitenden unerschütterten Bewegung sicher zu stellen, in dem die Stärke der Monarchie ihre volle Gewährleistung fand. Zum obersten Feldherrn oder zum obersten Staatsmanne berufen, war vor Grafen Clam die Bahn dazu unfehlbar aufgethan, als plötzlich vor dem noch jungen Manne das Grab sich öffnete und mitten in seinem Glück so wie mitten aus seinen Leistungen der Tod ihn abrief. Der Verlust wurde tief gefühlt in der Hauptstadt, und wird es tief in allen österreichischen Ländern werden, eine Erscheinung, nur in einer in allen ihren Theilen in sich so fest verbundenen Monarchie möglich wie die österreichische, auf welche das segenvolle Bild einer Familie im Großen noch seine volle Anwendung findet.

Die Vielseitigkeit des Grafen Clam und dabei die tiefe Rechtlichkeit und der ehrenwerthe Charakter jeder Seite an ihm, so wie sein hoher religiöser Sinn machen den Verlust dieses Mannes den verschiedenartigsten Menschen und Ständen schmerzlich. Der Soldat bedauert den heldenmüthigen Gefährten und den künftigen Feldherrn, der Staatsmann den erfahrenen, klugen gewandten Mann der höheren Geschäfte, der Weltmann den geistreichen, vielunterrichteten Gesellschafter, der Vater und Gatte den edlen, glücklichen, beneidenswerthen Vater und Gatten. Viele hatten sich gewöhnt, diesen Mann als eine der Stützen der Monarchie zu betrachten; viele liebten ihn um der Hoffnungen willen, die sie zur Ehre und zum Nutzen des Vaterlandes auf ihn bauten. Hätten ihn Wünsche festhalten können auf diesem hohlen Boden der

Druckfehler.

pag. 51	Zeile 7	statt: nach Masse	— lies:	in dem Maaße
„ 56	„ letzte	„ zuließe	„	zuließ.
„ 89	beisetzen: (für die Vierteljahrsschrift bestimmt)			
„ 114	Zeile 13	statt: immer unvorsichtiger	„	eine unvorsichtliche
„ 167	„ 11	„ Seite	„	Seite
„ 168	„ 3 v. u.	„ Ritalität	„	Vitalität.

Druckfehler.

pag. 51	Zeile 7	statt: nach Masse	— lies:	in dem Maaße
„ 56	„ letzte	„ zuließe	„	zuließ.
„ 89	beisetzen: (für die Vierteljahrsschrift bestimmt)			
„ 114	Zeile 13	statt: immer unvorsichtiger	„	eine unvorsichtliche
„ 167	„ 11	„ Seite	„	Seite
„ 168	„ 3 v. u.	„ Nitalität	„	Vitalität.

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004